

**Eine Zeitschrift des Vereins Deutsche Sprache  
(Georgien)**

# **GERMANISTISCHE STUDIEN**

**Nr. 11**

***Gewidmet Marion Gräfin Dönhoff***

**Herausgegeben von  
Lali Kezba-Chundadse und Friederike Schmöe**

**Begründet von  
Samson (Tengis) Karbelaschwili**

**Tbilissi · Dortmund**



**Verlag „Universal“**

**Impressum - Herausgeberinnen und Redakteurinnen:**

Lali Kezba-Chundadse (Tbilissi)

Friederike Schmöe (Bamberg)

Die Zeitschrift wurde begründet von Prof. Dr. Samson Karbelaschwili († 2009)

**Wissenschaftlicher Beirat:**

Friederike Schmöe (Bamberg)

Bernd Spillner (Duisburg-Essen)

Thomas Grub (Göteborg)

**Mitglieder der Redaktion:**

Nana Gogolashvili (Tbilissi)

Marina Andrazashvili (Tbilissi)

Levan Tsagareli (Tbilissi)

**Geschäftsführer des Vereins deutsche Sprache:**

Holger Klatte (Dortmund)

Korrektur: Die Herausgeberinnen

**Umschlag: Lali Kezba-Chundadse**

Die publizierten Beiträge sind im Volltext unter <http://germstud.wordpress.com> abrufbar.

Hinweise zur Einrichtung der Manuskripte finden Sie unter:

<http://www.germanistik.unibe.ch/gig/pdfs/gig-style-new.pdf>

Die Druckausgabe wird unterstützt durch den Verein Deutsche Sprache.

Die eingesandten Beiträge werden durch den international besetzten Beirat begutachtet.

**ISSN 1512-3251**

## INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort der Herausgeberinnen.....	1
TEIL I	
Texte in Erinnerung an Marion Gräfin Dönhoff .....	3
„Wie war sie denn so?“ Erinnerung an Marion Gräfin Dönhoff <i>Irene Brauer, Hamburg</i> .....	4
Das Leben in der ZEIT <i>Lali Kezba-Chundadse, Tbilissi</i> .....	6
<i>Erinnerung</i> als Thema im deutschen Pressediskurs der Nachkriegszeit am Beispiel des Zeitungsartikels von Marion Gräfin Dönhoff “Ritt gen Westen” <i>Nino Gogelia, Tbilissi</i> .....	20
TEIL II	
Kulturwissenschaftliche Beiträge .....	33
Über das Entstehen der Vorstellungsbilder im Stromgebiet der Narration <i>Giwi Margwelaschwili, Tbilissi</i> .....	34
Zwei Kulturen im Dialog: Sprache, Literatur und Wissen(schaft) Ein Projektvorschlag <i>Ernest W.B. Hess-Lüttich, Bern</i> .....	52
Das Wesen der europäischen Kultur <i>Bernd Spillner, Duisburg-Essen</i> .....	58
Ein Moment in der Minutenwelt: <i>Tsutisopeli</i> und die Lebenskunst im Umgang mit der Zeit <i>Wilhelm Schmid, Berlin</i> .....	66
Das Land des goldenen Vlies: Fremdbilder in den Reisebeschreibungen über Georgien <i>Nino Ivanishvili, Tbilissi</i> .....	73
TEIL III	
Literaturwissenschaft.....	90
Literatur und Literaturdidaktik im Fach Deutsch als Fremdsprache: Rückblick auf die Methodendiskussion und Überlegungen zur Aktualität des Gegenstandes <i>Werner Biechele, Jena</i> .....	91
Gift und Gender: Die Macht der Frauen im Fokus der mittelalterlichen Erzählliteratur <i>Helmut Brall-Tuchel, Düsseldorf</i> .....	105

Gerechtigkeit und Gewalt: Zur Rechtsauffassung in der mittelalterlichen Tierepik <i>Helmut Brall-Tuchel und Susan Tuchel, Düsseldorf</i> .....	128
Gewendete (T)räume: ‚explizite‘ und ‚implizite‘ Migrationen in der Literatur nach dem Mauerfall <i>Frank Thomas Grub, Göteborg</i> .....	152
E.T.A. Hoffmanns „Fräulein von Scuderi“ – Literarische Reflexion des Rechts? <i>Eter Chachanidze, Tbilissi</i> .....	169
„Vorstellung meiner Hände“ – Von den Aporien der deutschen Nachkriegslyrik und den Schwierigkeiten ihrer Überwindung. Zu Rolf Dieter Brinkmanns frühen Gedichten 1959 – 1963 <i>Sibylle Schönborn (Düsseldorf)</i> .....	200
William T. Kolderup als unzuverlässiger Erzähler (Zur narrativen Struktur von Arno Schmidts Roman <i>Die Schule der Atheisten</i> ) <i>Levan Tsagareli, Tbilissi</i> .....	211
TEIL IV	
Sprachwissenschaft .....	224
Äquivalenzverhältnisse zwischen Endonymen und Exonymen: Norm und Abweichungslegitimität <i>Marina Andrazashvili, Tbilissi</i> .....	225
Was teilen die Wörter übereinander mit? Probleme, Interpretationsmöglichkeiten und Vorteile der lexikalischen Distributionsanalyse aus der Perspektive der linguistischen Semantik <i>David Giorgobiani</i> .....	240
Kulturelle Prägung des universitären Wissenschaftsdiskurses Deutsche und georgische universitäre wissenschaftliche Textsorten im Vergleich <i>Magda Gugunischvili, Tbilissi</i> .....	261
Entwicklung einer deutsch-georgischen parallelen Baubank <i>Oleg Kapanadze, Nunu Kapanadze, Tbilissi</i> .....	272
„Und wenn jetzt meine Sätze zu schön werden, dann mach ich sie wieder kaputt.“ Konzeptionelle Mündlichkeit in Erica Pedrettis Erzählungen und im Hörspiel „Badekur“ <i>Helga Kotthoff, Freiburg</i> .....	288
Kontextualisierung der Verwaltungssprache (Am Beispiel einer Verwaltungsvorschrift) <i>Salome Schawgulidse, Kutaisi</i> .....	308
Nachwort der Herausgeberinnen: Deutsche Sprache – schwere Sprache? Von wegen! In memoriam Professor Dr. Tengis (Samson) Karbelaschwili .....	326

## Vorwort der Herausgeberinnen

Diese Erfahrung ist so gängig wie sonderbar: Nach monatelanger Arbeit, Diskussionen, Korrekturen und vielen anderen Tätigkeiten, die mit dem Erbitten, Sammeln und Redigieren von Texten verbunden sind, scheinen die Mosaiksteine sich mit einem Mal wie von selbst in Position zu legen. Aus vielen Splintern entsteht ein Ganzes. So wird in diesen Tagen aus den mannigfaltigen Beiträgen zu den „Germanistischen Studien“ eine Zeitschrift. Ein Raum der Diskussion, Meinungsbildung, Auseinandersetzung und des Lernens. Wir könnten sagen: ein klassisches Forum.

Genau so möchten wir unsere Zeitschrift verstanden wissen. Als eine Einladung an Germanisten – Literaturwissenschaftler, Sprachwissenschaftler, Mediävisten –, sich hier mit Gedanken und Thesen zur deutschen Sprache und Literatur zu verorten. Dieses Forum hat sich eine gedruckte Form gegeben (sogar eine virtuelle: [germstud.wordpress.com](http://germstud.wordpress.com)), die sowohl Wissenschaftler als auch am Deutschen Interessierte einlädt, mitzudenken und zu -diskutieren. Ein Forum versteht sich stets als ein Raum, wo Fragen gestellt und Meinungen frei geäußert werden dürfen. Im Kontext der Wissenschaften heißt dies zugleich, dass Erkenntnisse, Zwischenergebnisse und Erkenntniswege genauso wie Grundlagen und Quellen der eigenen Forschung belegt und zugänglich gemacht werden. Diese Vorgänge finden in einer Atmosphäre des Respekts und des Vertrauens statt. Genau diese Grundvoraussetzungen sind es, die wir mit den „Germanistischen Studien“ schaffen wollen; denen wir uns verpflichtet fühlen.

Tatsächlich haben wir bereits bei der Arbeit mit den Autoren und an den Texten erfahren, wie das vorliegende Forum eifrige und aktive Beteiligung hervorruft. Dafür sind wir dankbar. Wir haben eine Menge gelernt. Über die unterschiedlichsten Sachgebiete, vor allem aber über den Forschungsdrang der georgischen Germanisten, die das Gros der hier abgedruckten Aufsätze beigeleitet haben. Zu einer speziell georgischen Lesart der Germanistik möchten wir ausdrücklich ermutigen. Besonders freuen wir uns darüber, dass der Philosoph Giwi Margwelaschwili, dessen persönliche Lebensgeschichte Georgien und Deutschland auf ganz eigene Weise in sich vereint, ebenfalls einen Beitrag zur Diskussion stellt. Sein umfangreicher philosophisch-kulturtheoretischer Essay erscheint in mehreren Folgen; Teil 1 findet sich in diesem Heft.

Das vorliegende Heft ist Marion Gräfin Dönhoff gewidmet. Lali Kezba-Chundadse, Herausgeberin dieser Zeitschrift, hat bereits als Marion Dönhoffs Übersetzerin die „Gräfin“ mehrmals persönlich erlebt und pflegt seitdem engen Kontakt zur Marion-Dönhoff-Stiftung. Insofern drängte es sich auf, in der vorliegenden Ausgabe der „Germanistischen Studien“ einen Schwerpunkt zu setzen: Marion Dönhoffs publizistisches Werk gilt in der Bundesrepublik Deutschland als stete Mahnung an Toleranz und Verständigung (nicht notwendigerweise an Einverständnis!) zwischen unterschiedlichen Weltansichten. Das Desiderat, trotz verschiedener Perspektiven und Vorlieben die Gesellschaften, in denen wir leben, friedlich und vernunftgeleitet zu gestalten, bekommt für uns Europäer gerade vor dem Hintergrund der jüngsten politischen Ereignisse in der osteuropäischen Region eine ganz neue Aktualität. Das vorliegende Heft umfasst drei Aufsätze zu Marion Dönhoff, ihrem Leben und Werk.

Wir Herausgeberinnen haben uns während unserer Arbeit an der aktuellen Ausgabe in vielerlei Hinsicht auf den neuesten Forschungsstand gebracht, sind Reflexionen zu den unterschiedlichsten Themen nachgegangen und freuen uns, die ganze Breite der Germanistik in diesem Heft Nr. 11 aufgefangen zu haben. Dass die Zeitschrift damit bereits elf Mal erschienen ist, erfüllt uns mit Stolz. Georgien hat in dieser Zeit wechselvolle Jahre durchlebt. Seine Menschen waren vielen Fährnissen und Veränderungen ausgesetzt, sie sind es nach wie vor. In Zeiten, in denen das (weltweite) politisch und wirtschaftliche Leben voller Unwägbarkeiten zu sein scheint, stellt die Wissenschaft mit ihrem Auftrag, Ordnung zu schaffen, Erklärungen zu finden und Mechanismen des Zusammenhaltens zu entdecken, die Chance dar, sich auf sicherem Boden nach klaren Regeln zu bewegen. Sprache und Literatur sind keine Größen, die vom politischen Tagesgeschäft verdunkelt oder von Finanzagenturen auf Ranglisten gesetzt werden können. Sie sind beständige Begleiter, die uns Bilder und Instrumente des Denkens und Begreifens zur Verfügung stellen. Wir erleben und entfalten unsere Persönlichkeit in Sprache und in Geschichten, als Individuen, aber auch als Teile der Gesellschaften, in denen wir leben. Insofern führen unsere Fragestellungen nicht vom sogenannten „wirklichen Leben“ weg, wie den Geisteswissenschaftlern aus vielfach nicht sehr berufenem Munde oft vorgeworfen wird, im Gegenteil: Wir erarbeiten uns durch unsere Interessensgegenstände immer wieder neue Wege, um die Welt mit ihren Verdunklungstaktiken, Aufgeregtheiten und Schaumschlägereien zu hinterfragen, zu durchschauen und gemeinsam zu Klarsicht zu kommen. Aus deutscher Sicht ist es dabei auch immer wieder beeindruckend, mit welcher Empathie die georgischen Kollegen für unsere Sprache und Kultur leben.

So ist dieses Forum der „Germanistischen Studien“ mehr als nur ein Ort des Meinungsaustausches. Es ist vielmehr ein Raum, wo wir uns als Germanistinnen und Germanisten selbst positionieren – mit den Themen, die uns professionell teils schon seit vielen Jahren begleiten. Wir hoffen, dass die Zeitschrift weiterhin auf lebendiges Interesse bei den Lesern und Rezipienten stößt, ebenso wie bei jenen, die gerne ihre Themen und Forschungsgegenstände zur Diskussion stellen möchten. Dies werden wir ab jetzt im Zweijahresrhythmus tun; damit soll den Autorinnen und Autoren Zeit gegeben werden, ihre Projekte in größeren Zeitabschnitten wachsen zu lassen, bevor sie hier ihren Niederschlag finden.

Tbilissi, Dortmund im April 2014.

*Lali Kezba-Chundadse, Friederike Schmöe*

**Teil I**  
**Texte in Erinnerung an Marion Gräfin**  
**Dönhoff**

**„Wie war sie denn so?“**

## **Erinnerung an Marion Gräfin Dönhoff**

*Irene Brauer, Hamburg*

Oft werde ich gefragt: „Wie war sie denn so?“ Meist ist damit gemeint, wie war sie denn privat, die große Journalistin Marion Gräfin Dönhoff, die zeit ihres Lebens und auch danach eine moralische Instanz in Deutschland war und bis heute geblieben ist. Ich hatte das Glück, nahezu zwanzig Jahre lang eng mit ihr zusammenzuarbeiten. Die Frage nach dem Privaten kann ich nicht beantworten, denn diese Frage hat sie selbst nur höchst selten beantwortet. Sie wurde 92 Jahre alt, was ihr wichtig war, steht in ihren fast 2000 Artikeln in der ZEIT, ist in ihren 25 Büchern nachzulesen, die sie bei ihrem Tode im Jahre 2002 hinterliess. Im Jahr 2009, die Gräfin wäre 100 Jahre alt geworden, stellten ihr Neffe Friedrich Dönhoff und ich aus 800 Ordnern mit unveröffentlichten Briefen, aus Vorträgen und Tagebuchaufzeichnungen aus den 20er und 30er Jahren eine Auswahl von Texten zusammen und gaben sie als Buch heraus: „Marion Gräfin Dönhoff – Ein Leben in Briefen.“ Mit diesem Buch wollten wir einen Eindruck davon vermitteln, „wie sie denn so war“. Im Jahr 2013 hatte ich die innige Freude, auf Initiative meiner Freundin Lali Kezba-Chundadse und auf Einladung des Goethe-Instituts in Tbilissi und an der Akaki Tsereteli Universität in Kutaisi aus diesem Buch zu lesen, für mich herzergreifende Erfahrungen.

Wie war sie denn so? Ich möchte die Frage mit einer kleinen Geschichte beantworten, die zu meinen persönlichen Erinnerungen gehört:

Auf der Elbchaussee rauscht ununterbrochen der Verkehr von Hamburg-Blankenese in die Innenstadt. Plötzlich quietschen Bremsen, unheimliche Stille. Ein ahnungsvoller Blick aus dem Fenster meiner Dachgeschosswohnung zeigt mir, dass mein Gast angekommen ist. Marion Gräfin Dönhoff hat gerade ihr Auto auf dem Bürgersteig geparkt und überquert zielstrebig und unbeeindruckt vom Autostrom die Straße. Auf der anderen Seite steht eine etwas heruntergekommene Villa aus der Belle Epoque. Dort wohne ich. Ich steige die Wendeltreppe vom dritten Stock herunter, um ihr die Haustür zu öffnen. Ihre blauen Augen blitzen amüsiert, über der Schulter hängt ihre alte weinrote Umhängetasche, in der Hand hält sie die obligatorische Plastiktüte eines Hamburger Feinkosthändlers, in der sie unterwegs wichtige Unterlagen transportiert.

Es ist ein Sonntag im Sommer des Jahres 1991. Ich bin seit ein paar Jahren die persönliche Sekretärin der Gräfin bei der ZEIT. Wir arbeiten täglich eng zusammen und wissen das Wesentliche voneinander. An diesem Sonntagnachmittag sind wir bei mir zuhause verabredet, weil sie mir ihr gerade fertiggestelltes, handgeschriebenes Manuskript geben möchte: „Der Alte Fritz und die neuen Zeiten“. Der Leitartikel wird in der nächsten Nummer der ZEIT erscheinen, muss aber vorher noch abgetippt werden. Da sie bei Redaktionsschluss auf Reisen sein wird, haben wir vereinbart, dass sie mir das Manuskript auf dem Weg zum Flughafen vorbeibringt. Sie wohnt nur ein paar Kilometer von mir entfernt, am Pumpenkamp in Blankenese. Oft nimmt sie mich nach der Arbeit im Auto mit und setzt mich zu Hause ab.



Marion Dönhoff steigt leichtfüßig vor mir die steile Wendeltreppe hinauf, lässt vergessen, dass sie bereits 82 Jahre ist, verweilt an den hohen Flurfenstern, um die alten Bäume im Jenischpark zu bestaunen. Mein Vater, der seit dem Tod meiner Mutter bei mir lebt, begrüsst die Gräfin mit einem Handkuss. Marion Dönhoff zieht aus ihrer Plastiktüte eine Flasche mit den Worten: „Ich hoffe, Sie mögen Rotwein“. Ich zeige ihr, wie ich in dem verwinkelten Dachgeschoss lebe. Die vielen Bücher und eine gewisse Unordnung nimmt sie anerkennend zur Kenntnis. Marion Dönhoff setzt sich in den Ohrensessel in einem der Fenstererker, von denen aus man die Elbe sehen kann und sagt, mir halb zugewandt: „Hier würde ich sofort einziehen.“ Ich mache uns, so, wie auch im Büro, einen schwachen, schwarzen Tee. Mein hochbetagter Vater und Marion Dönhoff sitzen am runden Wohnzimmertisch und diskutieren bereits über Preußen und den Alten Fritz, ein Thema, das beide besonders interessiert. Es werden noch einige eilige Briefe beantwortet, dann macht Marion Dönhoff sich wieder auf den Weg. An der Haustür verabschiedet sie sich mit den Worten: „Was für einen herrlichen Kopf Ihr Vater hat“, und fügt mit verschmitztem Lächeln hinzu: „Vielen Dank und noch einen schönen Sonntag.“

Anschrift der Verfasserin

*Irene Brauer*  
*Geschäftsführendes Mitglied des Vorstands*  
*Marion Dönhoff Stiftung*  
*Pressehaus DIE ZEIT*  
*am Speersort 1, 20079 Hamburg*  
[\*irene.brauer@zeit.de\*](mailto:irene.brauer@zeit.de)  
[\*www.marion-doenhoff-stiftung.de\*](http://www.marion-doenhoff-stiftung.de)

## **Das Leben in der ZEIT**

*Lali Kezba-Chundadse, Tbilissi*

Den vorliegenden Text habe ich als einen Vortrag während der Deutschen Woche in Tbilissi und dann etwas verändert im GI Tbilissi und in Kutaisi gehalten, als sich Irene Brauer im

Mai 2013 mit ihrer faszinierenden Lesung aus den Briefen von Marion Gräfin Dönhoff hier in Georgien aufhielt. Für mich, als Übersetzerin der Texte von Marion Gräfin Dönhoff ins Georgische, ist es jedesmal eine Ehre, von der großen Journalistin zu berichten, die den Journalismus in Deutschland "geprägt hat wie keine zweite Frau und kaum ein Mann" (Gaschke 2009), von der Frau, die schon zu ihren Lebzeiten zu einem Symbol der ethischen Werte geworden war.

Mit der Überschrift „Das Leben in der ZEIT“ versuche ich darauf hinzudeuten, dass das Leben von Marion Gräfin Dönhoff eine ganze Epoche – von Anfang des 20. Jahrhunderts bis über die Jahrhundertwende hinaus – umfasst, eine Epoche des Weltgeschehens, auf die sie unermüdlich einen ausgeprägt persönlichen Bezug nahm. Die Überschrift enthält zugleich auch einen Hinweis auf einen Ort – DIE ZEIT am Hamburger Pressehaus, wo Marion Gräfin Dönhoff als Journalistin, Redakteurin und Herausgeberin der Zeitung die Aufgabe ihres Lebens und – nach ihrer Flucht aus Ostpreußen – eine neue Heimat fand.

Marion Gräfin Dönhoff ist vor zwölf Jahren, am 11. März 2002, im Alter von 92 Jahren verstorben. Die Redaktion der ZEIT, ihre große Verwandtschaft, ihre zahlreichen Freunde, unter ihnen Helmut Schmidt, Richard von Weizsäcker, Ralf Dahrendorf, Hans-Jochen Vogel, Henry Kissinger, weitere Politiker, Journalisten und Schriftsteller, nahmen von ihr in Trauer Abschied. Am 22. März veranstalteten Senat und Bürgerschaft der Hansestadt Hamburg für ihre Ehrenbürgerin Marion Gräfin Dönhoff eine Trauerfeier in der Hamburger St. Michaelis Kirche, dem Wahrzeichen der Stadt. Hunderte von Menschen aus allen Teilen der Welt kamen in die Kirche, um der Grande Dame des liberalen Journalismus die letzte Ehre zu geben. Tausende Briefe von Leserinnen und Lesern der ZEIT und ihrer Bücher sowie zahlreiche Nachrufe in den Medien zeugten davon, welch hohes Ansehen Marion Gräfin Dönhoff in ihrem eigenen Land, in Europa, Amerika und Asien genoss.

Für mich war die Nachricht vom Tod Marion Gräfin Dönhoffs bestürzend. Obwohl ich schon von ihrer schweren Krankheit wusste, hoffte ich doch hartnäckig, wie ein Kind, auf ihre Genesung. Wie für viele in der Welt war sie auch für mich eine Persönlichkeit, die mich sehr großzügig unterstützt hatte, die ich bewunderte, die mir eine geistige Wegbegleiterin wurde. Frau Irene Brauer, die Mitarbeiterin, Sekretärin und Freundin der Gräfin, die ihr bis zu den letzten Augenblicken treu beistand, teilte mir mit, dass die Gräfin auf Schloss Grottorf friedlich in der Umgebung der Familie, ihrer Nächsten verstarb – so würdevoll, wie sie gelebt hatte.

An die Übersetzung der Texte von Marion Gräfin Dönhoff bin ich durch einen Zufall gekommen. Die Zeitung DIE ZEIT (Nr. 23 vom 2. Juni 1995) hatte ich von einem deutschen Besucher geschenkt bekommen. Mir fiel die Rede vor Abiturienten einer Privatschule im polnischen Mikolajki, dem einstigen Nikolaiken im ostpreußischen Masuren auf, die an diesem Tag auf den Namen „Lyzeum Marion Dönhoff“ getauft wurde. Diese kurze Rede mit dem Titel „Seid tolerant“ beeindruckte mich so sehr, dass ich die Kopien des Textes an meine Germanistikstudentinnen an der Universität verteilte. Ich übersetzte den Text ins Georgische und veröffentlichte ihn in unserer Presse. Den Text fand ich sehr aktuell für unser Land, das sich immer durch Toleranz auszeichnete, wo die Bevölkerung immer plurilingual und multikulturell war. Aber wegen der unglücklichen Konstellation der Zustände in Georgien und im gesamten Kaukasus hat sich die Situation zum Schlimmeren verändert – hunderttausende Georgier sind durch zwei Kriege Flüchtlinge im eigenen Land geworden und eine Zeitlang, besonders in den neunziger Jahren nach dem ersten Krieg, ging es nicht mehr um Toleranz. Sie wollten zurück ins Kernland, egal auf welche Weise. Ich kenne das teilweise auch von meinen Verwandten, die die Vertreibung aus Abchasien über die Tshuberi-Schlucht durchgemacht hatten.

Ich übersetzte diesen Text vor allem für sie. Auch heute bin ich der Meinung: Nicht nur die Jugendlichen, sondern alle, auch die Erwachsenen in Georgien und im ganzen Kaukasus, sollten diesen Aufruf von Marion Gräfin Dönhoff vor Augen haben, wie vor fast zwei Jahrzehnten, als Gräfin Dönhoff ihn hervorbrachte:

„... die Umstände - positiv oder negativ, Glück oder Unheil - fallen nicht zufällig vom Himmel, sondern sind meist eine Reaktion auf Taten der Bürger und deren geistige Einstellung. Insofern hat jeder einzelne von uns eine große Verantwortung. Wir dürfen also nicht meinen, es genüge, wenn jeder für sich selbst sorgt, weil ja der Staat für das Ganze aufkommen muß - nein, wir alle sind für das Ganze verantwortlich. Vielleicht werden Sie fragen, was mir als geistige Einstellung für die Zukunft am wichtigsten erscheint. Ich denke, ihr müsst vor allem versuchen, tolerant zu sein. Gewiß, man könnte eine lange Liste aufstellen, aber wie lange sie sein mag, Toleranz muß jedenfalls ganz oben stehen, denn wer wirklich tolerant ist, der wird nicht in Haß verfallen und darum auch nicht versucht sein, Gewalt zu üben. Er wird die Meinung des anderen respektieren, auch wenn sie seiner eigenen widerspricht, er wird den Ausländer und den ethnisch anderen nicht diskriminieren, und er wird - und das ist sehr wichtig - keine neuen Feindbilder erfinden, mit denen der Gegner verunglimpft wird.“ (Dönhoff 1995)

Nicht ohne Scheu und Zögern hatte ich damals zum ersten Mal in meinem Leben einen Brief an einen unbekanntem Menschen, an die große Dame der ZEIT geschrieben – ich hatte ein starkes Verlangen, ihr meine Begeisterung und meine Verehrung auszudrücken. Sie antwortete und so entstand der wertvollste Briefwechsel in meinem Leben. In der nachfolgenden Zeit veröffentlichte ich in unserer Presse u.a. auch die Übersetzung des großen Interviews zum Jubiläum ihrer fünfzigjährigen journalistischen Tätigkeit: „Dieses Blatt ist meine Heimat geworden“. Mit Marion Gräfin Dönhoff sprachen Sabine Rückert, Christoph Dieckmann und Gunter Hofmann. ( Rückert 1996).

Nachher wurde auch die Übersetzung ihrer berühmten „Zwölf Thesen gegen die Maßlosigkeit“, die moralische Maßstäbe für das Weiterbestehen der Gemeinschaft setzten und besonders aktuell für die neue georgische Marktwirtschaft waren, hier veröffentlicht. Auch mehrere Reden und Artikel, die sie mir ab und zu zuschickte, wurden in unserer

Presse gedruckt. Die Übersetzung der Artikel aus ihrem Buch „Zivilisiert den Kapitalismus. Grenzen der Freiheit“ (1997) wurde beim Wettbewerb der Übersetzer, den das Goethe Institut Tbilissi 1999 veranstaltet hatte, unter vierzig anderen Übersetzungen mit dem höchsten Preis ausgezeichnet. Die meisten der übersetzten 120 Seiten wurden in georgischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht. Gräfin Dönhoff freute sich sehr über meine Auszeichnung. Sie erlaubte mir, ein Buch zu veröffentlichen mit den Texten, die ich besonders wichtig für Georgien fand. Hoffentlich werde ich dieses Projekt einmal in die Tat umsetzen können.

Ich hatte das Glück, mehrere Male von der Gräfin nach Hamburg, ins Pressehaus am Speersort, eingeladen zu werden. Unvergesslich sind die Gespräche mit ihr, stets beim Nachmittagskaffee und Plätzchen: ihre edle schlichte Art sich zu halten, ihre erstaunlich großen blauen Augen, ihr ins Herz dringender Blick.



Sie erzählte mir, dass sie einmal, Ende der 60er Jahre, nach dem Besuch Russlands, ganz kurz, für zwei Tage, in Tiflis gewesen war, dass sie unsere Universität besucht hatte. Ich schlug ihr vor, nochmals nach Georgien zu kommen, obwohl die Zeiten in den neunziger Jahren besonders düster in Georgien waren. Das störte sie nicht, vielmehr sagte sie aus persönlichen Gründen ab. Sie interessierte sich immer lebhaft für die Situation in Georgien und den anderen kaukasischen Ländern – sie war der Meinung, dass sich auch die kaukasischen Völker ungeachtet der Kriege in der Zukunft unter einem Dach vereinigen könnten. Sie zeigte auch ihr Interesse für meine Beschäftigung mit der Germanistik und reagierte in ihren Briefen auf meine Veröffentlichungen zu meiner großen Freude immer positiv. Bei unseren Treffen schenkte sie mir ihre Bücher und Fotos mit Widmungen- die wertvollsten Geschenke für mich bis heute.

Ende Mai 1998 lud mich Marion Gräfin Dönhoff ein, aus Anlass des zehnjährigen Bestehens der Marion Dönhoff Stiftung zum Jubiläumstreffen der Stipendiaten der Stiftung und Abiturientinnen des Lyzeums nach Mikolajki zu kommen, um dort einen Vortrag über Georgien zu halten und mit ihr und anderen Gästen zusammen eine

Schiffsfahrt durch die hinreißende Seelandschaft Masurens mitzuerleben, in der sie aufgewachsen war.



Unvergesslich war auch meine Rückfahrt nach Deutschland durch die Platanenalleen aus den alten preußischen Zeiten, entlang des Flusses Nogat und vorbei an der Marienburg.

### **Das erste Leben**

Marion Hedda Huberta Ilse Gräfin Dönhoff wurde 1909 als siebentes Kind auf Schloss Friedrichstein geboren, 18 km von Königsberg, (jetzt Kaliningrad), entfernt. Ihr Zuhause war das weitläufige Besitztum der Grafen Dönhoff, ein Ambiente, wo die Kaiserin Tee getrunken hatte, wo die kleinen Dönhoffs mit den Dorfkindern spielten.

1945 brennt die Rote Armee das Gebäude nieder, ein hölzerner Vogelkasten bleibt aber (1992) erhalten



In ihrem Buch "Kindheit in Preußen" (1988), das zu einem Lieblingsbuch vieler Deutscher und Deutschlesender wurde, schilderte sie die Natur, die Menschen Preußens, die Besonderheiten der strengen und zugleich liberalen Erziehung in der konservativen, hierarchischen Gesellschaft mit einem hohen ethischen Maßstab; "wichtig war, was man tut, aber wichtiger, was man nicht tut."

Als Oberprimanerin, also in der letzten Klasse des Gymnasiums, wo sie das einzige Mädchen unter vielen Jungen war, erlebte sie mit Klassenkameraden zusammen Hitlers Rede in Berlin und fand ihn irrsinnig und abstoßend: „Diese Begegnung gab für meine lebenslange Einstellung den Ausschlag (...). Vaterland, das gab es für mich nicht mehr, seit der Hitler da war“(Dönhoff 1988). Von Anfang an wusste sie, dass Hitler nur ein Unheil werden konnte – nicht nur für andere Länder, auch für Ostpreußen, für ganz Deutschland.

Wegen ihrer antinazistischen Gesinnung wurde sie während ihres Studiums der Wirtschaft in Frankfurt am Main als „rote Gräfin“ bezeichnet. 1933 unterbrach sie ihr Studium und floh in die Schweiz. Nach der Erforschung der Archive der Dönhoffschen Güter – ihrer eigenen Familiengeschichte – promovierte sie 1935 in Basel zum Dr. rer. pol. Sie wollte Wissenschaftlerin werden, aber da ihre Brüder im Krieg waren, musste sie die Verwaltung der Güter in Ostpreußen leiten, bis zu ihrer Flucht.

An einem kalten Januarmorgen 1945, als die Russen die ostpreußische Grenze überschritten hatten, reihte die 35-jährige Gräfin „im Chaos, das sich der kalendarischen Ordnung entzog“ sich in die große Kolonne der Flüchtlinge ein, die sich „von Ost nach West wälzte“ (Dönhoff 1962:12). Dies war das Ende Ostpreußens, ihrer Heimat, an der die Gräfin Dönhoff mit allen Fasern ihres Herzens hing. Den „Ritt gen Westen“ beschrieb sie 1946, in ihrem ersten Artikel für DIE ZEIT. Sie schilderte den abenteuerlichen siebenwöchigen Ritt auf ihrem treuen Fuchs Alarich noch einmal 1962 mit unwahrscheinlicher emotionaler Kraft im Buch „Namen die keiner mehr nennt. Ostpreußen – Menschen und Geschichte“: „Für mich war dies das Ende Ostpreußens: drei todkranke Soldaten, die sich über die Nogat-Brücke nach Westpreußen hineinschleppten. Und eine Reiterin, deren Vorfahren vor 600 Jahren von West nach Ost in die große Wildnis jenseits dieses Flusses gezogen waren und die nun wieder nach Westen zurücktritt – 600 Jahre Geschichte ausgelöscht.“(ebd).

Dreieinhalb Jahre früher (1941) vor der Flucht gen Westen ritt Marion Dönhoff „bereits tief drinnen gewusst, dass die Heimat für sie verloren war“(Rückert 2009) mit ihrer Cousine Sissi von Lehndorff fünf Tage (27. September bis 1. Oktober) lang durch Ostpreußen „... das Fallen der Blätter, die blaue Ferne, der Glanz der herbstlichen Sonne über den abgeernteten Feldern, das ist vielleicht das eigentliche Leben...“ Nach 68 Jahren ist die Journalistin Sabine Rückert den beiden jungen Frauen gefolgt – zu Pferde. Von Allenstein nach Steinort vom Gut Quittainen zum Schloss der Familie Lehndorff.



Marion Dönhoffs „sprachmächtige Beschreibung“ der Landschaft gehört nach den Worten von Journalistin Susanne Gaschke zu den „eindrucksvollsten Belegstücken einer an Literatur heranreichenden journalistischen Arbeit“ (Gaschke 2009). In ihren großartigen Naturbeschreibungen, in literarischen Schilderungen von Menschen und Ereignissen ist der Rezeptionsprozess gleich einem literarischen Text.

Nach ihrer Flucht von Ostpreußen nach Westfalen (1945) bestieg die Gräfin nie wieder ein Pferd. In ihrem zweiten Leben in Hamburg – als Chefredakteurin und Herausgeberin der „Zeit“ – fuhr sie ihren legendären Porsche, mit dem sie noch in hohem Alter über die Elbchaussee raste (Naumann 2009). Ihren Führerschein gab sie erst zu ihrem 90. Geburtstag ab.

### **Das zweite Leben als Journalistin**

„Meine Begriffe, was ich tun möchte, sowohl als Mensch sozusagen im meinem ersten Leben oder als Journalistin im zweiten, kamen aus meinen eigenen Vorstellungen und weniger, weil ich sagte: Der ist es, so möchte ich auch werden.“ (Dönhoff 1996: 71)

„Wenige ihrer Zeitgenossen“, so Biograf Klaus Harpprecht über die Gräfin, „haben die beiden Jahrhunderthälften in solch klarer Bewußtheit, solch ausgeprägter Gewissenhaftigkeit, so offen und zugleich so treu gegen sich selber durchgemessen“. (Harpprecht 2008).

Ihr neues, zweites Leben, das von einer anderen Art des Handelns – vom Schreiben – geprägt wurde, begann durch einen Zufall. Es war eine schwere Zeit, für alle. Sie hatte keine Arbeit. Als eine Querdenkerin schrieb sie den englischen Besatzern ein Memorandum, in dem sie erklärte, wie es in Deutschland zum Nationalsozialismus kommen konnte und was ihrer Meinung nach für den Aufbau eines neuen Deutschland getan werden müsste. Zufällig fiel dieses Memorandum vier Männern in die Hände, die

eine neue Zeitung gründen wollten, ein freies, unabhängiges, überregionales, politisches Blatt. Sie wollten Marion Dönhoff kennenlernen und luden sie zu einem Gespräch nach Hamburg ein. Im März 1946 wird Marion Gräfin Dönhoff, ein Jahr nach ihrer Ankunft im Westen, Mitglied der Redaktion der neu gegründeten Zeitung DIE ZEIT. In „Totengedenken 1946“, ihrem ersten Beitrag, erschienen in der fünften Ausgabe der ZEIT, erinnerte sie an den Totensonntag, der dem Gedenken der im Krieg Gefallenen gewidmet war. Das war ein Verstoß gegen das Verbot und die Zensur der Alliierten: „Wir balancierten, wir kämpften gegen beide Seiten – gegen die Nazis, die immer noch da waren, und gegen die Besatzung“, erinnerte sie sich in einem ihrer Interviews nach fünfzig Jahren. (DIE ZEIT Nr. 9, 23. Februar 1996).

Ein halbes Jahrhundert war „die Gräfin“ Herz und Rückgrat der ZEIT“ (Sommer: DIE ZEIT Nr. 12,14.März 2002), sowie „Maßstab“ für andere. „Ihr Geist lebt fort im Pressehaus“, so schreibt Theo Sommer, einer der „Buben der Gräfin“ in seinem Nachruf. Marion Dönhoff wollte „wirken, nicht glänzen“: Von Anbeginn an diente das als Grundlage der Glaubwürdigkeit der Hamburger Wochenzeitung DIE ZEIT.



### **Faustregel des Journalismus**

Sie hatte sich „zur Faustregel gemacht“, dass Journalisten „die Probleme rationalisieren und die Atmosphäre entemotionalisieren“ müssen (Rückert 1996: 6/22).

Der Leser sollte nicht „indoktriniert“ werden, ihm sollte freier Raum gelassen werden, damit er über das angebotene Material seine eigene Meinung, sein Urteil bilden könnte. Deswegen wurde auch unter der Rubrik „Pro und Contra“ kontroversen Standpunkten im Blatt Raum gegeben.

Sie hat am Aufbau des demokratischen Staates mitgewirkt: Der sei nach den Worten der Gräfin „abgesehen von manchen Unzulänglichkeiten, der beste, den es auf deutschem Boden je gegeben hat...“



Der Text von Sabine Rückert „Die Hüterin unserer Freiheit“ zeigt, dass die Redaktion auch allein, ohne die Gräfin, die Zeitung machen will, die auch der Gräfin gefallen würde (Rückert 2002). Auch wenn der deutsche Rudolf Augstein sagte: „Wir werden ihresgleichen nicht mehr sehen“ (S. Sommer 2002b), wird dennoch der journalistische Grundton der ZEIT von Marion Gräfin Dönhoff geprägt bleiben – unabhängig, liberal und vom hohem ethischen Maßstab.

### **Kreisauer Kreis**

Das Buch, das Marion Dönhoff 1994 veröffentlichte: „Um der Ehre willen – Erinnerungen an die Freunde vom 20. Juli“, war eine Würdigung des deutschen Widerstandes. Sie zählte diese Veröffentlichung zu ihren Wichtigsten. Am 18. Juli 1946 veröffentlichte sie einen Artikel anlässlich des zweiten Jahrestages des Attentats gegen Hitler: „Das heimliche Deutschland der Männer des 20. Juli“ (Siehe in: Irene Brauer; Friedrich Dönhoff, 2012: 30ff).

Die Verschwörung vom 20. Juli 1944, die ein Attentat gegen Hitler zum Ziel hatte, scheiterte. Fast alle Verschwörer des „Kreisauer Kreises“ wurden hingerichtet: Unter anderen Freunde und Verwandte Gräfin Dönhoffs: Peter York von Wartenburg, Helmut James von Moltke, Heinrich Graf Lehndorff, Axel von dem Bussche, Fritz von der Schulenburg, Adam von Trott zu Solz. Manche wurden erschossen, manche von ihnen nach grausamen Folterungen in Plötzensee am Fleischerhaken erhängt.

In den Kreisauer Kreis war Marion Dönhoff von ihrem Vetter Heini Lehndorff eingeführt worden. Ihre Aufgabe war, „die Leute an die Schlüsselstellung zu gewinnen“. Die Beschäftigung war sehr gefährlich. Einmal war die Gestapo auch bei ihr zu Hause gewesen. Da aber ihr Name nicht auf der Liste der Verschwörer gestanden hatte, war sie gerettet worden: „Lange Zeit wünschte ich, ich hätte auf irgendeiner Liste für „Hilfskräfte“ gestanden: Nichts konnte schlimmer sein, als alle Freunde zu verlieren und allein übrigzubleiben“ (Dönhoff 1994: 191).

Zum Kreisauer Kreis gehörten die Menschen, die ihre Stimme gegen den totalitären Staat erhoben hatten in einer Zeit, als kaum einer das wagte. Die Männer vom 20. Juli waren nicht nur „Adel des Blutes, sie waren vor allem Elite der Gesinnung“, denen „die Erneuerung der moralisch-ethischen Maßstäbe genauso wichtig war wie die Überwindung des Naziregimes. Sie hatten ihr Zukunftskonzept, sie wussten, was sie nach der Nazizeit gegen den platten Positivismus und die Pervertierung der moralischen Werte unternehmen sollten, sie wussten, dass ohne metaphysische Dimension weder das Individuum noch die Nation leben kann“ (ebd. S. 14ff).

Die junge Gräfin hatte auf der Flucht aus Ostpreußen neben wenigen Sachen in der Satteltasche ein altes Kruzifix mitgenommen, als Symbol der Zuversicht und des Vertrauens. Sie sprach überaus selten darüber, zu persönlich war ihr diese Sphäre. Aber während der Auseinandersetzung wegen des Karlsruher Kruzifixurteils schrieb sie: „Es ist wichtig, ein Symbol des Göttlichen vor Augen zu haben, das den Menschen in einer Zeit, in der er von seiner Allmacht fest überzeugt ist, daran erinnert, daß es etwas gibt, das höher ist denn seine Vernunft“ (Dönhoff 1997:102ff.).

Später sagte sie, dass man ans Kruzifix in Zeiten der Not denkt: „Wenn es hart auf hart geht, brauchen die Menschen eben so etwas.“ (Rückert 2002).

In Georgien kennen wir das seit dem Massaker schon, seit der friedlichen Demonstration vieler Tausender am 9. April 1989, als die Demonstranten mit Gas vergiftet wurden, als Frauen und Kinder von sowjetischen Sondertruppen ermordet worden waren – die Strafe allein für das Streben nach Unabhängigkeit. Wir kennen das seit der Zeit, als wir im Krieg mit Russland unsere Territorien in Abchasien und Südgeorgien (s.g.Ossetien) zweimal in den neunziger Jahren und 2008 verloren hatten, seit der Zeit, in der das Land in Not lebte und immer noch weiterlebt.

Auch in den USA brachten die bekannten Ereignisse am 11. September 2001 viele Menschen, die im Wohlstand lebten, in die Kirche zurück.

Marion Dönhoff war Christin, vielleicht tiefgläubig auf eine ganz besondere Art. Aber sie hatte nichts Frömmelndes, genauso wenig wie auch ihre Freunde vom 20. Juli. „Das letzte Gespräch“ mit ihrem Großneffen Friedrich Dönhoff kurz vor dem Tod, veröffentlicht in der ZEIT (Nr. 14, 27. März 2002), zeugt von ihrer starken religiösen Bindung.

### **Zeitzeugin Deutschlands**

Irene Brauer und Friedrich Dönhoff gaben 2012 eine Auswahl der Artikel von Marion Gräfin Dönhoff als ein Lesebuch „Zeichen ihrer Zeit“ heraus. In den Artikeln aus den vierziger Jahren bis aus dem neuen Jahrtausend, in ihren Reisereportagen, Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Portraits und Reden tritt die Gestalt der Autorin als Zeitzeugin, Beobachterin und Kommentatorin der Zeitgeschichte Deutschlands hervor.

Marion Gräfin Dönhoff war Zeugin der Zerstörung Deutschlands durch den Krieg und zugleich Betroffene. Sie war Zeugin der Entstehung Deutschlands aus Schutt und Asche und des Wirtschaftswunders. Sie war Zeugin des Mauerbaus in Berlin – des Symbols für die Teilung Europas, und des Mauerfalls und der Wiedervereinigung Deutschlands. Sie war keine Prophetin, aber sie hatte Jahrzehnte vorher vorausgesagt: Die Teilung Berlins sei ahistorisch, die Wiedervereinigung unvermeidbar. („Der Aufstand vom 17. Juni“, Die Zeit, 25. Juni 1953). Sie erlebte den Tag, als Berlin wieder Hauptstadt wurde, aber sie wusste sofort, dass das Zusammenwachsen der beiden deutschen Staaten eine Zeitlang sich als weit schwieriger erweisen könnte als erwartet). Schon 1988 sprach sie über „Ein Dach für Europa“ (Dönhoff: 1988: 356). Sie erlebte die Vereinigung Europas unter einem Dach und die Einführung der gemeinsamen Währung für die Länder Europas. Immer war sie der festen Überzeugung, dass der alte Kontinent bis zum Anfang der industriellen Revolution einen einheitlichen geistigen Raum darstellte, der unter anderem durch die aufklärerischen Ideen von Immanuel Kant verbunden war: „Die Natur hat Menschen Vernunft und die Freiheit des Willens gegeben“. Seine Statue hatte sie 1989, kurz vor der Mauereröffnung mit dem Wagen nach Königsberg (heute Kaliningrad in Russland) gebracht (Dönhoff 2002: 117) und 1992 dort wieder aufstellen lassen, weil „es Königsberg ohne Kant nicht gibt“.



Das Kant-Denkmal in Königsberg (Kaliningrad)

„Das einzige, was ich in meinem Leben als wesentliche Tat ansehe, ist die Wiederbeschaffung des Kant-Denkmals für Königsberg.“ (Aus der Rede bei der Enthüllung des von ihr gestifteten Kant-Denkmal für Kaliningrad) .

### **Versöhnungsaufrufe zur Normalisierung der Beziehungen mit dem Osten**

Die geistig-geschichtliche Grundlage Europas war für Marion Dönhoff anscheinend nicht minder wichtig als alle schwerwiegenden politischen und wirtschaftlichen Faktoren.

In der Zeit des „kalten Krieges“ zwischen Ost und West schrieb sie ihre Artikel mit Versöhnungsaufrufen zur Normalisierung der Beziehungen mit dem Osten, sie wurde zur Verfechterin der Beziehungen mit Polen: „Vielleicht ist dies der höchste Grad der Liebe: zu lieben, ohne zu besitzen“, schreibt sie im Zusammenhang mit ihrer alten Heimat Ostpreußen, das heute teils zu Polen, teils zu Russland gehört.

Sie hatte die Vorstellungen bei den Nachbarn verändert und die alten Assoziationen, die mit Deutschland verbunden waren, durch neue ersetzt. Letztendlich hat ihr politisches Engagement, ihr Schreiben zur Auflösung des ehemaligen Ostblocks mit beigetragen.

Auch noch im hohen Alter reiste sie als Journalistin in viele Länder, um die Ereignisse und Zustände zu analysieren. Mit 79 Jahren war sie in Südafrika und sah im Land der Apartheid den friedlichen Machtwechsel voraus, an den damals keiner glaubte (Dönhoff 1998:15 ff).

Zu Beginn des Konflikts auf dem Balkan (1999) sagte sie: „Beides ist schrecklich: nicht einmischen einerseits oder andererseits ein ganzes Land und seine Infrastruktur total kaputtzumachen“. (Dönhoff 2000: 13)

Als Publizistin hat Marion Dönhoff etwa 2000 ZEIT-Artikel und 25 Bücher geschrieben. Drei Themen durchziehen ihr ganzes Werk: der Widerstand gegen Hitler, die Aussöhnung mit dem Osten und die Kritik an den Auswüchsen des Kapitalismus.

Sie leugnete nicht, dass die freie Marktwirtschaft von keinem anderen Wirtschaftssystem übertroffen wird, aber wenn „dem Markt keine ethischen Grenzen gesetzt werden ... dann

entartet das Ganze“. (Dönhoff 2000:32). In diesem letzten von ihr 2000 veröffentlichten Buch „Macht und Moral“ steht als Untertitel die Frage: „Was wird aus der Gesellschaft?“

Eine ganz kurze Antwort steht im Text der Rede anlässlich der Abiturfeier von Marion Dönhoff Schule in Mikolajki: „Der Motor des Marktsystems“ (1998): „Wenn der Motor des Marktsystems der Egoismus ist – (ich muss besser sein als der andere), bedeutet dies, dass die Menschen sehr feste ethische Vorstellungen haben müssen: „denn eine Gesellschaft ohne Bindungen, ohne Spielregeln, ohne einen ethischen Minimalkonsens der Bürger, kann auf die Dauer nicht überleben“. (Dönhoff 2000: 41-42). Das Resümee ihrer Reden: „Alles hängt von den Menschen ab – von jedem einzelnen von uns“ (ebd.).

Marion Gräfin Dönhoffs Reden, Artikel und Bücher haben eine allgemeinemenschliche, eine übernationale Dimension. Ihre Mahnungen und Aufforderungen zu mehr Verantwortung, zur Bewahrung der ethischen Maßstäbe, der Tradition und zur Toleranz sind auch für Georgien heute besonders aktuell.



Das letzte Geschenk

*San Lali*  
*Marion Dönhoff*  
*12/10 97*

## **Bücher über Marion Gräfin Dönhoff und Auszeichnungen**

Ein meisterhaft gezeichnetes Portrait „einer der spannendsten Frauen unserer Zeit“ gab schon zu Lebzeiten von Marion Gräfin Dönhoff die deutsche Schriftstellerin Alice Schwarzer in ihrem Buch „Marion Dönhoff. Ein widerständiges Leben“ (1996).

Klaus Harpprecht, der im Jahr 2008 eine erste „kritische“ Biografie über die Gräfin veröffentlichte – als Erster hatte er Einsicht in den privaten und geschäftlichen Briefwechsel und in das Familienarchiv, – beschreibt ausführlich den Wandel der adligen Gutsherrin zur Journalistin der *Zeit*, ihr zweites Leben: Aristokratin und Bürgerin zugleich. Zwar wurde sie weiterhin als „Gräfin“ titulierte, doch stehe die bürgerliche Prägung und das wachsende bürgerliche Bewusstsein ihres neuen Lebens außer Zweifel.

Friedrich Dönhoffs: „Die Welt ist so wie man sie sieht“. Erinnerungen an Marion Dönhoff. 2004, Hamburg ist ein Buch über die berühmte Großtante, ihre Lebensweisheit aus der Perspektive eines mit ihr sehr verbundenen Großneffen.

Marion Gräfin Dönhoff schrieb nie eine Autobiographie – ihre persönlichen Briefe und Aufzeichnungen wurden von Irene Brauer und Friedrich Dönhoff aus deren Nachlass (1926-2002) zusammengestellt und veröffentlicht: „Marion Gräfin Dönhoff – Ein Leben in Briefen“ (2009), die den Leser an ihrem außergewöhnlichen Leben teilhaben lassen.

Das neueste Lesebuch „Zeichen ihrer Zeit“, herausgegeben von Irene Brauer und Friedrich Dönhoff, bietet „einen Querschnitt durch ihr Werk“ in Auswahl von Artikeln, Reden, Reportagen, Reiseberichten und Briefen, in denen „die Spontanität des Augenblicks-Freude und Bewunderung oder Schrecken und Entrüstung-unverfälscht durch den Zeitablauf zum Ausdruck kommen“ (Dönhoff 2012).

Marion Gräfin Dönhoff wurden zu ihren Lebzeiten zwölf Mal verschiedene Preise verliehen.

Mit einer Silbergedenkmünze im Wert von 10 Euro mit der geprägten Randinschrift „Lieben ohne zu besitzen“ (Zitat aus dem Buch „Kindheit in Ostpreußen“) und einer Sonderbriefmarke wurde Marion Gräfin Dönhoff zum 100. Geburtstag (2009) durch den Staat ausgezeichnet.

Mit dem Ziel „das geistige Erbe dieser ungewöhnlichen Frau wachzuhalten“ ([www. http://services.zeit.de/marion-doehhoff-preis/](http://services.zeit.de/marion-doehhoff-preis/)) werden die ZEIT-Stiftung, die Marion Dönhoff Stiftung und DIE ZEIT 2014 zum zwölften Mal den Marion Dönhoff Preis- einen Ehrenpreis und einen mit 20.000 Euro dotierten Förderpreis für internationale Verständigung und Versöhnung verleihen.

Der Marion Dönhoff Preis wird nach dem Motto im Titel ihres Buches „Menschen, die wissen, worum es geht“ an die Menschen vergeben, die „alle eins gemeinsam haben. Sie sind ganz echt – sie lassen sich nicht vom Zeitgeist oder von Werbeagenturen stilisieren. Sie machen keine Konzessionen an Publikum, Mode, Karriere. Sie sind ohne Furcht. Sie folgen ihren eigenen Maßstäben und ihrer Intuition. Intuition hat mit Gefühl zu tun, aber auch in der Politik ist Gefühl wichtig-nicht im Sinne von Emotionen, sondern im Sinne von Gewißheit. Eben darum:“Menschen, die wissen worum es geht“ (Dönhoff: 1976:8).

## Schlusswort

Die Grundzüge des Wesens von Marion Gräfin Dönhoff: ungekünstelte Aufrichtigkeit, äußere Schlichtheit, herbe Lauterkeit und Unerschrockenheit, bezwingende Subjektivität (bei unaufdringlicher Ich-Form der Darlegung) und zugleich einfühlsame Toleranz prägen ihre Texte. Als Individuum war sie „unverwechselbar und unnachahmbar“ und so ist auch ihr Stil – fast karg, jedoch nicht ohne rhetorische Mittel, die starke persuasive Strategien ausüben, indem der initiierte Überzeugungsprozess zum Ziel – zu einem Standpunktwechsel des Lesers – führen soll. Sie versucht, den Leser zu einer bestimmten Meinung, Haltung oder Verhaltensänderung zu bewegen, dabei ihn ohne Pathos zu überzeugen. Und vom jeweiligen Kontext hängt es ab, mit welchen Mitteln diese Strategie vollzogen wird. Die Strategie des Überzeugens gründet auf die Kraft von Argumenten, die Strategie der Überredung beruht auf einer subjektiv-emotionalen Argumentation.

Die Verbindung mit dem Werk von Marion Gräfin Dönhoff bleibt hier in Georgien bis heute lebendig: Seit 4 Jahren betreue ich eine Promotionsarbeit von Nino Gogelia, der Doktorandin des PhD Programms *Deutsche Philologie* an der TSU, die ein Textkorpus von Marion Gräfin Dönhoff zum Objekt der wissenschaftlichen Forschung hat – freilich zum ersten Mal, auch in Deutschland sind sie wissenschaftlich noch nicht erforscht. Das Promotionsthema heißt: „Diskurslinguistische Interpretation der Aussagestrategien im deutschen Pressediskurs am Beispiel der publizistischen Texte von Marion Gräfin Dönhoff“. Den Lesern dieses Heftes bietet Frau Gogelia einen Beitrag an, mit dem ein kurzes Kapitel über Marion Gräfin Dönhoff im vorliegenden Heft schließt: „Erinnerung als Thema im deutschen Pressediskurs der Nachkriegszeit am Beispiel des Zeitungsartikels von Marion Gräfin Dönhoff ‘Ritt gen Westen‘“.

## Primärquellen

- Dönhoff, Marion Gräfin (1995): Seid Tolerant. In: DIE ZEIT 2.06.1995 (Nr. 23).
- Dönhoff, Marion Gräfin (1995): Dieses Blatt ist meine Heimat geworden. In: *DIE ZEIT*, 23.02.1996. Nr.9.
- Dönhoff, Marion Gräfin (1962,1995): Namen die keiner mehr nennt. Ostpreußen - Menschen und Geschichte. Deutscher Taschenbuch Verlag, München
- Dönhoff, Marion Gräfin (1976): Menschen, die wissen, worum es geht. Politische Schicksale 1916 bis 1976. Hoffmann und Campe, Hamburg.
- Dönhoff, Marion Gräfin (1988): Weit ist der Weg nach Osten. Deutscher Taschenbuch Verlag, München.
- Dönhoff, Marion Gräfin (1994): „Um der Ehre willen“: Erinnerungen an die Freunde vom 20.Juli. Volf Siedler Verlag, Berlin.
- Dönhoff, Marion Gräfin (1996): Gesprächsprotokoll Januar 1996, Dönhoff-Archiv, in: Haug von Kuehnheim: *Marion Dönhoff*, S. 71.
- Dönhoff, Marion Gräfin (1997): Zivilisiert den Kapitalismus. Grenzen der Freiheit. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
- Dönhoff, Marion Gräfin (1998): *Der Effendi wünscht zu beten. Reisen in die vergangene Fremde*. Siedler Verlag. Berlin
- Marion Gräfin Dönhoff (2000): *Macht und Moral: Was wird aus der Gesellschaft?* Kiepenheuer& Witsch, Köln.

- Marion Gräfin Dönhoff (2000): Mit Kant im Auto. In: Was mir wichtig war. Letzte Aufzeichnungen und Gespräche. Siedler Verlag Berlin.
- Dönhoff, Marion Gräfin (2009): Ein Leben in Briefen. Hrsg. von Irene Brauer und Friedrich Dönhoff. Hoffmann und Campe: Hamburg.
- Dönhoff, Marion Gräfin (2012): Zeichen ihrer Zeit. Hrsg. von Irene Brauer und Friedrich Dönhoff. Ein Lesebuch. Diogenes. Zürich

### **Sekundärliteratur und -quellen**

- Dönhoff, Friedrich (2002): *Marion Dönhoff* „Die Welt ist so, wie man sie sieht.“ Hoffmann und Campe. Hamburg
- Gaschke, Susanne (2009): *Die Wort-Mächtige*. Aus ZEIT Archiv, Marion Dönhoff, ZUM 100. GEBURTSTAG VON MARION GRÄFIN DÖNHOFF, In: *DIE ZEIT* (Nr. 49). Im Internet unter: <http://www.zeit.de/2009/49/Doenhoff-Journalismus> Zuletzt gesehen am: 10.03.2014.
- Harppecht, Klaus 2008: *Die Gräfin. Marion Dönhoff. Eine Biographie*. Rowohlt Verlag, Reinbek.
- Naumann, Michael (2009): Mit Marion Dönhoff in Amerika und auf einer deutschen Autobahn . ZUM 100. GEBURTSTAG VON MARION GRÄFIN DÖNHOFF Wenn die Gänse ziehen. In: *DIE ZEIT*. (Nr. 49). Im Internet unter: <http://www.zeit.de/2009/49/Doenhoff-Porsche> Zuletzt gesehen am: 10.03.2014.
- Rückert, Sabine (1996): Dieses Blatt ist meine Heimat geworden, 23.02.1996 (Nr. 9).
- Rückert, Sabine (2009): Masurische Elegie. In: *DIE ZEIT*, 27.11.2009 (Nr. 49).
- Rückert, Sabine (2012): Hüterin unserer Freiheit. In: *DIE ZEIT*, 14.03.2012 (Nr. 12).
- Sommer, Theo (2002a): Masurische Elegie. Abschied. Trauer - und ein Hauch heiterer Gelöstheit: Eindrücke von der Beisetzung Marion Dönhoffs. In: *DIE ZEIT*, 27.03.2002 (Nr. 49).
- Sommer, Theo (2002b): „Ihr Geist lebt fort im Pressehaus. Ein halbes Jahrhundert war "die Gräfin" Herz und Rückgrat der ZEIT“. In: *DIE ZEIT*. 14. 03 2002, Nr.12
- Schwarzer, Alice (1996): *Marion Dönhoff- Ein widerständiges Leben*. Kiepenheuer& Witsch, Köln.

Anschrift der Verfasserin

*Prof. Dr. Lali Kezba-Chundadse*  
**Staatliche Ivane-Javakhishvili Universität Tbilissi**  
 Leiterin der Abteilung für Deutsche Philologie  
 der Fakultät für Geisteswissenschaften  
**Universitätsgebäude 5, Raum 224**  
**Chavchavadze ave 36, Georgien, Tbilissi 0179**  
 E-Mail: [lali.kezba\\_chundadse@yahoo.de](mailto:lali.kezba_chundadse@yahoo.de)

## **Erinnerung als Thema im deutschen Pressediskurs der Nachkriegszeit am Beispiel des Zeitungsartikels von Marion Gräfin Dönhoff „Ritt gen Westen“**

*Nino Gogelia, Tbilissi*

### **Problemstellung**

Symbolische Sinnsysteme oder Wissensordnungen, die kollektiv erzeugt werden, bestimmen im Wesentlichen die menschliche Denkweise und vermitteln gleichzeitig auch die Beziehungen der Menschen zur Welt. In den letzten Jahrzehnten sind in den Analysen der gesellschaftlichen Wissenssysteme und der symbolischen Ordnungen die Begriffe des „Diskurses“, der „Diskurstheorie“ und der „Diskursanalyse“ besonders wichtig geworden. Die diskursorientierten Theorien und Forschungen greifen auf viele verschiedene sozial- und geisteswissenschaftliche Disziplinen, bspw. Geschichts-, Sprach-, Literatur-, Politikwissenschaften etc. über. Auf den Begriff „Diskurs“ wird dann Bezug genommen, wenn nach der Konstitution und Konstruktion von Welt im konkreten Zeichengebrauch oder nach den grundlegenden Strukturmustern und Regeln der Bedeutungs(re)produktion geforscht wird. Durch Diskurse versucht man Bedeutungszuschreibungen und Sinn-Ordnungen auf Zeit zu stabilisieren und dadurch eine kollektiv verbindliche Wissensordnung in einem sozialen Ensemble zu institutionalisieren (vgl. Keller 2007:7).

„Diskurs“ als „sprachwissenschaftliches Objekt“ (Busse/Teubert 1994) wurde akzeptiert und linguistische Diskursanalysen sind populär geworden. Durch Diskurse kann man grundlegende erkenntnistheoretische Fragen aufwerfen und analysieren.

Man unterscheidet zwischen 4 Verwendungsweisen vom Diskurs-Begriff in den Theorien der Diskursforschung:

- a. Bildungssprachlich ist der Diskurs-Begriff ein soziolektal geprägtes Synonym für *Debatte* oder *Gespräch* und seit den 1980er Jahren in den Medien verbreitet;
- b. Nach dem normativ-kritischen Ansatz, der sich auf die „Diskursethik“ von Habermas und auf eine kritische Gesellschaftstheorie stützt, versteht man darunter den konsensorientierten Gedankenaustausch unter Bürgern, die aus der gleichen sozialen Umgebung kommen - ein „herrschaftsfreier Diskurs“;
- c. Nach dem analytisch-pragmatischen Ansatz, der sich auf analytisch-pragmatische Empirie stützt und für die Analyse der Sprech- und Handlungssituationen im interaktiven Prozess verwendet wird (Discourse Analysis - die angelsächsische Tradition der Diskursforschung), ist „Diskurs“ eine größere Äußerungseinheit der gesprochenen Sprache, die durch Musterhaftigkeit gekennzeichnet ist;
- d. Laut dem genealogisch-kritischen Ansatz, der sich auf die Diskursanalyse im Sinne Foucaults stützt, wird der Diskurs als Formationssystem von Aussagen definiert, das auf kollektives, handlungsleitendes und sozial aufgeschichtetes Wissen verweist. Der Ansatz entstammt den poststrukturalistischen Theorien und beschäftigt sich mit (historischen) Aussageanalysen (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011:9).



Im Zentrum der Diskursforschung steht vielmehr die Analyse institutioneller Regulierungen von Aussagepraktiken und deren performative, wirklichkeitskonstituierende Macht. Die *Diskurstheorien* entwickeln allgemeine theoretische Grundperspektiven auf die sprachförmige Konstituiertheit der Sinnhaftigkeit von Welt. Die *Diskursanalysen* konzentrieren sich auf die empirische Untersuchung von Diskursen. Der Begriff „Diskursanalyse“ lässt sich nicht als eine spezifische Methode verstehen. Damit wird eher eine Forschungsperspektive auf die Forschungsgegenstände bezeichnet, die eben als Diskurse begriffen werden. Der Begriff des Diskurses bezieht sich deswegen auf sehr Unterschiedliches und mit seiner Verwendung sind heterogene Forschungsziele verbunden (vgl. Keller 2007:8-10).

Den Ausgangspunkt für die klassische Analyse der gesellschaftlichen Diskurse bildet der Diskursbegriff, der aus der französischen poststrukturalistischen Forschung stammt und auf Foucault zurückgeht.

Der Foucaultsche Diskursbegriff betrifft intertextuelle Beziehungen auf einer gesellschaftlichen Ebene und gesellschaftlich relevante kollektive Wissenskonstitutionsprozesse. Ein Diskurs im Foucaultschen Sinne ist eine Menge von Aussagen, die einem gemeinsamen Formationssystem angehören, also einem Formationssystem von Wissenssegmenten, die die Produktionsbedingungen für Äußerungen steuern und Produktions-, Strukturierungs- und Ausschließungsmechanismen indizieren (vgl. Busse 2000:40).

Diskurse werden als Formen sozialer Erfahrungen/Praktiken angenommen. Es gibt eine dialektische Verbindung zwischen den Diskursen und jener sozialen Struktur, die den diskursiven Kontext schafft. Diskurse konstruieren die Welt, in der wir wohnen und umgekehrt: unsere Umwelt bewirkt die Bildung der Diskurse. Diskurse können die Gesellschaften formieren und transformieren, auch sozial nachhaltige Strukturen, soziale Beziehungen und Wissenssysteme bilden. Diskurse werden durch diskursive Formationen/Systeme „ins Leben gerufen“. Diskursive Formationen/Systeme stellen Netzwerke von Konventionen über sprachliche Ausdrucksweisen dar und sind mit sozialen Institutionen verbunden (vgl. Keller 2007:44-45).

Laut Fraas sind Diskurse im Sinne Foucaults aus Sicht der Linguistik auf der Ebene der gesellschaftlichen Interaktion anzusiedeln. Einerseits manifestieren sie sich als Aussageensembles, in denen auf gesellschaftlicher Ebene ein Thema verhandelt wird und andererseits sind sie nur in konkreten Texten zu fassen. Diese Texte sind untereinander durch das gemeinsame Thema verbunden, beziehen sich formal und semantisch aufeinander und werden als komplexe Netzstruktur dargestellt (vgl. Fraas 1996).

Die gesellschaftliche Dimension von Diskursen impliziert, dass sie auf Verbreitung und auf Vermittlungsinstanzen angewiesen sind, auf Plattformen sozialen Austausches, also auf Medien. Jedes Massenmedium hat dabei seine spezifischen Möglichkeiten und Beschränkungen, Diskurse zu etablieren oder zu entwickeln (vgl. Jäger/Jäger 2007).

In der jüngeren medienlinguistischen Forschung rückt der Sprachgebrauch in den Massenmedien in den Mittelpunkt. Die Arbeiten vieler Wissenschaftler umfassen ein breites Spektrum im Bereich „Medienforschung“. Davon sind einige zu nennen: Mediensprache, Textsorten in den Massenmedien, Sprache in modernen Medien,

Medienkommunikation, Methoden der Medienforschung, kontrastive Vergleiche der medialen Textsorten, Mediendiskurse etc.

Laut Perrin, einem der Mediendiskursforscher, sind Mediendiskurse als Bausteine der gesellschaftlichen Wissenskonstitution hervorgegangen und betrachten unterschiedlich den Zusammenhang von gesellschaftlichem Wissen und massenmedialen Diskursen (vgl. Perrin 2006, 89).

Die Relation zwischen Medien und einem Diskurs lässt sich nicht nur einseitig beschreiben, denn beide hängen gleichzeitig mit den Machtverhältnissen in der Gesellschaft zusammen. Laut Maas wird diese Relation durch Texte vermittelt, die einen Teil bestimmter gesellschaftlicher Praktiken/Erfahrungen ausmachen. In diesem Rahmen wird die Textanalyse zur Diskursanalyse. Es werden die „Regeln“ für einen spezifischen Diskursstrang bestimmt, wo die Texte ein konkretes Thema behandeln. Das Filtern und die Rekonstruktion der Textinhalte ist durch Analyse erreichbar. Eine ähnliche Analyse sollte zeigen, wie ein „Epochengeist“ in den Texten aus dem jeweiligen Zeitraum sichtbar wird (Maas 1984).

### **Diskursanalytische Untersuchung des Begriffs „Erinnerung“ im Umfeld des Zeitungsartikels von Marion Gräfin Dönhoff „Ritt gen Westen“**

Die moderne Gesellschaft versucht, ihre Existenz, ihre Identität und ihre Macht zu legitimieren. In diesem Zusammenhang spielt die Erinnerung eine wichtige Rolle. Die Erinnerungen werden medial vermittelt, d. h. durch alle möglichen Kommunikationsmedien: Texte, Bilder, Orte, Rituale oder Traditionen. Die Erinnerungen werden im Gedächtnis „gelagert“. Durch das Gedächtnis wird die Wirklichkeit, die in der Vergangenheit stehen geblieben ist, zum Zeitgenossen der Moderne. Laut der Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs werden die Erinnerungen bewahrt; sie werden in einen fiktiven Sinn-Rahmen „eingehängt“. Wenn man erinnert, werden die Erfahrungen in einem Rahmen wieder „lebendig“. Die Erinnerung macht eine scharfe Trennung zwischen Gestern und Heute, sie ist die Rekonstruktion der Vergangenheit und damit unterscheidet sie sich von dem Speicherungsprozess, der mit der kulturellen Wiederherstellung der Vergangenheit verbunden ist. Das Gedächtnis beruht auf Kontinuität und Wiederholbarkeit, während die Erinnerung einen Kontinuitätsbruch voraussetzt (A. Assmann/J. Assmann 1994, 115-129).

Laut Linke ist das semantische Feld der Begriffe „Erinnerung“ und „Gedächtnis“ im Deutschen recht differenziert. Das Wortfeld beinhaltet also die Nomina wie „Gedächtnis“, „Erinnerung“, „Gedenken“, auch die Verben, die mit diesen Nomina in Korrelation stehen wie „sich erinnern“, „gedenken“ und eine große Zahl von mehr oder weniger festen Wendungen wie „im Gedächtnis bewahren“, „in Erinnerung rufen“, „in guter/schlechter Erinnerung haben“ etc. Die Nomina „Erinnerung“ und „Gedächtnis“ können in mancher Hinsicht synonym verwendet werden, zugleich werden aber in der Gebrauchssprache bedeutende Unterschiede deutlich. Mit dem Begriff „Gedächtnis“ machen wir auf etwas Statisches, d. h. auf die vergangenen Ereignisse und somit auf unsere „Wissensspeicher“ aufmerksam und der Begriff „Erinnerung“ impliziert etwas Dynamisches, d. h. die Fähigkeit zur Vergegenwärtigung unseres Wissens über die Vergangenheit und somit den Prozess der Visualisierung dieses Wissens. Die Erinnerung ist mit diesem Prozess verbunden. Einzelne Individuen können die Erinnerungen, die sie

im Gedächtnis bewahren, sozial überformen, was durch die Normen und Werte bedingt werden, die in einer Gesellschaft gültig sind (Linke 2005, 65-83).

Die Erinnerung entsteht nicht nur unter einzelnen Menschen, sondern auch unter Mitgliedern einer Gemeinschaft. Sie ist vor allem ein soziales Phänomen. Was und wie erinnert wird, hängt im Wesentlichen von dem sozialen (=gesellschaftlichen) Kontext ab.

Ein weit verbreitetes Thema in der deutschen Erinnerungskultur ist der Nationalsozialismus - eine scharfe und heftige Auseinandersetzung über die eigene Vergangenheit. Die Gesellschaft aus den Zeiten des Nationalsozialismus wird bis heute im Kontext der nationalsozialistischen Propaganda betrachtet. Um zu zeigen, wie man sich in der modernen Gesellschaft am Beispiel eines einzelnen Individuums an die Vergangenheit erinnert und wie wichtig dabei die Medien sein können, wird in der vorliegenden Abhandlung der Zeitungsartikel "Ritt gen Westen" von Marion Gräfin Dönhoff, einer der bekannten deutschen Journalistinnen, untersucht und aufgrund der vorhandenen Textkorpora eine diskurslinguistische Analyse durchgeführt.

Die vorhandene Analyse beruht methodisch auf der Theorie von Siegfried Jäger, der den Ansatz der kritischen Diskursanalyse der Diskursforschung im deutschsprachigen Raum vertritt. Untersucht werden die Makro- und Mikrostrukturen des Textes, die verwendeten stilistisch-rhetorischen Techniken, Aspekte der Textkomposition (vgl. Jäger, 1993 / Jäger, 1994).

### **Marion Gräfin Dönhoff „Ritt gen Westen“ (Die ZEIT vom 21.März 1946)**

1 20. März 1945: „Ankunft in V.“ steht in meinem Notizbuch. Ein Jahr ist das nun schon her, seit ich in Vinsebeck, 2 einem kleinen Ort in Westfalen, ankam, um dort mein braves Pferd, das mich treu und nimmermüde von Ost- 3 preußen in den Westen getragen hat, in einem Gestüt bei Freunden einzustellen.

4 Am 21. Januar hatten wir uns zusammen auf den Weg gemacht, spät am Abend durch einen von den Ereignissen 5 schon fast überholten Räumungsbefehl alarmiert und von dem immer näher rückenden Lärm des Krieges zur

6 Eile getrieben. In nächtlicher Dunkelheit die Wagen packen, die Scheunentore öffnen, das Vieh losbinden – das 7 alles geschah wie im Traum und war das Werk weniger Stunden.

8 Und dann begann der große Auszug aus dem gelobten Land der Heimat, nicht wie zu Abrahams Zeiten mit der 9 Verheißung „in ein Land, das ich dir zeigen werde“, sondern ohne Ziel und Führung hinaus in die Nacht.

10 Aus allen Dörfern, von allen Straßen kommen sie zusammen: Wagen, Pferde, Fußgänger mit Handwagen, 11 Hunderte, Tausende; unablässig strömen sie von Nord und Süd zur großen Ost-West-Straße und kriechen 12 langsam dahin, Tag für Tag, so als sei der Schritt des Pferdes das Maß der Stunde und aller Zeiten.

13 Fremd sind die Flieger am Himmel, fremd das Donnern der Geschütze und fremd das Lärmen der Panzerketten, 14 die an uns vorüberrasseln. Schritt für Schritt geht es weiter

durch die eisigen Schneestürme des Ostens. Die 15 Nächte gehen dahin auf den Landstraßen an Feuern oder in den Scheunen verlassener Höfe, und der dämmernde 16 Morgen bringt immer das gleiche Bild. Kinder sterben, und Alle schließen die Augen, in denen angstvoll die 17 Sorgen und das Leid von Generationen stehen.

18 *Woche um Woche verrinnt.* Hinter uns brandet das Meer der Kriegswellen, und vor uns reiht sich Wagen an 19 Wagen in endloser Folge – es gibt nur noch den Rhythmus des Pferdeschrittes, so wie er unbeirrt durch die 20 Jahrtausende gegangen ist. Ist es der Auszug der Kinder Israel, ist es ein Stück Völkerwanderung, oder ist es ein 21 lebendiger Fluss, der gen Westen strömt, gewaltig anwachsend – „Bruder, nimm die Brüder mit“?

25 *Aus allen Ländern und Provinzen, durch die der Fluss sich wälzt, streben sie ihm zu,* neue Ströme von Wagen 26 und Menschen. Die Dörfer bleiben verwaist zurück, in Pommern, in der Mark und in Mecklenburg, und der Zug 27 wächst, und die Kette wird immer länger; längst fahren zwei und drei Fahrzeuge nebeneinander und sperren die 28 ganze Breite der Straße. Aber was tut es, sie haben alle den gleichen Weg – gen Osten fährt keiner mehr. Nur 29 die Gedanken gehen täglich dorthin zurück, all diese vielen herrenlosen Gedanken und Träume. Niemand 30 spricht, man sieht keine Tränen und hört nur das Knarren der allmählich trocken werdenden Räder.

31 *Viele Marksteine der östlichen Geschichte standen an dem endlosen Wege:* die Marienburg, das Schloss Varzin, 32 die Festung Kolberg. Nogat, Weichsel, Oder und Elbe haben wir überquert, und allmählich, Eis und Schnee 33 zurücklassend, ziehen wir mit dem aufblühenden Frühling durch das Schaumburger Land; und nun ist auch 34 langsam der Strom der wandernden Flüchtlinge verebbt und irgendwo in neue Häfen und enge Stätten der 35 Zuflucht eingemündet.

36 *Ich bin schließlich ganz allein mit dem braven Fuchs bei Rinteln über die Weserbrücke geritten,* vorbei an 37 Bartrup, einem kleinen Städtchen, aus dessen Mitte ein schönes Renaissanceschloss emporsteigt. Vor mir liegt 38 ein bewaldeter Höhenzug, und dahinter muss auch bald das Ziel unserer Reise zu finden sein. Wie die 39 Slalomspur eines Schiläufers ist der Weg in großen Schleifen in den Buchenhang eingeschnitten, über den 40 schon ein leiser Schimmer von Grün liegt. Wir steigen gemächlich bergan, es ist ein schöner Vorfrühlingstag, 41 die Drosseln schlagen, und ein sanfter Wind treibt die Wolken über die warme Frühlingssonne. Plötzlich, als 42 wir in die letzte Kurve der Straße einbiegen, steht droben an dem Kamm eine einsame Gestalt, wie ein 43 Monument vor dem hellen Himmel. Seltsam fremd in dieser Landschaft und doch auch wieder vertraut: Das Bild 44 eines alten Mannes, grau, verhungert, abgerissen in seiner Kleidung, auf dem Rücken einen Sack, der die letzte 45 Habe birgt, in der Hand einen Stab – so steht er wie einer jener Hirten, die zu Homers Zeiten ihre Schafe 46 weideten, und sieht mit weltverlorenem, zeitlosem Blick in die blaue Weite des Tals. Mir kommt das Bild des 47 Rilkeschen Bettlers auf dem Pont Neuf in den Sinn: „Der blinde Mann, der auf der Brücke steht, / grau wie ein 48 Markstein namenloser Reiche, / er ist vielleicht das Ding, das immer gleiche, / um das von fern die Sternstunde 49 geht.“

50 *Ich wage nicht, ihn zu stören, und grüße ihn nur, wie man ein Kreuz grüßt,* das am Wege steht, voller Ehrfurcht 51 und nicht Antwort heischend.

52 *Und dann bietet sich mir ein unfassliches Bild:* Den Berg herauf, uns entgegen, kommen sie gewandert, viele 53 solcher Gestalten, manchmal zwei oder drei, die gemeinsam ziehen und das Los der Landstraße miteinander 54 teilen, aber meist sind es einzelne, durch den Krieg nicht nur der Habe und der Zuflucht beraubt, sondern auch 55 der tröstlichen Gemeinschaft vertrauter Menschen. Grau, elend, abgehärmt sind ihre Gesichter, voller Spuren 56 angsterfüllter Bunkernächte, aber aus ihren Augen ist die Furcht längst geschwunden, stumpfe

57 Hoffnungslosigkeit ist eingezogen.

58 *Ist das noch Deutschland, dieses Fleckchen Erde, auf dem sich Ost und West begegnen*, ratlos, ohne Heimat und 59 Ziel, zusammengetrieben wie flüchtendes Wild in einem Kessel? Ist dies das „tausendjährige Reich“: Ein

60 Bergeskamm mit ein paar zerlumpten Bettlern darauf? Ist das alles, was übrig blieb von einem Volk, das

61 auszog, die Fleischstöcke Europas zu erobern? Wie klar und deutlich ist die Antwort zu lesen: „Denn wir haben 62 hier keine bleibende Statt, aber die zukünftige suchen wir.“

### **Analyse der Makrostruktur des Textes**

Die Komposition des gesamten Textes ist in Form einer Reportage wiedergegeben. Es ist ein tatsachenbetonter Erlebnisbericht, der sich auf reale Fakten/Erlebnisse bezieht, diese Erlebnisse/Fakten sind aber persönlich eingefärbt. Die Narration geht auf konkrete Ereignisse ein, schildert sie als Erlebnisse der Autorin. Das gesamte Gliederungsschema ist typisch für eine Reportage. Der Text besteht aus 3 Kompositionsblöcken: der Einleitung (Absätze 1,2), dem Hauptteil (Absätze 3-11) und dem Schluss (Absatz 12). In der Einleitung ist ein Problem aufgeworfen, d. h. es wird ein konkretes Ereignis beschrieben, was in der Erzählung eine gewisse Spannung auslöst. Im Hauptteil werden die Fakten dargestellt, die Autorin berichtet über ihre eigenen Erlebnisse und nimmt Stellung dazu. Am Ende der Reportage ist der Standpunkt der Autorin noch einmal vertreten und wird durch rhetorische Fragen unterstützt, was dem Text noch mehr Expressivität verleiht und der Appell, der an die deutsche Gesellschaft der Nachkriegszeit gerichtet ist, wirkt umso eindringlicher.

Die Reportage im klassischen Sinne ist eine Milieustudie, die die Handlungen und Ereignisse spannend und interessant beschreibt. Laut Egon Erwin Kisch „Reportage heißt Sichtbarmachung der Arbeit und der Lebensweise“ (Kisch 1979).

In dieser Hinsicht ist die Reise von Marion Gräfin Dönhoff von Ost- nach Westdeutschland eine sprachliche Darstellung jenes Weltwissens oder jener Lebenserfahrung, die die Autorin in einer bestimmten Zeitspanne erworben hat.

Der Text besteht aus 12 Absätzen:

(1) 20. März 1945: „Ankunft in V.“ *Steht in meinem Notizbuch. [...]*

(2) Am 21. Januar hatten wir uns zusammen auf den Weg gemacht [...]

- (3) *Und dann begann der große Auszug aus dem gelobten Land der Heimat, nicht wie zu Abrahams Zeiten [...]*
- (4) *Aus allen Dörfern, von allen Straßen kommen sie zusammen: Wagen, Pferde, Fußgänger mit Handwagen, Hunderte, Tausende; [...]*
- (5) *Fremd sind die Flieger am Himmel, fremd das Donnern der Geschütze [...]*
- (6) *Woche um Woche verrinnt. [...]*
- (7) *Aus allen Ländern und Provinzen, durch die der Fluss [der Fluss der Flüchtlinge - N. G.] sich wälzt, streben sie ihm zu, neue Ströme von Wagen und Menschen. [...]*
- (8) *Viele Marksteine der östlichen Geschichte standen auf dem endlosen Wege [...]*
- (9) *Ich bin schließlich ganz allein mit dem braven Fuchs [der Name des Pferdes - N. G.] bei Rinteln über die Weserbrücke geritten [...]*
- (10) *Ich wage nicht, ihn zu stören, und grüße ihn nur, [...]*
- (11) *Und dann bietet sich mir ein unfassliches Bild: [...] uns entgegen, kommen sie gewandert, viele solcher Gestalten [...], grau, elend, abgehärmt [...]*
- (12) *Ist das noch Deutschland, dieses Fleckchen Erde, auf dem sich Ost und West begegnen [...]?*

Um mehr Lebhaftigkeit zu erlangen, wechselt die Autorin im Anfangssatz jedes Absatzes die Erzählperspektive mittels folgender Techniken:

1. Das Hauptereignis wird aus der Nähe betrachtet - Absätze (1), (2)
2. Abstraktion einer gewissen Stellungnahme und Beschreibung der allgemeinen Lage und Prozesse - Absätze (3), (4), (7)
3. Wechsel der Zeitformen:
  - a. Präsens (Absatz 1) → Plusquamperfekt (Absatz 2) → Imperfekt (Absatz 3) → Präsens (Absatz 4)
  - b. Präsens (Absatz 7) → Imperfekt (Absatz 8) → Perfekt (Absätze 9,10) → Präsens (Absätze 11,12).

Der Gebrauch von Präsens in der Reportage, wo unmittelbar erlebte Ereignisse vermittelt werden, betont die Aktualität der Ereignisse und Fakten (Absätze 1,4,5,7,11,12). Durch die Verwendung von Plusquamperfekt und Imperfekt wird der historische Hintergrund hervorgehoben, der das Gegenwärtige verdeutlicht; mit Hilfe dieser Tempora werden die Ereignisse bzw. ihre Entstehungsgründe beschrieben und erläutert und das *Warum* erklärt (Absätze 2,3,8). Das Perfekt dokumentiert die laufenden Handlungen (Absatz 9).

4. Wechsel der Aktualität der Ereignisse: primäre oder akute Aktualität der Ereignisse, die für die Leser von besonderer Bedeutung ist, wird durch die sekundäre oder latente Aktualität ersetzt:

Absatz 3 - akute Aktualität → Absatz 6 - latente Aktualität

5. Wechsel der formalen Mittel: die Erlebnisberichte (Absatz 2) werden durch die allgemeine Stimmungsschilderung (Absätze 3,5), durch die Emotionalisierung mittels rhetorischer Fragen (Absatz 12) oder durch Belege (Absätze 4,6,11) ersetzt.

## Nichtsprachlicher Kontext

Die erste Ausgabe der Wochenzeitung DIE ZEIT nach dem Zweiten Weltkrieg erschien am 21. Februar 1946 in Hamburg. Sie umfasste nur 8 Seiten und jeder Artikel unterlag einer strengen britischen Zensur. DIE ZEIT war die erste (und lange Zeit die einzige) Zeitung, die die Siegermächte offen kritisierte, was nicht ganz ungefährlich war, weil die englischen Pressezensoren sie ohne Weiteres hätten verbieten können.

Dank eines Zufalls wurde die 36 Jahre alte Marion Dönhoff als Mitarbeiterin in die ZEIT aufgenommen. Ein Memorandum, das sie für einen englischen Offizier verfasst hat, das diesen aber nie erreichte, fand großen Gefallen bei der Zeitungsredaktion und so fand Marion Dönhoff ihren Weg zur ZEIT. In der Ausgabe Nummer 5 wurden 2 Beiträge von ihr veröffentlicht: „Totengedenken“ und „Ritt gen Westen“. Ende Januar 1945 musste Marion Dönhoff ihr Landgut in Ostpreußen verlassen und nach Westdeutschland fliehen. In ihrem oben abgedruckten Artikel „Ritt gen Westen“ hat sie ihren Ritt auf ihrem Fuchswallach Alarich bis Westfalen beschrieben, der sieben Wochen lang dauerte. Diese Reportage wurde der Grundstock für ihr Buch, das gleich nach der Veröffentlichung zum Bestseller wurde: „Namen, die keiner mehr nennt“. 1955 wurde Marion Dönhoff Leiterin des Politik-Ressorts, später Chefredakteurin und Mitherausgeberin der Zeitung. Mehr als 50 Jahre lang hat Marion Dönhoff in der ZEIT gearbeitet und sie moralisch und politisch beeinflusst. Sie war eine international angesehene deutsche Publizistin und zugleich die Persönlichkeit mit maßgeblichem Einfluss und hoher Fachkompetenz.

## Analyse der Mikrostruktur des Textes

Die sprachliche und stilistische Gestaltung des Textes ist vielfältig. Im Text dominieren die Substantive. Sie werden nach ihren Verwendungsbereichen geordnet und bilden die sogenannten Bedeutungsfelder, die untereinander mit der Gesamtthematik verbunden sind. Es zeigen sich folgende Bedeutungsfelder:

1. Bedeutungsfeld „Politik“:  
*Ereignis, Führung, Folge, Reich, Volk*
2. Bedeutungsfeld „Krieg“  
*Räumungsbefehl, Kriegswellen, Flüchtlinge*
3. Bedeutungsfeld „Geschichte“  
*Heimat, Generationen, Jahrtausend*
4. Bedeutungsfeld „Natur“  
*Himmel, Schneestürme, Grün*
5. Bedeutungsfeld „Gefühle“  
*Sorgen, Leid, Furcht*
6. Bedeutungsfeld „Toponymik“  
*Pommern, Mecklenburg, Marienburg, Rinteln, Barntrup*

Was die verwendeten Verben anbetrifft, so lassen sie sich den jeweiligen Bedeutungsfeldern zuordnen, wo sich die sogenannten „Aktionsverben“ (=Verben des

Bewegens oder der Orts- und Zustandsveränderung) als dominant erweisen: *treiben, losbinden, packen, strömen, dahingehen, überqueren, branden* etc.

Ein breites Spektrum stellen auch die Adjektive dar. Überwiegend kommen Adjektive vor, die mit den Bedeutungsfeldern wie „Krieg“, „Glauben“, „Moral“ verbunden sind: *angstvoll, herrenlos, unfasslich, tröstlich, vertraut, elend, gewaltig* etc.

Besonderen Stellenwert in dem zu analysierenden Diskursstrang des Textes haben Schlüsselwörter wie „*Ostpreußen*“, „*Räumungsbefehl*“, „*Traum*“, „*Auszug*“, „*Panzerketten*“, „*Leid*“, „*Sorgen*“, „*Kriegswellen*“, „*Flüchtlinge*“, „*Zuflucht*“. Die Analyse der Schlüsselwörter und auch ihre Thematisierung verweist auf bestimmte Positionierungen im Diskurs. Mit Schlüsselwörtern werden bestimmte Interpretationen der Vergangenheit präsupponiert und durch sie kann die Autorin die „Wirklichkeiten“ anders, auf ihre eigene Art und Weise vermitteln.

Der Text besteht aus Elementen, die vom Leser ein besonderes Vorwissen verlangen, damit sie richtig verstanden und interpretiert werden. Es geht nicht nur um einzelne Wörter, sondern auch um feste Wendungen, Redensarten, Anspielungen, Kollektivsymbole. Sie lassen sich den folgenden Bedeutungsfeldern zuordnen:

1. Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit:
  - *Ohne Ziel und Führung*
2. Vertreibung:
  - *j-n zur Eile treiben*
  - *sich auf den Weg machen*
  - *in endloser Folge*
  - *ein Stück Völkerwanderung*
  - *Ströme von Wagen und Menschen*
3. Zeitablauf:
  - *Tag für Tag*
  - *Schritt für Schritt*
  - *Woche um Woche*
4. Krieg / Elend:
  - *j-s Los teilen*
  - *wie flüchtendes Wild in einem Kessel*
5. Erinnerung:
  - *j-m kommt etw. in den Sinn*
  - *tausendjähriges Reich*
  - *Leid von Generationen*

Die Verwendung der allgemein bekannten Namen, sowie die überflüssige Zahl der festen Wendungen im Text verlangt dem Leser eine hohe Konzentrationsfähigkeit ab. Laut Jäger verweisen solche sprachlichen Elemente auf ein Vorwissen oder auf Normen und Werte oder sogar auf bestimmte Stellungnahmen/Ansichten. Sie bleiben im Hintergrundwissen (=Wissenshorizont) der Leser haften und werden zu „Kollektivsymbolen“. Sie können andere Inhalte „an sich binden“ und für sie als „Führen ins Bewußtsein“ dienen (vgl. Jäger, 1994). Ein Beispiel aus dem Text: „*Und dann begann der große Auszug aus dem gelobten Land der Heimat [...]*“ (Absatz 3, Zeile 8). Die Wörter „der Auszug“ und „das gelobte Land“ entstammen dem Alten Testament und verweisen auf bekannte Ereignisse in der Geschichte des jüdischen Volkes. Die Aussage des Satzes wird durch diese Wörter an das



sehr bekannte Weltbild angekoppelt und so bleibt sie im Gedächtnis des Lesers haften. Die Verwendung von Kollektivsymbolen, Phraseologismen und stereotypen Redensarten ermöglicht der Autorin, sich an das breite Publikum zu wenden.

Die Autorin bedient sich folgender Mittel der Textstrukturierung:

1. die Elemente wie z. B. „dann“, „plötzlich“, deren Hauptfunktion darin besteht, die zeitliche Abfolge der Ereignisse zu wiedergeben:

*Und **dann** begann der große Auszug aus dem gelobten Land der Heimat [...]* (Zeile 8)

*Und **dann** bietet sich mir ein unfassliches Bild: [...]* (Zeile 52)

***Plötzlich**, als wir in die letzte Kurve der Straße einbiegen, steht droben an dem Kamm eine seltsame Gestalt, [...]* (Zeilen 41-43)

2. syntaktische Mittel wie:

a. Länge:

*[...] Ein Jahr ist das nun schon her, seit ich in Vinsebeck, **einem kleinem Ort in Westfalen, ankam, um dort mein braves Pferd, das mich treu und nimmermüde von Ostpreußen in den Westen getragen hat, in einem Gestüt bei Freunden einzustellen.*** (Zeilen 1-3)

b. Nebenordnung:

*[...] , **nicht** wie zu Abrahams Zeiten [...], **sondern** ohne Ziel und ohne Führung hinaus in die Nacht.* (Zeilen 8-9)

c. Relativsätze:

*Kinder sterben, und Alte schließen die Augen, **in denen** angstvoll die Sorgen und das Leid von Generationen stehen.* (Zeilen 16-17)

d. Infinitivkonstruktionen:

*Ich wage nicht, ihn **zu** stören, [...]* (Zeile 50)

***um dort mein braves Pferd [...]** in einem Gestüt bei Freunden **einzustellen.***

(Zeilen 2-3)

In Bezug auf den Stil lässt sich Folgendes sagen: der Charakter des Berichtens ist sachlich-objektiv und bewirkt zusammen mit den Realienbezeichnungen und der Inhaltswiedergabe einen hohen Authentizitätsgrad. Die Meinungen sind einfach und klar formuliert und sind umso treffender und nachvollziehbarer für den Leser.

Der Text besteht aus sprachlichen Einheiten, die mittels rhetorischer und stilistischer Kategorien zu beschreiben sind. Bei der Analyse dieser Einheiten zeigt sich ihre Funktion für die gesamte Textstruktur. Durch Anapher werden innerhalb des Textes einzelne Wörter oder Wortgruppen wiederholt, damit bestimmte Ideen oder Sachverhalte wieder aufgegriffen und betont werden:

***Fremd** sind die Flieger am Himmel, **fremd** das Donnern der Geschütze und **fremd** das Lärmen der Panzerketten* (Zeile 13)

Im Text werden durch Antithese Gegensätze verdeutlicht und hervorgehoben, um die Aufmerksamkeit direkt auf den Kontrast zu lenken:

*[eine seltsame Gestalt (N. G.)] ... **seltsam fremd in dieser Landschaft und doch auch wieder vertraut*** (Zeilen 42-43)

Syntaktische Parallelismen verstärken den Eindruck der emotionalen Monotonie. Parallele Satzstruktur, wo die einheitliche Struktur Klarheit schafft und es dem Leser erleichtert, den Inhalt schneller zu erfassen:

***in der nächtlichen Dunkelheit die Wagen packen, die Scheunentore öffnen, das Vieh losbinden - das alles geschah wie im Traum und war das Werk weniger Stunden.*** (Zeilen 6-7)

Im Textkorpus werden durch den gezielten Einsatz rhetorischer Figuren, wie Metonymie, Ironie, Triade, Rhetorische Fragen, und der effektiven Techniken der Textgestaltung bestimmte Inhalte hervorgehoben:

***Die Dörfer bleiben verwaist zurück, in Pommern in der Mark in Mecklenburg, und der Zug wächst und die Kette wird immer länger; längst fahren zwei und drei Fahrzeuge nebeneinander und sperren die ganze Breite der Straße.*** (Metonymie - Zeilen 26-28)

***Und dann begann der grosse Auszug aus dem gelobten Land der Heimat, nicht wie zu Abrahams Zeiten mit der Verheißung „in ein Land, das ich dir zeigen werde“, sondern ohne Ziel und ohne Führung hinaus in die Nacht.*** (Ironie- Zeilen 8-9)

***Seltsam fremd in dieser Landschaft und doch auch wieder vertraut: Das Bild eines alten Mannes, grau, verhungert, abgerissen in seiner Kleidung, auf dem Rücken einen Sack, der die letzte Habe birgt, in der Hand einen Stab - so steht er wie einer jener Hirten, die zu Homers Zeiten ihre Schafe weideten, und sieht mit weltverlorenem, zeitlosem Blick in die blaue Weite des Tals.*** (Triade - Zeilen 43-46)

***Ist das noch Deutschland, dieses Fleckchen Erde, auf dem sich Ost und West begegnen, ratlos, ohne Heimat und Ziel, zusammengetrieben wie flüchtendes Wild in einem Kessel? Ist dies das „tausendjährige Reich“: Ein Bergeskamm mit ein paar zerlumpte Bettlern darauf?*** (Rhetorische Fragen - Zeilen 58-60)

Nicht weniger wichtig ist jedoch das implizite Emotionalisieren, das nicht durch eindeutige lexikalische Mittel ausgeführt wird, sondern durch komplexere Mittel, z.B.: durch metaphorische Ausdrucksweisen:

***Ist es der Auszug der Kinder Israel, ist es ein Stück Völkerwanderung, oder ist es ein lebendiger Fluss, der gen Westen strömt, gewaltig anwachsend „Bruder, nimm die Brüder mit“?*** (Zeilen 20-21)

***Woche um Woche verrinnt. Hinter uns brandet das Meer der Kriegswellen, und vor uns reiht sich Wagen an Wagen in endloser Folge - [...]*** (Zeilen 18-19)

***Aus allen Ländern und Provinzen, durch die der Fluss sich wälzt, streben sie ihm zu, neue Ströme von Wagen und Menschen. Die Dörfer bleiben verwaist zurück, in Pommern, in der Mark und in Mecklenburg [...]*** (Zeilen 25-26)

***[...] ziehen wir mit dem aufblühenden Frühling durch das Schaumburger Land; und nun ist auch langsam der Strom der wandernden Flüchtlinge verebbt und irgendwo in neue Häfen und enge Stätten der Zuflucht eingemündet.*** (Zeilen 33-35)

[...] *Den Berg hinauf, uns entgegen, kommen sie gewandert, viele solcher Gestalten, manchmal zwei oder drei, die gemeinsam ziehen und das Los der Landstraße miteinander teilen, aber meist sind es einzelne, durch den Krieg nicht nur der Habe und der Zuflucht beraubt, sondern auch **der tröstlichen Gemeinschaft vertrauter Menschen.*** (Zeilen 52-55)

Durch Analyse der metaphorischen Ausdrücke, die in Texten mit unterschiedlichen Metaphernlexemen realisiert werden, kann festgestellt werden, welcher sozialen Gruppe die Autorin angehört, wie sie sich im gegebenen Diskurs ausdrückt und wie der zentrale Diskursstrang der Reportage - der Erinnerungsdiskurs - gebildet wird. Die Metaphern wie *Auszug der Kinder Israel; Völkerwanderung; ein lebendiger Fluß, der gen Westen strömt* erweisen sich in dieser Hinsicht als dominant.

### **Zusammenfassung**

In der Reportage von Marion Dönhoff „Ritt gen Westen“ wird mittels der verwendeten sprachlichen Mittel explizit als auch implizit auf das „Erinnerungsthema“ verwiesen. Der Text besteht aus Einheiten, die mit rhetorischen und stilistischen Kategorien zu beschreiben sind. Bei der Analyse dieser Kategorien ist nicht nur ihre Funktion für das gesamte Textgefecht interessant, sondern auch ihre Rolle für die Konstitution und Verbreitung des gesellschaftlichen Wissens, das in diesen Einheiten ausgedrückt, präsupponiert und vermittelt wird. Der Text wird vor allem als Botschaft wahrgenommen, die an die Gesellschaft der Nachkriegszeit gerichtet ist. Es ist ein Kommunikationsversuch mit der Gesellschaft, wo man sich auf Familie und Arbeit konzentriert, wo man sich schweigend an den Wiederaufbau macht, wo man hartnäckig versucht, die nahe Vergangenheit zu vergessen und sich von der Politik zu distanzieren. Die Intention der Autorin ist, den Leser emotional zu belasten, da in der Öffentlichkeit der 50er Jahre die nahe Vergangenheit ein Tabuthema ist. Erst gegen Ende der 50er gibt es einen Umschwung, wo die Medien eine führende Rolle übernehmen. Sie brechen den sogenannten „Konsens des Schweigens“. Marion Dönhoff gehört auch zu jenem Journalistenkreis, der es wagt, sich mit den vergangenen Ereignissen offen und kritisch auseinanderzusetzen. In der Öffentlichkeit wird öfters an die Vergangenheit erinnert. Das sind Geschichten über die Geschichte, die in Filmen und Büchern erzählt werden. Im Bereich der Medien etabliert sich der deutsche Erinnerungsdiskurs, der von den aktuellen Interessen und Bedürfnissen gesellschaftlicher Gruppen und Institutionen abhängig ist und für mediale Vermittlung der Vergangenheitsbilder sorgt.

### **Literatur**

- Assmann, Aleida/Assmann, Jan (1994): Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis. In: Merten, Klaus / Schmidt, Siegfried J. / Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, Dietrich / Hermanns, Fritz / Teubert, Wolfgang (Hrsg.); Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Busse, Dietrich (2000): Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht - 86 / 2000.
- Fraas, Claudia (1996): Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen - Die Konzepte IDENTITÄT und DEUTSCHE im Diskurs zur deutschen Einheit. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Jäger, Siegfried (1994): Text- und Diskursanalyse. Eine Anleitung zur Analyse politischer Texte. Duisburg: DISS.
- Jäger, Siegfried (1993): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Duisburg: DISS.
- Jäger, Margarete/Jäger, Siegfried (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis kritischer Diskursanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH.
- Keller, Reiner (2007): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: GWV Fachverlage.
- Kirsch, Egon Erwin (1979): Klassischer Journalismus - die Meisterwerke der Zeitung. In: Noelle-Neumann, Elisabeth / Schulz, Winfried / Wilke, Jürgen (Hrsg.) 2002: Publizistik Massenkommunikation. Das Fischer Lexikon. Frankfurt am Main: Fischer, 139.
- Linke, Angelika (2005): Kulturelles Gedächtnis. Linguistische Perspektiven auf ein kulturwissenschaftliches Forschungsfeld. In: Busse, Dietrich / Niehr, Thomas / Wengeler, Martin (Hrsg.): Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. In: Reihe Germanistische Linguistik 259. Tübingen: Max Niemeyer.
- Maas, Utz (1984): „Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand“. Sprache im Nationalsozialismus. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Perrin, Daniel (2006): Medienlinguistik. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Spitzmüller, Jürgen/Warke, Ingo H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Göttingen: Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston.

## Quellen

- Dönhoff, Marion Gräfin (2002): Was mir wichtig war. Letzte Aufzeichnungen und Gespräche. Berlin: Siedler Verlag.

[www.zeit-verlagsgruppe.de/unternehmen/geschichte](http://www.zeit-verlagsgruppe.de/unternehmen/geschichte)

Anschrift der Verfasserin

*Nino Gogelia*  
*Staatliche Ivane Javakhishvili Universität Tbilissi*  
*Doktorandin der Abteilung für Deutsche Philologie*  
*der Fakultät für Geisteswissenschaften*  
*Chavchavadze ave 36, Univrtsitätsgebeude 5,*  
*Georgien, Tbilissi 0179*  
*E-Mail Adresse: [ninoebi66@yahoo.de](mailto:ninoebi66@yahoo.de)*

# **Teil II**

## **Kulturwissenschaftliche Beiträge**

# Über das Entstehen der Vorstellungsbilder im Stromgebiet der Narration

*Giwi Margwelaschwili*

1. Zum Problem der Bildhaftigkeit der narrativen Vorstellungsbilder in Verbindung mit dem Begriff des Image-Temps von Felix Guattari und Gilles Deleuze.

Im Folgenden soll versucht werden, das Bildhafte im Prozess der Narration näher zu bestimmen. Die Vorstellungsbilder, welche sich beim Lesen oder Hören von Erzählungen im Bewußtsein des Lesenden oder Hörenden ergeben, wie werden sie eigentlich dort aufgerufen? Ist das Bildhafte solcher Bilder eigenschaftlich überhaupt definierbar? Spielt der jeweils gelesene oder angehörte Text eine Rolle in der Konstitution der entsprechenden Vorstellungsbilder und wenn ja, wie läßt sich diese Rolle konkret denken? Für eine Untersuchung der spezifischen Lebendigkeit des Narrativen, des Inneren einer Märchen- oder Romanwelt zum Beispiel, sind diese Fragen und ihre Beantwortung (wenn sie denn überhaupt möglich ist) besonders wichtig. Als Vorarbeit dazu können die von dem Autor der vorliegenden Schrift durchgeführten Analysen der spezifischen thematischen Zeitlichkeit von narrativen Inhalten (die alle deutschen Märchen entnommen waren) gelten. Eines der Fundamente für die eigentümliche Lebendigkeit narrativer Inhalte ist ja gerade ihre thematische Temporalität, der immer über eine bestimmte Reihe oder Serie von Sujetzeitstellen sich entwickelnde und voranströmende Fluß aller thematischen Ereignisse der Narration. Die Gesamtheit dieser Zeitstellen hatte sich für uns als ein im Erzähler-, Leser- und Hörerbewußtsein konstituiertes Feld ergeben, auf dem die Sujetmaterien im Fortgang der Narration eine nach der anderen angelegt werden und wo sie so immer der Ausdruck einer bestimmten, nur ihnen zukommenden, thematischen Zeitlichkeit oder eines nur für sie charakteristischen Zeitwertes sind (1). Auf jedes solche temporale Feld sind die Zeitstellen der Sujetmaterien ihren Ausmaßen nach auch die unterschiedlichsten. So können sie zum Beispiel als die denkbar größten und unbestimmtesten zum Ausdruck kommen, also weniger Stellen und mehr Zeitstrecken sein, auf und mit denen sich die Narration entfaltet. Auf diesem allgemeinen Zeitgrund werden dann die kleineren und kleinsten Momente des erzählten Sujets eingetragen, sodaß sich eine ganze Sequenz von aufeinander folgenden (häufig auch ineinander übergehenden) Zeitlichkeiten ergibt, welche auch sprachgrammatisch (morphologisch) angezeichnet und voneinander abgehoben sein können. (Im Deutschen und Russischen zum Beispiel werden zur Um- und Abgrenzung solcher thematologischen Temporalitäten verschiedene Sprachkategorien eingesetzt. Im ersten Fall ist das die bipolare Kategorie des Artikels, im zweiten die des Verbalaspekts, 1,2). Mit Analysen, die sich wie diese die Erforschung des inneren Zeitgerüsts der Narration zum Ziel setzen, kommt auch die spezifische Lebendigkeit dieses Gerüsts mit in den Blick. Die narrativen Inhalte leben ja förmlich von der in ihnen markierten und verströmenden thematischen Temporalität. In ihrer Gesamtheit können sie nur deshalb ein Erlebnis sein, weil sie spezifischen, nämlich bibliobiologischen, Wesens sind oder - anders gesagt - ein Lese-Leben haben (1,3). Das gilt in erster Linie von den handelnden Personen in den Erzählungen, Märchen, Romanwerken und überhaupt: in jeder Art der Narration. Mit ihren das Sujet thematisch vorwärtstreibenden Denkakten und Handlungen werden auf dem temporalen Feld der Narration neue Zeitpunkte oder

Zeitstellen, ja auch sogar ganze neue narrationsthematische Zeitperspektiven, eröffnet. Wichtig in diesem Zusammenhang ist auch, daß dieses zeitbildende Moment an der Sujetmaterie dieser Personen (also der Märchen- und überhaupt Buchfiguren; wir sagen dafür auch häufig „Buchpersonen“) seinen formalen, nämlich sprachkategorischen, Ausdruck erhalten kann. Das ist zum Beispiel überall dort der Fall, wo in den Sprachen die Artikelkategorie voll entwickelt ist, wo es also einen unbestimmten und bestimmten Artikel gibt, welche dann den nominalen Bezeichnungen der Buchpersonen beigegeben sind und als Ausdruck der jeweiligen thematischen Zeitlichkeit zu gelten haben, in der diese Personen innerhalb der Narration vorgestellt werden (1,4). Untersuchungen, die die Ausbildung der thematischen Temporalitäten im Stromgebiet der Narration zu ihrem Gegenstand haben, bringen die Gesetze dieser eigenartigen Flußdynamik ans Licht und geben Auskunft über das spezifische Warum? und Wie? der Lebendigkeit von narrativen Vorstellungsinhalten. Ein weiteres wichtiges, ja zentrales, Moment in der narrativen Lebenswelt ist nun fraglos die Bildhaftigkeit von allem, was in solcher Welt gedacht und vorgestellt wird. So kann die Märchenwelt nur kraft der Bildhaftigkeit ihrer Bilder das Bewußtsein des atemlos lauschenden Kindes besetzen. Aber auch das literarische Werk lebt von und bewertet sich nach seiner Fähigkeit, in dem Bewußtsein, das sich mit ihm beschäftigt, Vorstellungsbilderreihen auszulösen, seinen Inhalt dort wie ein inneres Filmband abzuspulen. Der narrative Lesestoff ist wesentlich bildhaft; seine Lebendigkeit verdankt er auch nicht zuletzt der Kraft des ihm innewohnenden bildlichen Moments. Das Problem der Bildhaftigkeit des erzählenden Vorstellungsbildes ist in letzter Zeit mehr in anderen Zusammenhängen, zum Beispiel in dem mit dem filmischen Bild (Gilles Deleuze) oder im Zusammenhang mit bestimmten Wiederholungsformen des Lebens, mit dem sog. „Ritornell“ (Felix Guattari) aufgeworfen worden, also in durchaus lebensphilosophisch orientierten Untersuchungen und wir werden hier bei unseren Analysen zu derselben Frage deshalb auch sehr oft auf diese Denker verweisen müssen. Das wird in einem doppelten Sinn geschehen: einmal um das, was uns an ihrem Standpunkt für unseren eigenen verwendbar erscheint, als Stütze zu gebrauchen, und zweitens auch um verschiedenes anzustreiten, was uns dort nicht stichhaltig genug aussieht. Dabei wird ein Hauptanliegen von uns sein, gegen Deleuze den Umstand geltend zu machen, daß dem filmischen Bilderband die im narrativen Bewußtsein vorüberströmende Vorstellungsbilderreihe zugrundeliegt. In dieser Kritik gehen wir von dem in seinem Werk über das zeitliche Bild (2) konstaterbaren Bemühen aus, dieses Bild in der Hauptsache an seinen Feststellungen über bestimmte Entwicklungen auf dem Gebiet der Kinematographie zu orientieren. So entsteht der Eindruck, als ob das temporale Bild oder eben das „image-temps“ gerade und möglicherweise sogar ausschließlich nur auf diesem Gebiet richtig „zu Hause“ wäre, als ob es erst hier besonders oft und auf die verschiedenste Weise kreativ angegangen, also zu einem methodologischen Arbeitsbegriff gemacht und zu einer allgemein gültigen künstlerisch-ästhetischen Expression erhoben worden sei. So läßt zum Beispiel Philippe Mengue in seiner Besprechung des Werkes von Gilles Deleuze (3) seine kommentierenden Bemerkungen zum „Image-Temps“ erst nach einem allgemeinen Hinweis auf die Entwicklung im cinema europeen folgen (3,1). Diese Darstellung der Sache kann den Anschein erwecken, als wäre die bildhafte Zeitlichkeit mindestens in ihrer reinen Form eine Errungenschaft in der Entwicklung des filmischen Bildes (des image cinematographique). Nun wird zwar weder von Deleuze noch von Guattari bei der Erforschung des zeitlichen Vorstellungsbildes die Literatur vergessen. Das Problem des image-temps beibt aus der Sicht dieser beiden Denker keineswegs nur auf das Gebiet der Kinematographie beschränkt. Bei Guattari zum Beispiel wird die Untersuchung des

Ritornells, das für ihn die strukturelle Grundlage oder die Bedingung der Möglichkeit des image-temps überhaupt ist, bis in die Weltliteratur hineinverlängert. Er nennt Autoren wie Kafka und Proust und macht dann das Hauptwerk des Letzteren, das „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, zum Gegenstand seiner Analysen (4). In seiner Arbeit über das image-temps verweist Deleuze direkt auf Guattari als denjenigen, der den Begriff des Zeitkristalls zuerst geformt habe (2,1). Daß die Analyse der inneren (vorgestellten) Zeit hier auf den Begriff des Kristalls zurückgreift, also auf etwas Anorganisches, ist für das Philosophieren von Deleuze, das ja bekanntlich einen Vitalismus auch und vor allem im Anorganischen entdeckt und diese *vie non organique* zu einem seiner tragenden Philosopheme gemacht hat, überhaupt charakteristisch (3,2). „Das Kristall ist von bipolarer Struktur.“ lesen wir bei Deleuze (2,2) und diese Bipolarität legt er auch seinem Verständnis der zum Bild geronnenen inneren (vorgestellten) Zeit, also gerade auch seinem Begriff des image-temps zugrunde. Aber die Autoren von literarischen Werken, die hier bei der Erarbeitung des Begriffes des zeitlichen Bildes oder des Zeitkristalls herangezogen werden, sind bei den beiden Denkern immer nur relativ wenige und stets dieselben, sodaß man wieder den Eindruck hat, die „kristallene bildhafte Zeitlichkeit“ wäre hauptsächlich ein filmisches Phänomen und außerdem auch noch in einem begrenzten Maße ein literarisches. Dagegen werden wir hier bemüht sein, zu zeigen, daß das kristallene image-temps durchaus nicht nur als Fakt zu betrachten ist, der einen relativ begrenzten Erscheinungsort besitzt oder den man nur im Zusammenhang mit spezifischen Kunstgebieten und-werken deutlicher machen kann, sondern daß er im Gegenteil mit zur Grundlage des narrativen Denkens gehört und in dieser Eigenschaft auch für die Drehbuchwelt des Films bestimmend ist. Dabei werden wir auch immer wieder von den ganz schlichten, grammatischen Tatsachen auszugehen haben, ohne die der narrative Bewußtseinsfluß nun einmal nicht zu denken ist; wir werden uns - da unsere Untersuchung sich auf Narrationen beschränken muß, die linguistisch dem europäischen Sprachraum angehören (vornehmlich dem Deutschen und Französischen entnommen sind) - zum Beispiel der Artikelkategorie unter bestimmten Aspekten, in erster Linie dem thematologischen, zu widmen haben. Oder anders gesagt: wir werden versuchen, zu zeigen, daß dem Artikel auch eine besonders wichtige Rolle bei der Konstituierung von narrativen Zeitbildern und bei dem Entwicklungs- oder Kristallisationsprozess solcher Bilder im Zuge der Narration zukommt.

Damit ist ein weiterer Unterschied zwischen der hier vertretenen Auffassung zur temporalen Bildstruktur oder-kristallisation und der Theorie des image-temps angezeigt, wie sie sich bei Deleuze und Guattari findet. Diese polemisiert zwar auch sehr intensiv mit der Linguistik (vor allem mit den Auffassungen von Chomsky und Hjelmslev (4,1) und glaubt auch mindestens so etwas wie eine prinzipielle Ähnlichkeit mit ihren eigenen Standpunkten bei ihnen entdecken zu können (2,3), aber auf die grammatische Faktizität in den Sprachstrukturen nimmt sie keinen Bezug. Wir sagen das, weil nach unserer Ansicht (welche wir dem Leser dieser Schrift weiter unten noch gründlicher unterbreiten werden), der beständige Wechsel von Nominalem auf das Pronominale im Narrationsfluß an der Konstituierung der Bildhaftigkeit der narrativen Vorstellungsbilder entscheidend beteiligt ist. Das, was wir die pronominale (besonders die personalpronominale) Erweiterung des nominalen Momentes in der Narration nennen werden, wird uns bei der Exposition des Problems der Bildhaftigkeit im narrativen Bewußtsein noch besonders beschäftigen. Dabei werden wir den Umstand, daß die Theorie des Deleuze sich auch mit den Namen (also mit dem Nominalen) und seinen impersonalen Erweiterungen befaßt hat (5), zu



berücksichtigen und mit unseren Untersuchungsergebnissen zu vergleichen haben. Das Fehlen der Bezugnahme auf die grammatischen (morphologisch-syntaktischen) Tatsachen und auf die Bedeutung, die sie für die Ausbildung von narrativen Vorstellungsbildern besitzen, in der Theorie des kristallinen image-temps soll uns am Schluß aller unserer Analysen dann der Mangel an thematologischer Orientierung in dieser Theorie erklären. Und noch: bei allen unseren Bemühungen, der Bildhaftigkeit des narrativen Vorstellungsbildes ursprungsmäßig genauer auf die Spur zu kommen, werden wir uns auch an dem Begriff des Zeitkristalls orientieren, wie er von Deleuze und Guattari formuliert worden ist, denn dieser Begriff läßt sich bei der thematologischen Analyse des Narrationsflusses und vor allem der für diesen Fluß charakteristischen Bildhaftigkeit als gutes Vergleichskriterium heranziehen. Den Begriff des Zeitkristalls einfach aus den besagten Theorien für unsere Betrachtungen zu übernehmen, wird uns allerdings wegen des viel zu abstrakten strukturlogischen Verständnisses, aus dem heraus er bei den beiden Denkern geformt ist, nicht möglich sein. Um ihn bei unseren Untersuchungen gebrauchen zu können, werden wir diesen Begriff erst thematologisch zu reinterpretieren haben, d.h. wir werden zeigen müssen, daß jedes narrative Thema den Charakter einer kristallartigen temporalen Bildhaftigkeit besitzt.

## 2. Das „Es war einmal...“ als thematologische Zeitgrundlage des narrativen Bewußtseins

Das narrative Vorstellungsbild und natürlich auch das gesamte Band solcher Bilder hat die narrative Einstellung des Bewußtseins zu seiner ersten Voraussetzung. Das Bewußtsein muß auf Narration eingestimmt sein, es muß sich selbst zu einem narrativen gewandelt haben, damit es narrative Vorstellungsbilder überhaupt bei sich entstehen und sie wie ein inneres Filmband vorüberziehen lassen kann. Eine bestimmte, eben narrative, Art von Texten fordert nun dem Bewußtsein, das sich mit ihm befassen möchte, diese Einstellung direkt ab. Oder anders gesagt: diese Texte fordern das Bewußtsein auf, sich in die narrative Einstellung zu versetzen, ehe sie die Narration vor (oder in) ihm entfalten. Das sind die Märchen, welche mit der für sie charakteristischen einleitenden Formel „Es war einmal...“ beginnen. Diese Formel nimmt gewöhnlich immer auf eine konkrete Märchenbuchperson Bezug, zum Beispiel in Ausdrücken wie „Es war einmal ein König, ein Prinz, ein Mann, ein Bauer.“ usw., deren Existenzzeit hier im Sinne eines einmaligen Zeitfeldes oder Zeitraumes gesetzt wird, in das (oder in den) hinein die Entfaltung des Märchens erfolgen muß. Es handelt sich hier um eine thematologisch charakterisierte und mit der Einleitungsformel in der Vorstellungswelt des narrativen Bewußtseins sozusagen verräumlichte Temporalität. Daß diese dann auch wirklich als in eine spezifische bewußtseinsinnere Räumlichkeit verwandelte erscheint, läßt schon die einfache Tatsache erkennen, daß in den Grenzen dieser vorgestellten inneren Zeit jede Sujetmaterie, sei sie ihrem Inhalt nach organisch oder anorganisch, Wesen oder Ding, ihren festen unveränderlichen Standort oder ihre Zeitstelle (um es mit einem aus E.Husserls „Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins“ übernommenen Terminus noch genauer zu sagen) besitzt. Fest und unveränderlich ist diese Stelle deswegen, weil das narrative Bewußtsein, sich erinnernd, ja immer wieder auf jede solche Stelle zurückkommen, sich in dieser Temporalität also wie in einem inneren Zeitraum umherbewegen, kann. Mit der einleitenden Formel „Es war einmal ein...“ in den Märchenanfängen ist das erzählende, zuhörende oder lesende Bewußtsein immer schon als ein narratives vorausgesetzt, d.h. ihm wird abverlangt, daß es sich selbst zum temporalen Schauplatz aller folgenden Ereignisse

made, selber den in dieser Formel kodemäßig vorgegebenen märchenthematisch grundlegenden Zeitraum in (mit) seinen Vorstellungen erstelle, damit die Erzählung überhaupt anheben, die Narration ihr Bilderband bei ihm abwickeln kann (1,5).

Nun wäre es aber grundsätzlich falsch, die Formel „Es war einmal ein...“ nur als Mittel zur Formulierung von Märchenanfängen gelten lassen zu wollen. Das wäre eine völlig unbegründete Einschränkung ihrer Begrifflichkeit. Durch ihren die Narrativität des Bewußtseins voraussetzenden, ja verlangenden, Sinn ist dieser Märchenanfang weit mehr als sein konkret formalisierter Ausdruck. Versteht er sich doch in allen narrativen Texten (Erzählungen, Romanen, Novellen) immer mit, denn alle diese Textgebilde sind ja im weitesten Sinne auch Märchen, nämlich Fiktionen, über die berichtet wird, welche einen narrativen Lesestoff darstellen, der seine Erzähler, Hörer und Leser hat. Das „Es war einmal...“ ist in seiner Bedeutung durchaus nicht nur ein Märchenanfang, sondern der Beginn jedes fiktiven Narrationsflusses überhaupt. Nur: in dieser allgemeinen Bedeutung ist das „Es war einmal...“ nirgends ausgedrückt, so versteht es sich nur immer mit, ist es ein wesentliches Implikat jedes Roman-, Novellen- und Erzählungsanfangs. Versuchen wir jetzt, uns diesen wichtigen Umstand an einigen Beispielen besser klarzumachen! Allerdings wird die universale Gültigkeit des Sinnes von „Es war einmal...“ als temporale Grundlage jedes narrativen Bewußtseins von unseren Beispielen und überhaupt von allen Texten, die keine Märchen-, wohl aber narrative Fiktionsanfänge sind, nicht direkt abzulesen sein, sie kann sich dort nur deduzieren lassen, denn als die allgemeinste Bedingung der Möglichkeit für narrative Äußerungen fehlt ihr in den Texten jede unmittelbare konkrete Stütze. Oder - so kann man es auch sagen - diese universale Bedeutung des „Es war einmal...“ für den Narrationsfluß im Erzähler-, Hörer- und Leserbewußtsein stützt sich da auf konkrete Vorstellungen von Dingen, Umständen, Vorgängen usw., die zwar auch zur Ausbildung der narrativen Geistesverfassung beitragen, aber selbst der Ausdruck von ganz Anderem sind. So kann zum Beispiel das die Narration (den Roman, die Novelle, das Drama usw.) enthaltende Buch als bloßer Gegenstand bei seinem Durchblättern schon die Lust erwecken, darin zu lesen. Dann hat es den Vorgang der Ausbildung des narrativen Bewußtseins auch stimuliert und ist für die temporale Begründung der gesamten narrativen Vorstellungswelt in diesem Bewußtsein mitentscheidend gewesen. Für uns genügt es, hier zu zeigen, wie der für das narrative Bewußtsein grundlegende Sinn des „Es war einmal...“ von erzählerischen Textanfängen impliziert wird, welche ihn auf ihrer Ausdrucksebene nicht fixieren, ja auch gar nicht fixieren können, weil sie keine Anfänge von Märchen sind. Die folgenden Textanfänge sind von verschiedenen bekannten Autoren und sollen hier nur dazu dienen, uns die Universalität des „Es war einmal...“ als Mittel zur Grundlegung des narrativen Bewußtseins erkennen zu lassen. Die Beispiele sollen klarmachen, daß das „Es war einmal...“ allen literarischen Erzählungen die thematologische Zeitgrundlage im Erzähler-, Hörer- und Leserbewußtsein gibt und dieses Bewußtsein dadurch ein narratives werden läßt.

„Miranda schief im Obstgarten, im Liegestuhl unter dem Apfelbaum. Ihr Buch war ins Gras gefallen, und ihr Finger schien immer noch auf den Satz zu deuten“ „Ce pays est vraiment un des coins du monde ou le rire des filles eclate le mieux.“, als sei sie genau da eingeschlafen.“ (6).

Dieser Erzählungsanfang ist nicht nur der Ausdruck einer bestimmten narrativen Situation, der nämlich, daß eine gewisse Miranda im Liegestuhl unter einem Apfelbaum schläft, daß

ihr Buch ins Gras gefallen ist, als sie einschlieft usw. Nicht nur für diesen Erzählungsinhalt ist der Textanfang hier die Ausdrucksform. Er meldet dem Leserbewußtsein (und überhaupt jedem Bewußtsein, das sich auch erzählend oder hörend mit diesem Text befassen will) noch etwas ganz Anderes, etwas, das sich in diesem Ausdruck inhaltlich nur mitversteht, aber selbst nicht angesprochen wird, ja hier überhaupt kein Thema ist. Was hier gemeldet, aber als Meldung auch immer gleich übergangen wird, ja übergangen werden muß, denn es ist etwas Meta-oder Transthematisches, das mit dem thematischen Inhalt der Erzählung überhaupt nichts zu tun hat, ist die narrative Tatsache, daß die so begonnene Erzählung in der Existenzzeit einer gewissen Miranda vorgestellt werden muß, also auf der existenzthematischen Zeitgrundlage einer Buchperson, die hier - mindestens auf dem allerersten Abschnitt dieser Geschichte - auch die Hauptperson zu sein scheint. Dieser Textanfang wirkt also auch und sogar vor allem imperativisch auf das ihn aufnehmende Bewußtsein ein: er fordert es auf, sich nicht nur seinen Inhalt, sondern auch alles Folgende in der Existenzzeit eines (höchstwahrscheinlich jungen) Mädchens vorzustellen, das in einem Garten unter einem Apfelbaum schläft. Er leistet also auch genau das, was die Anfangsformel des Märchens „Es war einmal...“ erwirkt, er entwirft in dem Bewußtsein, das sich mit ihm beschäftigen will, ein konkretes, aus der Zeitlichkeit (s)einer Buchperson gezogenes thematisch-temporales Feld als Grundlage für alle seine weiteren Informationen und läßt es auf diese Weise ein narratives, nämlich für alle folgenden Erzählungsinhalte aufnahme-, beziehungsweise vorstellungsbereites werden, d.h. er macht es schon zum Stromgebiet seiner Narration.

„Eine junge Frau aus Stuttgart, die schön zeichnete, bekam bei ihrer ersten Ausstellung von einem Kritiker, der nichts Böses meinte und sie fördern wollte, gesagt: „Es ist begabt und ansprechend, was sie machen, aber Sie haben noch zu wenig Tiefe.“ (7)

In diesem Textanfang rückt die Expression formal schon etwas näher an die Märchenformel „Es war einmal ein...“ heran, weil sie ja den allgemeinen Hinweis auf die Hauptperson dieser kleinen Geschichte mit dem unbestimmten Artikel bringt. Und wie in der Märchenanfangsformel die existenzzeitliche Einmaligkeit der in ihr erwähnten Märchenbuchperson den (sehr oft auch ganzen) temporalen Raum erstellt, in dem dann das Märchen erzählt wird, so auch hier: der Leser wird aufgefordert, sich alles Geschilderte in der Existenzzeit einer jungen Frau aus Stuttgart vorzustellen, die schön zeichnete und der bei ihrer ersten Ausstellung von einem Kritiker, der sie fördern wollte, etwas gesagt wurde, was sich dann als Leitmotiv durch diesen ganzen kleinen Text zieht. Der Umstand, daß der für diese Geschichte narrationslogisch grundlegende Sinn von „Eine Frau...“ am Anfang dieses Textes sich von den in seiner Mitte stehenden Worten „von einem Kritiker“, die diese grundlegende Funktion nicht mehr besitzen, wesentlich unterscheidet, entspricht auch völlig den Anwendungsgesetzen des „Es war einmal...“ in den Märchen. Denn hier läßt die zuerst mit dem unbestimmten Artikel angezeichnete Märchenperson immer die temporale Bahn der (mindestens) nächstfolgenden Märcheninhalte entstehen, hier ist ihre inhaltliche (einmalige und existenzielle) Zeitlichkeit die Grundlage für die weiteren thematischen Geschehnisse des Märchens. Und genau so sehen wir in dem hier angeführten Textanfang den Ausdruck „Eine Frau“ in derselben gründenden Bedeutung oder in anderen Worten: die einmalige Existenzzeit dieser Frau wird zum Rahmen aller anderen thematischen Personen und Begebenheiten dieses Textes gemacht, in erster Linie des Kritikers, von dem dort gleich die Rede ist. Hier bleibt nur noch zu sagen, daß der unbestimmte Artikel, mit dem der Kritiker in diesen Text eingeführt wird, den Anfang

einer Reihe von thematischen Momenten markiert, in denen der besagte Mann in der Existenzzeit der besagten Frau aus Stuttgart, die so glänzend zeichnete, auftreten kann, ja, wo er faktisch schon aufgetreten ist, denn der erste Moment aus dieser Reihe ist ja mit dem, was der Kritiker der Frau gesagt hat, in unserem Beispiel schon angegeben. In den Märchen ist die in der Eingangsformel „Es war einmal...“ genannte Person auch immer die primäre, für die gesamte Narration thematisch-zeitlich grundlegende, während alle anderen Personen, die nach ihr mit dem unbestimmten Artikel dort noch eingeführt werden, sich auch immer nur auf dem von ihr gestifteten temporalen Grund als thematologische Zeitreihen zu entfalten haben.

„Vorsatz Die Geschichte Hans Castorps, die wir erzählen wollen, - nicht um seinetwillen (denn der Leser wird einen einfachen, wenn auch ansprechenden jungen Mann in ihm kennenlernen), sondern um der Geschichte willen, die uns in hohem Grade erzählenswert erscheint (wobei zu Hans Castorps Gunsten denn doch erinnert werden sollte, daß es seine Geschichte ist, und daß nicht jedem jede Geschichte passiert): diese Geschichte ist sehr lange her, sie ist sozusagen schon ganz mit historischem Edelrost überzogen und unbedingt in der Zeitformel der tiefsten Vergangenheit vorzutragen.“ (8)

Dieser Text ist, wie es seine Überschriftung ja auch deutlich zeigt, hier noch nicht der Romananfang, sondern dem eigentlichen Text des Werkes vorangestellt. Wenn wir ihn trotzdem anführen, so deshalb, weil er den narrationsgründenden Seinssinn des „Es war einmal.“ - auf seine Weise allerdings - in einer geradezu strukturlogischen Klarheit zum Ausdruck bringt und uns bei unserer Bestimmung des Bewußtseins als narratives Stromgebiet darum auch als besonders gut verwendbar erschien. Der zentrale strukturlogische Sinn, auf den wir hier abzielen, ist in der Klammer dieses Vorsatzes gegeben, wo uns gesagt wird, daß es Hans Castorps Geschichte ist, um die es sich hier handelt. Dieser Hinweis stellt die Buchperson Hans Castorp schon als Hauptperson des Romans vor und das heißt: als die Person, deren Existenzzeit dieser ganzen Geschichte oder Narration zugrundeliegt. Was hier also geschieht, ist praktisch die Wiedergabe der Märchenanfangsformel „Es war einmal...“ mit anderen, sie be- und umschreibenden, Mitteln. Die einmalige, individuelle Existenzzeit einer Buchperson wird zur Grundlage einer ganzen Romanwelt (eben der Geschichte über Hans Castorp) erklärt und dem Leser ist somit bedeutet, daß alles in dieser Welt oder Geschichte Vorfallende in die existenzthematische Zeitlichkeit dieser Buchperson gehört oder in anderen Worten: das temporale Stromgebiet der hier in Aussicht gestellten Narration ist im Leser-Bewußtsein durch diesen Hinweis schon ganz allgemein umrissen. Der Vorsatz ist also noch nicht der konkrete Romananfang selber, sondern eigentlich nur erst eine allgemeine Mitteilung über die eigenartige temporale Strukturierung aller solcher Geschichte überhaupt, über das Gesetz ihrer Entfaltung im Seinssinn des „Es war einmal...“.

Das bestätigt auch ein zweiter Hinweis, den Thomas Mann in diesem Vorsatz gibt und der die spezifische Zeitlichkeit der hier zu erzählenden Geschichte betrifft. So heißt es in dem zweiten Abschnitt des Vorsatzes: „...ihre Betagtheit ist nicht nach Tagen, das Alter, das ihr aufliegt, nicht nach Sonnenumläufen zu berechnen; mit einem Wort: sie verdankt den Grad ihres Vergangenseins nicht eigentlich der Zeit...“ (8,1). Von der Betagtheit oder dem Alter der zu erzählenden Geschichte ist hier die Rede, welche der Autor scharf von der nach den Sonnenumläufen zu berechnenden Zeit abgrenzt. Damit will er sagen: die Temporalität dieser Geschichte ist grundsätzlich eine andere als die physikalische, mit Meßinstrumenten fixierbare, Zeit. Dem kann man nur zustimmen, denn die Zeitlichkeit einer zu erzählenden

Geschichte ist selber narrativen Wesens, sie ist die im narrativen Bewußtsein verräumlichte Zeit und in dieser Eigenschaft immer Grundlage des Erzählvorganges, immer oder jedenfalls in den meisten Fällen eine aus der Existenzzeit einer Buchperson gezogene temporale Dimension, die alles thematisch Folgende in sich einbeschließt. Mit einem dritten Hinweis wird von dem Autor dann sogar auch noch die prinzipielle Verwandtschaft seiner Romangeschichte mit der Zeitlichkeit des „Es war einmal...“ der Märchen betont. „Zudem könnte es sein, daß die unsrige (Geschichte - G.M.) mit dem Märchen auch sonst ihrer inneren Natur nach, das eine oder andere zu schaffen hat.“ (8,2).

Nach diesem Vorsatz oder mehr oder weniger theoretischem Exkurs in die spezifische temporale Grundlage des narrativen Bewußtseins beginnt dann der eigentliche Text des Zauberbergromans. Weil er die exakte praktische Ausführung der im Vorsatz gegebenen theoretischen Feststellungen ist, lohnt es sich für uns, diesen Romananfang hier auch noch kurz zu besprechen. Er hat den folgenden Wortlaut:

„Ein einfacher junger Mensch reiste im Hochsommer von Hamburg, seiner Vaterstadt, nach Davos-Platz im Graubündischen. Er fuhr auf Besuch für drei Wochen.“ (8,3).

Daß dieser Romananfang ganz nach dem Strukturmuster des „Es war einmal...“ konstruiert ist, macht der Umstand deutlich, daß ja hier der fast 1000 Seiten zählende Roman in die existenzielle Temporalität einer einzigen Buchperson, des jungen Menschen eben, unter dem sich hier die Hauptperson des Romans, Hans Castorp, versteht, hineinprojiziert ist. Nur drei Wochen soll sein Besuch bei seinem kranken Vetter, Joachim Ziemßen, in den Schweizer Bergen dauern und es werden bekanntlich etliche Jährchen daraus. „Der Zauberberg“ läßt den jungen Castorp nicht mehr los und alle seine Abenteuer und Begegnungen mit den verschiedensten Buchpersonen des Romans finden während seines Aufenthalts auf diesem Berg statt. Der temporale Durchmesser dieses Aufenthalts ist der Zeitgrund, auf dem sich alles Wesentliche im Thema des Werkes abspielt. Und genau so, nämlich in die existenzielle Zeitlichkeit einer Märchenbuchperson, wird auch das Märchen selbst (oder ein großer Teil davon) gleichsam „verpackt“ dem narrativen Bewußtsein vorgestellt.

„Mit aller Bestimmtheit will ich versichern, daß es keineswegs aus dem Wunsch geschieht, meine Person in den Vordergrund zu schieben, wenn ich diesen Mitteilungen über das Leben des verewigten Adrian Leverkühn, dieser ersten und gewiß sehr vorläufigen Biographie des teuren, vom Schicksal so furchtbar heimgesuchten erhobenen und gestürzten Mannes und genialen Musikers einige Worte über mich selbst und meine Bewandnisse vorausschicke.“ (9)

Wenn wir hier auch den Anfang des Doktor Faustus-Romans von Thomas Mann zum Gegenstand unserer Betrachtungen machen müssen, so nur deshalb, weil er eine strukturlogische Eigenheit des „Es war einmal...“ besonders deutlich herausbringt, welche diesen Anfang von dem des „Zauberbergs“ unterscheidet und unsere Aufmerksamkeit auch auf die vielfältige Art und Weise lenkt, mit der im Rahmen dieser narrationsgründenden Eingangsformel die temporal-thematischen Grundlagen im narrativen Bewußtsein geschaffen werden. Das Beispiel zeigt uns nämlich deutlich, daß es nicht immer die Haupt(buch)personen zu sein brauchen, deren Existenzzeit als Fundament oder Flußbett der Erzählung im narrativen Bewußtsein eingesetzt wird. Auch eine Neben(buch)person kann in dieser Funktion verwendet werden. So ist Serenus Zeitblom, der Erzähler des

Doktor Faustus-Sujets, ja selbst gar nicht die Hauptperson des Romans, diese ist hier vielmehr der Komponist Adrian Leverkühn, von dessen Lebenslauf der Roman hauptsächlich nur erzählt. Zeitblom, der Biograph des Musikers, gehört als dessen engster Freund sicherlich zu den thematisch wichtigeren Buchpersonen dieses Werkes, aber er ist nicht seine zentrale Hauptperson. Das Werk erzählt nicht seine Geschichte, sondern die Leverkühns. Wir sehen also, daß die Gewinnung der temporalen Grundlage für die Narration im narrativen Bewußtsein sich nicht unbedingt die existenzzeitliche Einmaligkeit der Hauptperson der Erzählung zugrundelegen muß. Auch eine in der Narration als Nebenperson figurierende Buchperson kann mit ihrer einmaligen Existenzzeit solche Grundlage erstellen.

„Was hältst du von dem neuen Paar?“

Die Hannemas, Piet und Angela, zogen sich gerade aus. Ihr Schlafzimmer war niedrig, Kolonialstil und die Holzvertäfelung war in einem gebrochenen Weiß gestrichen, das man in der Fachsprache „Eierschale“ nennt. Eine Frühlingsmitternacht preßte sich gegen die kalten Fensterscheiben.“ (10)

Wir haben diesen Romananfang in unsere kleine Übersicht aufgenommen, weil er als inhaltliche Variation des „Es war einmal...“ die Narration gleich in zwei verschiedenen thematischen Zeitlichkeiten entfaltet: in einer großen, ja wir können sogar sagen absoluten, weil sie schon die Inhaltsebene des ganzen Romans in sich einbegreift; und in einer viel kleineren, ja vergleichsweise sogar winzig zu nennenden, welche sich hier nur in eine Frühlingsnacht hineinerstreckt. Charakteristisch für diesen narrativen Anfang ist auch überhaupt der Umstand, daß die „absolute“ temporale Grundlage für den hier zu erzählenden Stoff nicht sofort mit den ersten Worten des Erzählers gelegt wird, sondern daß sie sich erst in einer viel, ja grenzenlos, kleiner zu nennenden thematischen Zeitlichkeit abzeichnet. Die Erzählung beginnt ja hier mit einer ganz konkreten Frage, die der Ehemann Piet seiner Frau Angela stellt. Mit dieser Frage ist im vorstellenden narrativen Bewußtsein sofort ein ganz bestimmter Zeitraum entworfen, in dessen Grenzen dieses Bewußtsein nun auch weitere Äußerungen der Redenden erwartet. Man sieht: ganz wie bei der Formel „Es war einmal ein...“ wird hier ein thematologischer Zeitgrund gelegt, dem nun Weiteres, thematisch immer Bestimmteres, aufgesetzt werden soll. Nur eben, daß beim Märchenanfang der Zeitgrund mit der Einmaligkeit eines ganzen Buchpersonenlebens zusammenfällt, während er sich hier nur mit der Dauer einer konkreten Unterhaltung zwischen den Buchpersonen des Romans bemißt. (In dem Roman „Ehepaare“ umfaßt diese Dauer immerhin die ersten 16 Seiten).

Die Grundlegung der für diesen Roman charakteristischen Zeitlichkeit erfolgt hier erst im zweiten Satz des Romananfangs, wo von Piet und Angela Hannema die Rede ist. Die beiden sind hier schon zwei hauptsächliche Buchpersonen des Werkes, also solche, deren Existenzzeit im narrativen Bewußtsein den temporalen Raum erstellt, wo alle Inhalte der „Ehepaare“ im Fortgang der Erzählung abgelegt und aneinander gereiht werden. Damit ist der temporale Grundlegungsvorgang in diesem Anfang aber noch nicht zu Ende. Er wird vielmehr gleich im nächsten Satz fortgesetzt, der aus der Existenzzeit der Buchpersonen Piet und Angela die viel kleinere, nämlich eine Frühlingsnacht, aussondert, die er dem narrativen Bewußtsein als den allerersten konkreten thematischen Zeitraum erkenntlich macht, in dem es Näheres über die Hannemas erfahren wird.

Dieser kurze Überblick sollte uns zwei Dinge deutlich machen. Erstens, daß das narrative Bewußtsein sich strukturlogisch auf das „Es war einmal...“ der Märchenanfänge gründet, daß es ganz nach dem zeitaumbildenden Sinn dieser Anfangsformel ausgerichtet ist, der alle Narrationsinhalte in der einmaligen Existenzzeit einer, in der Narration vielleicht als Hauptperson figurierenden, Buchperson (oder jedenfalls in einem beträchtlichen Ausschnitt aus einer solchen Zeit) versammelt. Und zweitens, daß zusammen mit dieser strukturellen Tatsache im Narrationsprozess schon eine genügend zuverlässige Grundlage für eine Diskussion über die „kristallene“ Bildhaftigkeit des Vorstellungsbilderflusses in jedem (normalen) narrativen Bewußtsein gegeben ist. Denn jeder, in der beschriebenen Weise entworfene, narrative Zeitraum hat ja auch noch die Eigenschaft ein Vorstellungsbilderraum zu sein, ein Bewußtseinsinnenraum, wo alles textlich Auf-oder Wahrgenommene sich sofort auch noch als ein Spiegel-Bild konstituieren kann, nämlich als spezifische bibliobiologisch lebendige Bildhaftigkeit, gesetzt natürlich, daß das rezipierende Bewußtsein ein im echten Sinne narratives ist, also ein Bewußtsein, in dem sich die Begrifflichkeit und die Bildhaftigkeit des Lesestoffes die Waage halten, wo das Begreifenwollen das Vorstellenwollen des Stoffes nicht überwiegt. Ist das aber der Fall, so können sich die narrativen Vorstellungsbilder - wenn überhaupt - nur noch sehr blaß und flüchtig im narrativen Bewußtsein erhalten, das dann auch selber kaum noch als ein richtig narratives zu bezeichnen ist.

### 3. Das narrative Bewußtsein als blockartiges Konglomerat aus thematischen Zeitlichkeiten mit einem Weltinnenraum

Wir werden jetzt versuchen den Deleuzianischen Begriff des image-temps oder des „temporalen Bildes“ auf den Narrationsvorgang anzuwenden so, wie er überhaupt in jedem narrativen Bewußtsein stattfindet, d.h. wir nehmen ihn aus dem kinematographischen Kontext, in dem er bei Deleuze vornehmlich gegeben ist, heraus und proben seine Verwendbarkeit für die thematologische Analyse des Narrationsprozesses. Als mindestens zulässig genug wird diese Untersuchungsmethode schon allein durch den Umstand ausgewiesen, daß Filme zwar sehr eigenartige und besondere, aber dabei eben doch auch narrative, Bilder sind, ihre Bildhaftigkeit deshalb auch mit der des Narrationsflusses zu tun haben kann, der in der Zeitlichkeit des „Es war einmal...“ wurzelt. Eine weitere Bekräftigung findet unsere Methode noch darin, daß in dem Werk des Gilles Deleuze über das image-temps auch genügend häufig Hinweise auf Autoren wie Robbe Grillet, Marguerite Duras, Proust, James, Dos Passos u.a. gegeben werden. Der Bedeutung der Literatur für sein Problem war sich der Philosoph also völlig bewußt. Zusammen mit dem Begriff des image-temps übernehmen wir für die vorliegende Untersuchung auch die Bestimmung des narrativen Bildes als kristallartiges oder kristallenes, welche er in den Werken von Guattari und Deleuze ja bekanntlich auch noch besitzt (2,4). Wie und warum das Kristall bei diesen zwei Denkern mit allen seinen strukturlogischen Besonderheiten (seinem Mittelpunkt, mit der Vielfalt seiner Flächen und Kanten, seiner Axen usw.) als hauptsächliches Vergleichskriterium herangezogen ist, hat zum Beispiel Christine Buciglucksmann deutlich gemacht, wo sie schreibt: „Das Kristall ist wie ein Block aus Zeit mit der Fähigkeit, die Dinge mehr oder weniger perfekt zu spiegeln, ohne Innen- und Außenhorizonte, ein Zusammen aus Flächen und Ebenen, wo die Grenzen zwischen Leben und Tod, Vergangenheit und Gegenwart verschwimmen und wo in einem blind tastenden Suchen die Materie und der Geist zueinanderstreben.“ (11). Hat der bloc de temps, als der das Kristall hier angenommen ist, wirklich seine theoretische Berechtigung, wenn wir

diesen Begriff auf das narrative Bewußtsein beziehen wollen? Das ist nur zu bejahen, wenn man sich an die oben durchgeführten temporalen Analysen des „Es war einmal...“ in seiner allgemeinen, grundlegenden Bedeutung für den Narrationsfluß überhaupt erinnert. Wir sagten dort, daß mit der Eingangsformel im narrativen Bewußtsein immer der existenzielle Zeitraum einer Buchperson entworfen wird (derjenigen, die in der Formel selbst erwähnt ist wie zum Beispiel „Es war einmal ein Prinz, ein König“ usw.), in dessen Grenzen uns dann alle thematischen Begebenheiten der Narration (oder ein Großteil von ihnen) nacheinander vorgeführt werden. Dieser thematische Zeitraum ist wirklich als ein Zeitblock oder Zeitwürfel vorstellbar, denn erstens existiert er ja als etwas Konsistentes, als ein temporales Ganzes, das das Bewußtsein (wenn es sich auf die in solchem Würfel enthaltene Narration einstellt) immer bei sich aufrufen kann, das es aber auch wieder beiseite zu schieben (in sein Unbewußtes abzuschieben) fähig ist, wenn es sich auf andere Sachen ausrichten möchte, die mit dieser und überhaupt aller Narration nichts mehr zu tun haben. Zweitens ist dieser Zeitblock ja immer aus einem temporalen Entwurf heraus geschaffen (immer Erzeugnis eines Aktes der temporalen Grundlegung des narrativen Bewußtseins als Zeitraum für einen bestimmten Narrationsfluß), immer entstanden aus der Setzung der einmaligen Lebenszeit einer thematischen Buchperson als Flußbett für die geplante Narration. Insofern ist dieses Zeitganze auch immer etwas Geworfenes, eine Art von Würfel, mit der nur im narrativen Bewußtsein „gespielt“ werden kann. Drittens ist uns gesagt, daß dieser Zeitwürfel ein Konglomerat aus vielen Flächen und Ebenen ist, un bloc de temps en plans et faces vertigineuses, wo sich unter plans et faces nur verschiedene Zeitlichkeiten verstehen können. Wenn wir das mit dem Zeitblock vergleichen, der mit dem narrativen „Es war einmal...“ entworfen wird, so müssen wir zugeben: dieser Hinweis auf die Verschiedenheit der Temporalität in (oder an) solchem Block oder Würfel stimmt mit der narrativen Faktizität voll überein. Denn im Zeitraum des „Es war einmal...“ werden ja im Fortgang der Narration auch immer mehrere, neue, aus anderen Märchen-oder Buchpersonen gezogene Existenzzeiten angelegt, also verschiedene thematische Zeitlichkeiten oder Zeitreihen, die hier stets der Ausdruck von zeitlich verschiedenen Auftritten (Akten, Aktionen und Handlungen) dieser Personen in den Grenzen ihrer Narration sind. Wie aber haben wir nun diese thematischen Temporalitäten, die doch inhaltlich immer einem größeren, für die ganze Narration grundlegenden, Zeitraum eingefügt werden, als Flächen oder Ebenen an solchen narrativen Zeitwürfeln oder Zeitblocks zu verstehen? Die Antwort darauf liegt in jener Stelle des oben angeführten Zitats, wo gesagt ist, daß der „bloc de temps ....sans dedans ni dehors“ (ist). Wir übersetzten das mit „ohne Innen- und Außenhorizonte“. Nun, die französische Formulierung ebenso wie unsere Übersetzung bleiben - das ist zuzugeben - etwas rätselhaft, wenn wir den Sinn von sans dedans ni dehors nicht noch genauer konkretisieren und damit deutlicher herausbringen, was eigentlich gemeint ist. Wesentlich doch bloß eine Gleichsetzung von Inhalt und Form. So sieht sich ein Kristall inwendig genau so an wie von außen, d.h. es besteht aus einem sehr verschiedenartigen (quadratischen oder tetragonalen, rhombischen, monoklinen oder klinorhombischen usw.) Gegenüber von symmetrischen Flächen, zwischen denen es nichts anderes gibt als eben diese Symmetrie. Geht man nun von solcher grundsätzlichen Gleichheit zwischen Innen und Außen aus, so kommt die verblüffende Verwandtschaft des Kristalls mit dem thematischen Zeitwürfel im narrativen Bewußtsein gerade unter dem Gesichtspunkt der kristallinen Polarität und Gleichheit von Inhalt und Form noch schärfer in den Blick. An solchen Zeitwürfeln oder Zeitblöcken kann es ja äußerlich nur thematisch unterschiedliche temporale Flächen geben, die dann aber zueinander auch wie je größere oder kleinere, also wie Form und Inhalt, im



Verhältnis stehen. Im thematisch-temporalen Schnitt der Narration fallen Innen und Außen, Inhalt und Form, also zusammen. In diesem Zusammenhang ist es vielleicht nicht unangebracht, noch darauf zu verweisen, daß Deleuze in dem Kapitel seines Buches, welches dem temporalen Kristall (cristaux de temps) gewidmet ist, gerade auf die reversibilität von contenu und expression zu sprechen kommt und nur Lobesworte für den Linguisten Hjelmslev übrig hat, der von beidem gerade auch die Umkehrbarkeit behauptet hat (2,5). Viertens soll in jedem solchen bloc de temps die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart keine rigide Abgrenzung des einen vom anderen mehr bedeuten; „...les frontieres... du passe et du present s echangent...“ steht in dem hier zitierten Artikel über Deleuze geschrieben (11,1). Für den narrativen Zeitwürfel ist diese „Erweichung“ der Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart und aller temporalen Grenzen überhaupt etwas durchaus Gewöhnliches, wenn man bedenkt, daß der narrative Zeitblock ja selber etwas Raum-, beziehungsweise Flächenartiges ist, wo die Zeitlichkeiten wie Räumlichkeiten ineinander übergehen, das Vergangene zur Gegenwart wird und umgekehrt, je nach dem, wie, wann und wo diese Temporalitäten im Fluß der Narration vom narrativen Bewußtsein thematisiert oder dethematisiert werden.

Fünftens soll es in und an jedem bloc de temps eine blind tastende Suche des Geistes nach seiner Materie geben („...une recherche aveugle et tatonnante de la matiere et de l esprit“.

(11,2). Hier zitiert die Philosophin einen Passus aus dem „Image-Temps“ von Deleuze, wo diese Suche im Zeitkristall als ein konstitutives Moment des Filmbildes verstanden ist, etwa im Film „Der Spiegel“ von Tarkowski, wo der Spiegel - das Kristall eben - sich von selber dreht und so gleichsam auf der Suche ist nach dem echten Bild der Russen und von Rußland (2,6). Diese Sichtweise läßt sich natürlich nicht in der Proportion 1:1 für diese Untersuchung des narrativen Bewußtseins und seiner märchen- und überhaupt buchthematischen Zeitwürfel übernehmen. Weil ein literarisches Buch und ein filmisches Drehbuch ja auch zwei ganz verschiedene Dinge sind, ist der totale Zusammenfall der Sichtweisen hier unmöglich und auch gar nicht notwendig. Die Hauptsache ist nur, das Allgemeine festzuhalten, das beide Bucharten in der Spiegelfunktion verbindet, welche sie für das narrative Bewußtsein haben. Denn mit Narration haben wir es in diesen beiden Fällen (in Literatur und im Film) ja ganz zweifellos zu tun. Wenn wir uns jetzt unter diesem Gesichtspunkt dem thematischen Zeitblock im narrativen Bewußtsein zuwenden, werden wir gleich feststellen, daß es hier - wenn auch etwas anders als das in dem besagten Passus bei Deleuze gemeint ist - mindestens auch ein Faktor der Unbestimmtheit oder Vagheit gibt, der sich in dem „blind tastenden Suchen des Geistes“ doch auch immer mitversteht. In diesem Zusammenhang wäre zu sagen, daß jeder thematische Zeitwürfel im narrativen Bewußtsein das Moment der Spannung miteinbegreift. In anderen Worten: mit dem Ent-wurf solchen Würfels wird dieses Bewußtsein in Spannung gehalten. Das heißt aber doch, daß es hier wesentlich ein geführtes ist, daß es grundsätzlich nicht weiß, wohin es geht, also wie ein Blinder zu einem Ziel geleitet wird, das es (noch) nicht kennt. Für das erzählende narrative Bewußtsein gilt das zwar nicht - es kennt ja die Narration und ist in einer Weise auch zugleich der Führer jedes Leser- und Zuhörerbewußtseins. Aber das besagt ja nur, daß die Spiegelung von Inhaltlichem im narrativen Zeitblock hauptsächlich auf das Bewußtsein abgestimmt ist, das dieses Inhaltliche noch nicht kennt, also immer erst damit bekannt gemacht werden muß, daß sie auch mit Spannungs- und Überraschungseffekten „arbeitet“, daß sie sich die Unkenntnis oder Blindheit der Leser und Zuhörer in allem sie Betreffendem auch immer „zunutze macht.“ Aber auch die

tastende Art der Suche nach dem allgemeinen Richtungssinn oder Ziel der Narration läßt sich vertreten, wenn man sich unter „Tasten“ die Überlegungen denkt, die jedes rezipierende Leser-oder Hörerbewußtsein in Anbetracht dieses allgemeinen Narrationssinnes oder-zieles doch immer befallen können und die sich ohne weiteres als ein vorführendes Rekognoszieren dieses Endsinnes auslegen lassen. Im thematischen Zeitwürfel bewegt sich das narrative Bewußtsein, selber vom Narrationsfluß vorwärts geschoben und sich vornehmlich nach den von ihm schon durchmessenden thematischen Temporalitäten und ihren Inhalten orientierend, Schritt für Schritt auf der Diagonale zwischen dem Anfang und dem Ende des Würfels voran. Es gleicht so dem Wanderer, der sich von einer Landkarte leiten läßt, um in einer Gegend durchzukommen, die er noch nicht kennt. In diesem Sinn spricht die Philosophin gleich nach den hier von ihr zitierten Zeilen über den *bloc de temps*, den Gedanken aus, die kristallene Abstraktion sei so etwas wie eine Kartographie des Geistes (*cartographie mentale*, 11,2).

Mit diesen Darstellungen sind wir einem wesentlichen Faktor der Bildhaftigkeit im narrativen Bewußtsein, nämlich dem kristallinen Zeitblock oder Zeitwürfel innerhalb dieses Bewußtseins näher gekommen. Da wir nun aber auf das Kristallene in oder an diesem Block genauer eingehen müssen, hat uns jetzt das Innere dieses Zeitgebildes zu beschäftigen. Wir sagen mit Bedacht „das Innere“ und nicht „der Inhalt“. Denn der Innenraum des narrativen Zeitwürfels ist unvergleichbar größer als sein thematischer Inhalt. Es mag verwunderlich klingen, aber jeder Zweifel in dieser Hinsicht muß sofort enden vor der Einsicht: das Innere des narrativen Zeitblocks ist ja eine Welt. Was in so einem Block auch immer zugleich mitentworfen wird, ist doch die Welt, in der das Erzählte sich thematisch abspielt. Darum gilt: der temporale Zeitblock im narrativen Bewußtsein enthält vor allem so etwas wie Mundanität. Diese ist in weiten Teilen solcher Blöcke, sehr häufig sogar in allen, ein absoluter Hintergrundwert, d.h. sie versteht sich nur mit und wird kaum jemals selber (richtig) zum Ausdruck gebracht. So ein Ausdruck - das müssen wir gleich dazu bemerken - könnte die Weltlichkeit der Welt, in der die Narration sich ausbreitet, auch niemals ganz erfassen, sondern eben nur Teilansichten von ihr bieten. Somit ergibt sich der Schluß: die Weltlichkeit der narrativen Welt kann in ihrem Zeitwürfel gar keinen adequate Ausdruck haben, sie steckt versteckt im temporalen Seinssinn dieses Würfels. Versuchen wir jetzt den Vergleich dieses Ergebnisses mit einem Passus aus den Betrachtungen des Gilles Deleuze über das *image-temps* in der jüngeren Filmgeschichte. An besagter Stelle erklärt der Philosoph, daß es bei der Ausbildung des *image-temps* im Film keine sukzessive Bedeutung solcher Bilder, also keine Sukzessivität, gibt, vielmehr hätten wir es hier mit einem inneren Verhältnis der verschiedenen Zeitlichkeiten als topologische Form zu tun (2,7). So mündet dieser Gedanke dann in dem Hinweis, daß zum Beispiel der Regisseur Resnais mit der Synchronisierung verschiedener flächenartiger Vergangenheitsabschnitte (mit *nappes de passe coexistantes*) arbeitet, während der Schriftsteller Robbe-Grillet derselben synchronisierenden Methode, aber auf dem Niveau gegenwärtiger Augenblicklichkeiten (der *pointes de present simultanees*) folgt (2,8). Diese Überlegungen des Philosophen stehen in vollem Einklang mit der Beschaffenheit des thematischen Zeitraumes oder Zeitblocks im narrativen Bewußtsein. So ist die thematische Zeit, welche mit der Märchenanfangsformel „Es war einmal ein König“ usw. entworfen wird, sicherlich die einmalige Existenzzeit eines Königs, aber als Ort (Topos), wohinein die Narration sich ergießt, wo ihr Strom sich ausbreiten wird. Im Block der temporal-thematischen Zeitlichkeiten eröffnen sich ganze Räume für die Aus-und Weiterbildung der Narration, werden uns temporale Topoi ersichtlich, die in ihrer

Gesamtheit als Stromgebiet oder-bett der Narration vorstellbar sind. Damit zusammen ergibt sich auch die Synchronisierung verschiedener thematischer Vergangenheiten, ihre verräumlichende Gleichschaltung zu einer flächenartigen Grundlage für die gesamte Narrationsentwicklung als ein völlig selbstverständlicher und insofern auch besonders wesentlicher Strukturfaktor des Narrationsprozesses. Alle diese Dinge, welche Deleuze am filmischen image-temps und zwar in seinem Aspekt als chronosigne (2,9), feststellt, sind bereits für den rein sprachlichen Narrationsvorgang so etwas wie eine strukturelle Normalität. Was diese Überlegungen des Deleuze für uneren Vergleich nun aber noch ganz besonders wichtig macht, ist der Umstand, daß das image-temps in seiner topologischen Ausdrucksform bei ihm als eine Überschreitung des psychologischen Gedächtnisses in Richtung eines Weltgedächtnisses (als ein *depassement de la memoire psychologique vers une memoire monde* 2,10) gesehen wird. Damit ist auf den Faktor der Mundanität im Innenraum des Zeitkristalls oder Zeitwürfels hingewiesen, wie er sich auch auf dem rein sprachlichen Niveau des narrativen Bewußtseins beobachten läßt. Mit dem „Es war einmal ein...“ ist in jedem solchen Bewußtsein mindestens im Ansatz ein Welthintergrund mitentworfen, vor dem sich alle Begebenheiten der Narration abspielen müssen, der Topos im thematischen Zeitkristall oder Zeitwürfel ist auch hier immer der einer Welt, welche das Hintergrundgedächtnis des narrativen Bewußtseins ist, eben seine *memoire-monde*.

4. Über einige kristallähnliche Strukturmerkmale der Narration und von der Notwendigkeit einer thematologischen Auslegung der Deleuzianischen Begriffe für ein besseres Verständnis ihrer Anwendbarkeit auf die Strukturprobleme des narrativen Bewußtseins

Was jetzt das Thema unserer Untersuchung sein muß, ist das Kristallartige im Block der narrativen Zeitlichkeiten, denn nur, wenn Klarheit geschaffen ist, was dieser Begriff für den Ablauf der Bilderreihen im narrativen Bewußtsein eigentlich bedeutet, läßt sich auch schon deutlicher über das Bildhafte dieser Bilder sprechen, darüber, woher es überhaupt kommt, was ihre hauptsächlich strukturelogische Voraussetzung in jedem solchen Bewußtsein ist u.ä. Fragen. In seinen Analysen des image-temps betont Deleuze immer wieder den zweiseitigen Charakter dieses Bildes, das ihm aus seiner eigenartigen strukturellen Verwandtschaft mit dem Kristall entstanden sei. So steht im Kapitel über die *cristaux de temps* zu lesen, daß das Bildhafte in den Kristallen immer zwei Seiten hat, daß es eine *image biface* sei (2,11). Geben wir hier noch ein paar Worte des Philosophen an, welche sich auf die prinzipielle Doppelstruktur des kristallinen Zeitbildes beziehen und zeigen, wie wichtig ihm dieses Moment der Polarität für die Entwicklung seiner Thesen über das temporale Bild ist. An einer anderen Stelle lehnt Deleuze seinen Befund über das image-temps an die Gesichtspunkte Bergsons über die Zeit an, zum Beispiel an den, der besagt, daß die Vergangenheit mit der Gegenwart, die sie gewesen ist, koexistiert und daß die Zeit sich in jedem Moment in Gegenwart und Vergangenheit halbiert („*se dedouble*“, 2,12). Der Sinn des in zwei Hälften Getrenntseins der Zeit wird hier für das image-temps als grundlegend angesehen. Sagen wir es gleich: im thematischen Zeitblock der Narration als Flußbett ihres Erzählstoffes ist der Vorgang solchen Halbierens (des *dedoublement*) oder der Aufspaltung von Zeit in Vergangenes und Gegenwärtiges und der verräumlichenden Synchronisierung dieser zwei Hälften etwas ganz Gewöhnliches und zu den formalen Strukturbedingungen der Narration überhaupt Gehörendes. Was im image-temps nach Deleuze passiert, ist somit die Polarisierung oder Spaltung der Zeit in gegenwärtige Aktualität und in Virtualität des Vergangenen als *souvenir pur* (2,13). Es ist

überflüssig, hier noch extra zu betonen, daß mit diesen Darstellungen, welche der Philosoph in seinem Werk von den *cristaux de temps* gibt, auch die Verhältnisse zwischen den verschiedenen thematischen Temporalitäten innerhalb des Zeitblocks im narrativen Bewußtsein voll getroffen sind, daß dasselbe also auch von der temporalen Dynamik in jedem solchen Bewußtsein behauptet werden kann und sogar behauptet werden muß.

Wir kommen jetzt zu einer besonders wichtigen Definition der Struktur des *image-temps* bei Deleuze und Guattari, nämlich zu dem Verständnis dieses Bildes als Ritornell. Allerdings ist dieser Begriff bei Deleuze mehr als ein musikalischer verstanden und in diesem Sinn dann auch auf das filmische Bild bezogen (2,14). Bei Guattari wird der Begriff auch so gesehen, aber in der Verbindung mit der „Suche nach der verlorenen Zeit“ von M.Proust besprochen (4,2). Wir aber wollen das Ritornell hier ganz für die Bildhaftigkeit des thematische Zeitblocks im narrativen Bewußtsein in Anspruch nehmen und seine tragende Bedeutung für diese Struktur behaupten. Das kann nur gelingen, wenn wir, von der Musikalität dieses Terminus absehend, uns ganz auf seinen Sinn der Wiederkehr fixieren. Was erlaubt uns, das Ritornell auch als Strukturbegriff für die innere thematische Zeitlichkeit des narrativen Bewußtseins zu verwenden und diese Zeitlichkeit als eine wesentlich wiederkehrende, als ein narratives Ritornell zu beschreiben? Zuerst sei hier festgestellt: als Wiederholung steht das Ritornell hier in engster Verbindung zu den Überlegungen des Deleuze über die polare Zweiseitigkeit im *image-temps* und über die grundlegende Eigenschaft dieses Bildes, in zwei gleiche und zugleich ungleiche Hälften auseinanderzutreten. Denn in der kristallinen Polarität kehrt ja jede Seite - wenn vielleicht auch mit bestimmten mehr oder weniger merkbaren Veränderungen - auch stets wieder, ist sie, sozusagen, wie eine Wiederholung ihrer Gegenseite. Ebenso ist auch die Halbierung der narrativen Zeitlichkeit in zwei Seiten (in Vergangenes und Gegenwärtiges zum Beispiel) stets so etwas wie eine Verdoppelung und insofern auch immer ein bestimmtes Wiederkehren einer einzigen thematisch-narrativen Temporalität als leicht veränderte, jeweils in Gewesenes und Präsentes aufgeteilte. Jede Narration - so können wir es hier schon sagen - wird im narrativen Bewußtsein als ein thematisches Ritornell ausgestaltet. Für diesen thematisch-narrativen Ritornell-Begriff als eine hauptsächliche Strukturkomponente im kristallartigen Zeitblock der Narration, wie er uns jetzt bereits als Inhalt des narrativen Bewußtseins ersichtlich wird, können und müssen wir sogar jetzt auch eine Dialektik in Anspruch nehmen, die sich noch im Philosophieren von Guattari und Deleuze findet und die für unsere Untersuchung der Bildhaftigkeit des Narrativen unabdingbar ist. Wir meinen das Prinzip der Territorialisierung und Deterritorialisierung. Das Ritornell, das Deleuze und Guattari auf allen Rängen der Biosphäre untersuchen (wie ja ihre Philosophie auch Biophilosophie genannt wird), ist ihnen vor allem Ausdruck einer Territorialisierung, der Markierung eines Territoriums oder Lebensraumes (das eines Vogels zum Beispiel und das Mittel solcher Markierung ist dann sein Gesang, 12); zugleich ist das Ritornell aber auch von einer Gegenbewegung, der Deterritorialisierung, gekennzeichnet. (Als Beispiel wird in diesem Zusammenhang auf die Wanderung der Lachse bis an die Flußquellen verwiesen, 12,1). Oben wurde das Ritornell schon als ein hauptsächliches narratives Strukturmoment erwähnt. Diese Bedeutung verbietet uns nun, das dialektische Prinzip der beiden Denker (das Prinzip der Territorialisierung und Deterritorialisierung) so, wie es bei ihnen verwendet ist, in unserer Untersuchung zu übernehmen. Allerdings haben wir hier auch von einem Zeitraum oder einer temporalen Räumlichkeit sprechen können, als wir zum Beispiel die Mundanität in den thematischen Zeitblöcken des narrativen Bewußtseins erwähnten und diese Blöcke als welthafte Gebilde

charakterisierten. Die Begrifflichkeit von spezifisch zeitlichen Territorien dort hineinzudeuten und damit auch dem Prinzip der Territorialisierung und Deterritorialisierung im narrativen Bewußtsein eine Verwendungsgrundlage zu schaffen, wäre also nicht allzu schwer. Was aber hier davon abrät, ist die Einsicht, daß das Stromgebiet der Narration im narrativen Bewußtsein nur onto-thematologisch strukturiert sein kann, denn was die Narration auslöst und bewegt, ist vor allem ihr Thema. Außerdem scheint uns das Prinzip der Territorialisierung und Deterritorialisierung eine dialektische Form zu sein, die von der Einheit des Gegensatzes von Thematisierung und Dethematisierung einbegriffen, also auch noch überhöht, wird und auf jeden Fall ihr allgemeinerer Ausdruck ist. Und wirklich: ist nicht alle Territorialisierung im biophilosophischen Sinne des Deleuze und Guattari auch zugleich eine Thematisierung, alle Deterritorialisierung - nicht eine Dethematisierung? Und bewegt man sich mit diesen und ähnlichen Überlegungen nicht eigentlich schon in einer Ontologie als Ontothematologie?

Unsere Darstellungen in diesem Kapitel haben gezeigt, daß der kristallartige Charakter des thematischen Zeitentwurfs im narrativen Bewußtsein sich vor allem in vier Merkmalen ausdrückt, nämlich in a) dem wesentlich polaren (zweiseitigen) Charakter dieses temporalen Gebildes und aller in es eingehenden kleineren zeitlichen Thematisitäten, b) in dem sich halbierenden, immer in zwei Hälften auseinanderfallenden Rhythmus aller solche Entwürfe ausmachenden thematischen Zeitlichkeiten, c) in der systematischen Wiederholung von thematischen Zeitinhalten, d.h. im ritornellartigen Wiederkehren dieser Inhalte im Narrationsfluß und d) in einem eigenartigen dialektischen Geprägtsein jeder solchen Wiederkehr, nämlich in seinem Verlauf als beständiger Wechsel von Thematisierung und Dethematisierung. Von diesen vier Punkten ist nur der erste für den Kristall im direkten Sinn charakteristisch. Alle anderen drei beziehen sich nur mittelbar darauf, nur insofern als sie die positionelle Doppelseitigkeit des Kristalls auf den narrativen Zeitwürfel als dynamisches (erzählerisch fließendes) Ganzes projizieren, also darauf hindeuten, daß die Narration ein in (und auch mit) Polaritäten vorwärtsdrängendes Fließen ist. Damit ist die seltsame Ähnlichkeit des narrativen Bewußtseins mit einem Kristall aber noch nicht erschöpft. Es gibt hier noch zwei verwandte strukturelle Eigenschaften, mit denen wir uns kurz zu beschäftigen haben. Die eine ist die prinzipielle, eben würfelartige, Gleichheit aller Seiten des narrativen Zeitblocks. Die Ähnlichkeit oder der Parallelismus ist hier natürlich nicht in der würfelartigen Form solcher narrativen Blöcke zu suchen, sondern darin, daß sie erstens auch wie ein Ent-Wurf existieren, wie etwas also, das das narrative Bewußtsein immer bei sich mit ent-wirft; und zweitens weil diese Blöcke auch von einer absoluten Seitengleichheit charakterisiert sind. Die Form der narrativen Zeitblöcke ist sicher keine würfelartige, sondern eher etwas Gestrecktes, Flächenartiges und Segmentiertes. Aber nicht um die Gleichheit der Seitenformen geht es ja hier, sondern nur um die Gleichheit der Seiten (von der wir ja immer sagen können und sagen müssen, daß es sie am Würfel gibt). Und diese Gleichheit besteht auch in der charakteristischen existenziellen Identität aller Seiten des narrativen Zeitblocks, darin also, daß diese Seiten fast immer aus ein und derselben Lese-Lebenszeit einer Buch-oder Sujetperson der Narration gezogen sind, derjenigen nämlich, die in der für alle erzählerische Fiktion gültigen narrativen Eingangsformel „Es war einmal ein...“ buch-oder sujetpersönlich genannt ist. Die ursprungsmäßige Identität dieser Zeit am Anfangs-und Endpunkt der Narration, wie auch in oder an allen ihren Mittelpunkten ist so evident, daß es hier - so möchten wir das wenigstens glauben - unnötig ist, noch näher darauf

einzugehen. In allen Fällen, wo die Narration sich ganzzeitlich nicht aus dem einmaligen existenziellen Dasein einer Sujet-oder Buchperson bestimmt, wo sie also als temporaler Zeitblock aus unterschiedlichen thematischen Zeitlichkeiten zusammengefügt ist, macht diese Sythese der verschiedenen thematischen Temporalitäten die ganzzeitliche Einheit der Narration aus, ist diese aus verschiedenen thematischen Quellen (zum Beispiel von verschiedenen thematischen Sujet-oder Buchpersonen) erbrachte Zeit auf allen Seiten oder an allen Punkten der Narration immer dieselbe. Die andere strukturelle Eigenschaft des thematischen Zeitwürfels im narrativen Bewußtsein ist, daß es immer eine Achse hat, um die sich alles dreht, immer eine gerade Linie, auf der sich die gesamte Narration voranbewegt. Das ist nichts anderes als die thematologische Orientierung des Erzählstoffes, sein Ausgerichtetsein auf einen thematischen Sinn, der ihn auf allen seinen Entwicklungsetappen durchdringt. Diese narrative Qualität kann auch als ein genügend überzeugender Ausdruck der strukturellen Verwandtschaft des narrativen Zeitwürfels oder Zeitblocks mit dem Kristall dienen, denn was diesen charakterisiert, ist ja auch der Umstand, daß er immer eine Achse hat. Sie geht hier durch die Mitte des Kristalls und endet in der Spitze von zwei einander gegenüberliegenden Ecken oder Flächen und Kanten aller solcher Gebilde. Außerdem werden an den Kristallen auch noch Haupt- und Nebenachsen unterschieden. Die Ähnlichkeit mit der Innenstruktur der Narration liegt auf der Hand. Ist sie doch auch ein durchaus sinnrichtungsbestimmendes, also thematisches, Fließen. Die thematischen Sinnlinien im Narrationsstoff sind den Axen im Kristall ohne weiteres vergleichbar. Denn sie sind es ja, die diesen Stoff zusammenbinden und zwar von seinem Anfang bis zu seinem Ende. Hier müssen wir bemerken, daß die thematische Achsenverwandtschaft zwischen dem Kristall und dem image-temps in den Arbeiten des F. Guattari und G. Deleuze etwas zu kurz gekommen zu sein scheint. So legt der Letztere zum Beispiel den Akzent auf den Umstand, daß im modernen Film der kristallähnlich spiegelnde (bildhafte) Moment ein Überraschungsmoment ist, daß der Zuschauer hier also nicht wissen kann, daß (wann) er sich da produziert (2,15). Wir aber müssen dagegen an dem thematischen Achsencharakter des narrativen Zeitwürfels festhalten, müssen auf seine allgemeine Bedeutung für alle solche strukturellen Gebilde bestehen und diese Bedeutung sogar in den Mittelpunkt unserer Untersuchung ihrer Bildhaftigkeit stellen. Wie überraschend und zufallsbedingt ein image-temps in den Filmen der neueren Zeit auch immer erscheinen mag, in der sprachlichen Entwicklungsform der Narration und in den für diese Form charakteristischen thematischen Zeitgebilden bleibt das bildhafte Moment trotz aller Plötzlichkeit, mit der es da auch vor den Lesern oder Zuhörern entstehen kann, in vielen Fällen doch immer noch aus dem Thema der Narration erklärbar und mit derselben Sicherheit kann auch angenommen werden, daß sich viele filmische Augenblicksbilder trotz aller Plötzlichkeit ihres Entstehens thematologisch ebenso begründen lassen.

## **Anmerkungen**

- Giwi Margwelaschwili, Von der Bedeutung der allgemeinen Sujetzeit für den Entwurf der Anfangsabschnitte des Sujetfeldes in deutschen Märchen. In Germanistische Studien Nr.2, hrsg. von S. Karbelaschwili, Caucasian House, Tbilissi, 2002, S.43ff., 1,1 S.56 ff., 1,2 S.65, 1,3 S.43 ff., 1,4 S.46 ff., 1,5 S.43 ff., 1,6 S.42
- Gilles Deleuze, L image-temps, Edition de Minuit, Paris, 1985, 2,1 S.110, 2,2 S.120, 2,3 S.94, 2,4 S.92ff., 2,5 S.94, 2,6 S.101, 2,7 S.359, 2,8 Ebenda, 2,9 Ebenda, 2,10 Ebenda,

- 2,11 S.93, 2,12 S.110, 2,13 S. 112, 2,14 S. 122 ff., 2,15 u.ä. Stellen, 2,16 S.169, 2,17 S.170, 2,18 S.167 ff., 2,19 S. 168 ff., 2,20 S. 169 ff., 2,21 S.168, 2,22 S.169, 2,23 S.306 ff., 2,24 S.96, 2,25 Ebenda
- Philippe Mengue, Gilles Deleuze ou le Systeme du Multiple. Editions Kime, Paris, 1994, 3,1 S.259, 3,2 vgl. hierzu S.80 ff., 3,3 S.71 ff.
- Felix Guattari, L inconscient machinique, essais de schizo-analyse, encre, editions recherches, 1979, S.239 ff., 4,1 S.21 ff., 4,2 S.239 ff., 4,3 S.114 ff.
- Vgl. hierzu Jean-Clet Martin, Des evenements et des noms, in Rue Descartes 20, Gilles Deleuze Immanence et vie, Paris, puf, 1998, 129 ff., 5,1 S.131, 5,2 S.132
- Virginia Woolf, Die Dame im Spiegel, Erzählungen, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, 2001, S.7, 6,1 Ebenda, 6,2 Ebenda, 6,3 S.7-8, 6,4 S.8, 6,5 Ebenda, 6,6 S.8-9
- Patrick Süskind, Drei Geschichten, Der Zwang zur Tiefe, Diogenes, Zürich, 1995, S.9
- Thomas Mann, Der Zauberberg, Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1999, S.9, 8,1 Ebenda, 8,2 S.10, 8,3 S.11, 8,4 S.9, 8,5 Ebenda, 8,6 S.10, 8,7 S.9, 8,8 S.11, 8,9 Vgl. S.12 ab „Dergleichen erfuhr auch Hans Castorp.“ bis zur nächsten (dritten) Reprise des Namens derselben Buchperson auf S.13, 8,10 S.13 ab „Hans Castorp bedachte...“ bis S.14 „Man hielt an einer kleinen Station, es war Davos-Dorf,“, 8,11 Das geschieht auf S.14 ab „...es war Davos-Dorf, wie Hans Castorp draußen ausrufen hörte,...“, 8,12 S.14, 8,13 S.15
- Thomas Mann, Doktor Faustus, Fischer, Frankfurt a.M., 1997, S. 7, 9,1 S.7, 9,2 S.8, 9,3 S. 7-8, 9,4 S.8-9, 9,5 S.9-10, 9,6 S.10, 9,7 S.10-11, 9,8 S.11, 9,9 S.16
- John Updike, Ehepaare, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1969, S.9, 10,1 Ebenda
- Christine Buci-Glucksmann, Les cristaux de l art: une esthetique du virtuel in Rue Descartes 20 Gilles Deleuze, Immanence et vie, Paris, Puf, 1998, S.96, 11,1 Ebenda
- Gilles Deleuze, Felix Guattari, Mille Plateaux, Les Editions de Minuit, Paris, 1980, S.383 ff., 12,1 S.401, 12,2 S.95 ff., 12,3 S.97, 12,4 Ebenda, 12,5 S.98, 12,6 S.230, 12,7 S.402 ff.
- Grimms Märchenbuch, Berlin, 1965, Das Wasser des Lebens, S.416, 13,1 a.a.O und ff.
- Gilles Deleuze, Proust et les signes, Puf, Paris, 1998, S.76, 14,1 S.78

Anschrift des Verfassers

*Giwi Margwelaschwili*  
*Deutsch-georgischer Schriftsteller, Philosoph,*  
*Ontotextologe und Germanist,*  
*Ehrendoktor der Staatlichen Ivane Javakhishvili*  
*Universität Tbilissi*  
[de.wikipedia.org/wiki/Giwi\\_Margwelaschwili](https://de.wikipedia.org/wiki/Giwi_Margwelaschwili)

## Zwei Kulturen im Dialog: Sprache, Literatur und Wissen(schaft)

### Ein Projektvorschlag

Ernest W.B. Hess-Lüttich, Bern

#### Keywords

'Zwei Kulturen', Natur- vs. Geisteswissenschaften, Sprach- vs. Literaturwissenschaften, *Science-in-fiction*, interkulturelle Wissenschaftskommunikation.

Der Titel des Beitrags soll zweierlei assoziieren: Charles Percy Snows klassischen Essay über die 'zwei Kulturen' der Geistes- und Naturwissenschaften und Kofi Annans berühmtes Manifest für den 'Dialog der Kulturen'. Was hat das eine mit dem andern zu tun? Es geht jeweils um Abgrenzung – und die Sondierung von Möglichkeiten der Grenzüberschreitung im Respekt vor der Differenz. Das Fachgebiet der *interkulturellen Germanistik* thematisiert beides: die Entwicklung von problemlösungsrelevantem Fach- und Orientierungswissen einerseits zur Vermittlung zwischen notwendiger Grundlagenforschung und nützlicher 'Gestaltungswissenschaft' und andererseits zur Verständigung zwischen Angehörigen verschiedener (Sub-)Kulturen. Die interkulturelle Germanistik reflektiert die Wechselwirkung zwischen ihrem spezialisierten Fachwissen und dem kulturellen Kontext ihres jeweiligen Standorts. Sie exponiert ihren Gegenstand theoretisch *und* empirisch, historisch *und* systematisch aus eigen- *und* fremdkultureller Perspektive und erarbeitet damit das zum Brückenschlag zwischen den 'Kulturen' (im doppelten Sinne der Wissenschaftstheorie und der Anthropologie) nötige Orientierungswissen. Wie das konkret zu verbinden sei, soll am Beispiel der Untersuchung *gemeinsamer* Fragestellungen veranschaulicht werden, indem exemplarisch Wissenschaft als Objekt der Literatur und Wissenschaftskommunikation als interkulturelle thematisiert werden. –

Der Biologe und vormalige Präsident der Max-Planck-Gesellschaft Hubert Markl kritisierte bereits vor mehr als einer Dekade an dem Ansatz der 'zwei Kulturen', dass eine Trennung zwischen natur- und geisteswissenschaftlicher Bildung unsinnig sei, da es stets um die Fähigkeit zu klarem, kritischem Denken und begründetem Argumentieren gehe. Diese Einsicht gewinnt nach den Turbulenzen 'postmoderner' Theoriebildung allmählich auch in den Kulturwissenschaften neue Geltung. Die anhaltende Debatte über das Auseinanderdriften der 'Wissenskulturen' spiegelt sich exemplarisch im Fach Germanistik als neue Problematisierung der zunehmenden Entfremdung zwischen ihren Teildisziplinen Sprach- und Literaturwissenschaft. Ähnlich wie in anderen Gebieten (etwa den technischen Informationswissenschaften, empirischen Sozialwissenschaften, aber auch transdisziplinär operierenden Naturwissenschaften usw.) wird nach wechselseitigen Anknüpfungspunkten gesucht, um der Erkenntnisfraktionierung entgegenzuwirken, die von der Ausdifferenzierung der Disziplinen im 18. Jahrhundert ihren Ausgang nahm. Schon damals forderte Novalis (in seinen Vorüberlegungen zur *Enzyklopädistik*) eine "poetische" Behandlung der Wissenschaften, um eine Verbindung von Erfahrungsdaten empirischer Forschung ("Gedächtniswissenschaft") mit dem Begriffswissen der modelltheoretischen Explikation ("Vernunftwissenschaft") herstellen zu können.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Cf. Gesine L. Schiewer 2008: "Keine Krisis der europäischen Wissenschaft: Transdisziplinarität als Programm in der interkulturellen Germanistik", in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 34 (2008), München: iudicium, 35-50.



In dieser Verbindbarkeit von empirisch gewonnenen und abstrakt geschlossenen Kenntnissen sieht die interkulturelle Germanistik ihre Chance und ihre Stärke: Chance, insofern sie postmoderne Tendenzen radikaler Erkenntnis skepsis (mit der sich ebenfalls auf die Wissenschaftstheorie der Romantik berufenden Forderung nach einem "Poetischwerden der Germanistik") überwindet; Stärke, insofern ihr Konzept des In-Beziehung-Setzens verschiedener Sprachen, Literaturen und Kulturen transparente begriffliche Grundlagen und methodische Instrumentarien voraussetzt. Edmund Husserls Diagnose von der "Krisis der europäischen Wissenschaften" (1936) zielte bereits auf den Gestus der (wechselseitigen) Abgrenzung im Verhältnis von Wissenschaftskulturen, die sich entweder explanativ-prognostischer oder hermeneutisch-rekonstruktiver Verfahren bedienen und zwischen denen heute die Verständigungsprobleme zunehmen (bis hin zur wechselseitigen wissenschaftspolitischen Entfremdung und verschärften Konkurrenz um Ressourcen). Auch der Physiker und Schriftsteller Charles Percy Snow sah (1959) im Zusammenbruch der Kommunikation zwischen den beiden Wissenschaftskulturen eines der Haupthindernisse, "wesentliche Probleme der Welt" zu lösen, was in der Germanistik allgemein (und anderen Textwissenschaften) – bis auf signifikante Ausnahmen (cf. Helmut Kreuzer<sup>2</sup>) – leider viel zu lange unbeachtet blieb und kaum je auf die eigene wissenschaftliche Praxis bezogen wurde.

Die "Probleme der Welt" sind nun aber im Zeichen der 'Globalisierung' so unübersehbar komplex geworden, dass Versuche ihrer Lösung durch *Ausgrenzung* heute mehr denn je ins Leere laufen. Dies aber ist, wenn auch mit anderer Stoßrichtung, zugleich die Prämisse der (ursprünglich von dem seinerzeitigen iranischen Präsidenten Mohammad Chatami angeregten) Initiative der *Vereinten Nationen* zu einem "Dialog der Kulturen", dessen konzeptionelle Grundlegung in dem Buch *Crossing the Divide. Dialogue among Civilizations* (2001) den programmatischen Gegenentwurf zu Samuel Huntingtons *Clash of Civilizations* (1998) zu bieten suchte.<sup>3</sup> Er setzt freilich eine (an Habermas' *Kommunikationstheorie* orientierte) Diskursethik voraus, die gerade im Falle *interkultureller* Kommunikation ihrerseits exemplarisch zu problematisieren wäre, da sie (aufgrund ihrer idealisierenden Vorannahmen) von den realen Wissensasymmetrien absieht, die für Verständigungsversuche dieses Typs nachgerade konstitutiv sind. Deshalb kann eine interkulturelle Kommunikationskultur nicht auf idealisierte Voraussetzungen gegründet werden, sondern muss (z.B. mit Gerold Ungeheuer) die prinzipielle Unmöglichkeit in Rechnung stellen, je eigene Erfahrungswelten ungebrochen sprachlich zu vermitteln.<sup>4</sup> Dasselbe gilt strukturell sowohl für den interdisziplinären wie für den transdisziplinären Dialog – und das macht den Reiz aus, ihn gerade im Bezirk interkultureller Germanistik einzuüben.

Diese Übung könnte unter dem Titel "Sprache, Literatur und Wissen(schaft)" exemplarisch versucht werden, weil damit in der – Sprach- und Literaturwissenschaft umfassenden –

---

<sup>2</sup> Helmut Kreuzer (ed.) 1987: *Die zwei Kulturen: Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*, München: dtv.

<sup>3</sup> Kofi Annan 2001: *Brücken in die Zukunft. Ein Manifest für den Dialog der Kulturen*, Frankfurt/Main: Fischer; Samuel P. Huntington 1998: *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York: Simon & Schuster.

<sup>4</sup> Cf. Gesine L. Schiewer 2006: "Der 'Dialog der Kulturen' als Problem einer interkulturellen Kommunikationskultur. Anmerkungen zu einer Initiative der *Vereinten Nationen*", in: Ernest W.B. Hess-Lüttich (ed.) 2006: *Eco-Semiotics. Umwelt- und Entwicklungskommunikation*, Tübingen / Basel: Francke, 375-398.

Germanistik (verstanden als Text- bzw. 'Medienkulturwissenschaft' i.S.v. Eberhard Lämmert oder Siegfried J. Schmidt) verschiedene Wissensbereiche miteinander in Verbindung gebracht werden können, die sich demselben Objektbereich widmen, ohne voneinander Notiz zu nehmen. Nur zwei Beispiele zur Veranschaulichung: Sowohl Linguisten als auch Literaturwissenschaftler widmen sich z.B. gesellschaftlichen Wissensdomänen wie der Jurisprudenz oder der Medizin, wissen dabei aber nichts oder zu wenig voneinander.

Das Verhältnis von Sprache, Literatur und Medizin ist, zum Beispiel, im Rahmen der Germanistik seit längerem Gegenstand der Angewandten Linguistik, der Diskursforschung und der Literaturwissenschaft. In der Linguistik stehen Fragen der medizinischen Fachsprache, der Untersuchung von Arzt-Patienten-Gesprächen, der Textnetzwerke in der Gesundheitskommunikation etc. im Vordergrund. Zugleich wird das Thema auffallend häufig in der belletristischen Literatur behandelt: als literarisierte Darstellung medizinischer Sachverhalte, als fiktionale Texte von Medizinern, als literarischer Niederschlag von Patientenerfahrungen belletristischer Autoren (wie zuletzt in David Wagners 2013 erschienenen und sofort mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichneten Roman *Leben*), als Produkte einer (auto-)therapeutischen Strategie, als aus literarischen Quellen destillierte Medizingeschichte, als stilistisch verfremdende Verwendung medizinischer Fachsprache im literarischen Text usw. (z.B. Büchners *Woyzeck*, Storms *Bekennnis*, Schnitzlers *Professor Bernhardt* oder *Dr. Gräsler, Badearzt* oder *Traumnovelle*, Kafkas *Landarzt*, Benns *Gehirne*, Thomas Manns *Zauberberg*). Literarische Beschreibungen medizinischer Kommunikation dienen so als medialer Spiegel des Verhältnisses von Medizin und Verständigung zu einer jeweiligen Zeit. Man kann sie im Hinblick auf dessen literarische Bearbeitung vor dem Hintergrund (der empirischen Analyse) medizinischer Alltagskommunikation untersuchen und man kann Schlussfolgerungen über die Beziehungen der Autoren zur Medizin oder zu Ärzten ziehen.

Dasselbe gilt für das Verhältnis von Sprache, Literatur und Recht. Während in der Germanistik die Beschäftigung mit der Thematisierung des Rechts (und der Rechtsprechung, der Gesetze und Urkunden) in literarischen und semi-literarischen Zeugnissen eine lange Tradition hat, hat die (sprach-)kritische Diskursforschung mit der Rechtslinguistik einen vergleichsweise jungen Zweig der Erforschung institutioneller Fach- und Fach-/Laien-Kommunikation hervorgebracht mit einer Fülle von empirischen Studien zur Rechtskommunikation vorgelegt (fachsprachliche Untersuchungen zu Fachtextsorten, Gesprächsanalysen der Verständigung von Richter und Angeklagtem, Diskursanalysen von Gerichtsverfahren usw.). Hier wäre zu prüfen, ob und inwieweit Kenntnisse der einschlägigen Ergebnisse linguistischer Beschreibung juristischen Sprachgebrauchs irgendwie Erhellendes zur Interpretation solcher literarischer Texte beizutragen vermöge, in denen Rechtssprache oder gerichtliche Verhandlungen ästhetisch modelliert werden (z.B. Kleists *Der zerbrochene Krug*, Kafkas *Proceß*, Döblins *Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord*, Dürrenmatts *Panne* oder *Justiz*). Nachdem das Gespräch zwischen Juristen und Literaturwissenschaftlern in der Parallel-Lektüre solcher Texte in Gang gekommen ist und das zwischen Juristen und Linguisten im Bereich vor allem der Fachsprachen- und der Verständlichkeitsforschung (neben dem Traditionsfeld der Argumentationstheorie) bereits zu ermutigenden Ergebnissen geführt hat, müsste nun die Gesprächsrunde erweitert werden, indem sich alle drei Parteien zur Verhandlung über den gemeinsamen Gegenstand ermutigt fühlen.

Die Liste der Beispiele könnte mühelos erweitert und auf Wissensbereiche wie Politik und Ökonomie, Religion oder Kunst, Natur- und Umweltwissenschaften übertragen werden. Das Interesse daran ist zumindest auf seiten der Linguistik inzwischen so groß, dass der Verlag de Gruyter plant, dem Komplex eine ganze Handbuchreihe zu widmen (ed. Felder & Gardt in Vorb.)<sup>5</sup>, deren zweite Abteilung auf den Gebrauch von Sprache in konkreten Kommunikations-/Interaktionssituationen fokussiert. Die einzelnen Bände sind dabei den jeweiligen Wissensdomänen und ihrer sprachlichen Strukturierung (z.B. Textsorten, Kommunikationssituationen, Institutionen) gewidmet. Diesen Ansatz gilt es im Rahmen der Germanistik mit denen der einschlägig interessierten Literaturwissenschaft zu verbinden und darüber hinaus in Kontakt mit Autoren der Gegenwartsliteratur zu bringen, deren Werk die literarische Auseinandersetzung mit den Wissenschaften spiegelt (wie Pascal Mercier, Frank Schätzing oder Daniel Kehlmann in ihren Bestsellern oder Sibylle Lewitscharoff in ihrem preisgekrönten *Blumenberg*) und die interkulturelle Begegnung zum Gegenstand hat (wie in der Schweiz z.B. Lukas Bärfuss oder Christian Kracht).

Um dies an einem letzten Beispiel exemplarisch zu zeigen, könnte man etwa das Beziehungsgefüge zwischen Sprache, Literatur und (Natur-)Wissenschaft in Situationen interkultureller Konstellationen diskutieren. Es ist z.B. von legitimem germanistischem Interesse, wenn (Natur-)Wissenschaftler von Rang ihr Denken im Medium der Literatur zu versprachlichen suchen. Es ist umgekehrt nicht minder von germanistischem Interesse, wenn literarische Autoren (natur-)wissenschaftliche Kontroversen zu ihrem Thema machen oder (Natur-)Wissenschaftler als Protagonisten ihrer Handlung fiktional agieren lassen. Wie wird das Thema in anderen Sprachen und Literaturen behandelt, gibt es divergierende Sichtweisen darauf in Kulturen 'westlicher' und 'östlicher' Prägung, wie arbeiten wissenschaftlich-literarische Doppelbegabungen hier und anderswo? Die für solche Untersuchungen sich anbietende Art von Literatur gibt es in verschiedenen Genres mittlerweile in etlichen Kulturen in so reicher Fülle, daß sich dafür die von dem Chemiker und Schriftsteller Carl Djerassi geprägte Gattungsbezeichnung 'science-in-fiction' durchzusetzen beginnt.

Darauf richtet sich aber keineswegs nur das Interesse von Literaturwissenschaftlern, die das Thema für sich neu zu entdecken und historisch oder komparatistisch zu bearbeiten beginnen.<sup>6</sup> Auch die Neugier von Linguisten ist geweckt, die z.B. auf die Verwendung (natur-)wissenschaftlicher (oder eben medizinischer, juristischer, ökonomischer etc.: s.o.) Fach- und Wissenschaftssprachen in der Literatur aufmerksam werden und zum Gegenstand von Doppelanalysen durch Fach- und Sprach- bzw. Literaturexperten machen, in denen sich die Wissenschaftskulturen auch auf der Metaebene begegnen.

Das gilt erst recht in dem programmatisch transnationalen Zusammenhang der interkulturellen Germanistik. Was ist z.B. im Zeichen globalisierter Wissenschaftskommunikation eigentlich aus den kulturspezifischen Denk- und Wissenschaftsstilen geworden, die der schwedische Friedens- und Konfliktforscher Johan Galtung einst beschrieb und die heute in Arbeiten renommierter Linguisten (wie Konrad Ehlich, Heinz L. Kretzenbacher oder Rainer Wimmer) auch aus interkulturellem Interesse

---

<sup>5</sup> Ekkehard Felder & Andreas Gardt (eds.) [i. Vorbereitung]: *Sprachwissen. Eine Handbuchreihe in 21 Bänden*, Berlin / New York: de Gruyter.

<sup>6</sup> Cf. Monika Schmitz-Emans (ed.) 2008: *Literature and Science Literatur und Wissenschaft*, Würzburg: Königshausen & Neumann.

neu auf die Agenda gesetzt werden? Wird sich das Deutsche als (fremde) Wissenschaftssprache gegenüber dem Englischen als *lingua franca* transkultureller Wissenschaftskommunikation behaupten können (Ulrich Ammon)? Welche Folgen zeitigt dessen Prädominanz für die Geltungsansprüche, Gegenstandskonstitutionen und Erkenntnisinteressen kulturspezifischer Wissenschaftsbegriffe und –geschichte(n)? Welche kognitiven Funktionen hat die Kulturgebundenheit wissenschaftlichen Arbeitens und welche sozioethnographischen Bedingungen beeinflussen dessen Ergebnis in wissenschaftskulturellen Überschneidungssituationen?<sup>7</sup> Wie können die Kulturwissenschaften sensibilisiert werden für interkulturelle Probleme in bislang ausschließlich naturwissenschaftlich-technisch geprägten Problemlösungszusammenhängen?<sup>8</sup> Wie werden Fachwissenschaftler ihrer Verantwortung gerecht, ihre Befunde wirkungsvoll in die Gesellschaft hinein zu kommunizieren, was sich sowohl in ihrer Sprache niederschlägt als auch umgekehrt den gesellschaftlichen Diskurs und damit nicht zuletzt auch die Alltagssprache beeinflusst?

Das ist *nota bene* nicht zu verwechseln mit der in manchen Feuilletons eifrig popularisierten Behauptung des amerikanischen Literatur- und Sachbuchagenten John Brockman, Naturwissenschaftler hätten Snows Hoffnung auf einen Dialog mit den literarischen Intellektuellen längst aufgegeben und deren Rolle als Repräsentanten einer angeblich neuen 'dritten Kultur' gleich selbst übernommen.<sup>9</sup> Diese Art von amerikanischer 'Pop-Science' ist hier nicht gemeint. Vielmehr geht es (mit Jürgen Mittelstraß) um die mittlerweile über alle Wissenschaftskulturen hinweg geteilte Einsicht, daß sich die Lösung der oben zitierten "Probleme der Welt" (Umwelt, Energie, Gesundheit, Demographie usw.) hergebrachter disziplinsystematischer Rubrizierung entzieht und genau jenen Dialog erzwingt, der im Zeichen institutioneller Atomisierung von Fächern mit ihrem je utilitaristischen Legitimitätsanspruch und ökonomisierten Evaluationsdruck zum Erliegen gekommen ist. Das wird auch bildungspolitisch ein Umdenken erfordern.

Der Dialog zwischen Natur- und Textwissenschaften im Spannungsfeld kulturspezifischer und interkultureller Problemlösungsentwürfe, der die Herausforderung einer systemisch-globalisierten Problemvernetzung annimmt und deren Brisanz eben auch die Literatur seismographisch registriert, setzt einen Sprachgebrauch voraus, der zwischen den Fachidiomen der Disziplinen zu vermitteln versteht (Interdisziplinarität) und Verständigung disziplinübergreifend ermöglicht (Transdisziplinarität). Diesem Sprachgebrauch, einschließlich seiner ästhetischen Manifestationsformen und historischen Entwicklung, gilt das Interesse des Projekts "Sprache, Literatur und Wissen(schaft)".

Es wäre geeignet, interkulturell motivierte und an literarisierter Wissenschaft bzw. internationaler Wissenschaftskommunikation interessierte Fragestellungen aus dem Bezirk der internationalen Germanistik mit entsprechenden Interessen aus den je thematisierten Wissensdomänen zusammenzuführen. Solche Brückenthemen wie 'Science-in-fiction' oder 'Interkulturelle Wissenschaftskommunikation', die das Gespräch zwischen den Disziplinen und den Kulturen (im schönen Doppelsinn des Wortes, mit dem hier leitmotivisch gespielt

---

<sup>7</sup> Cf. Deutsch-chinesisches Forum interkultureller Bildung (ed.) 2008: *Wissenschaftskommunikation im internationalen Kontext*, München: iudicium.

<sup>8</sup> Ernest W.B. Hess-Lüttich (ed.) 2006: *Eco-Semiotics. Umwelt- und Entwicklungskommunikation*, Tübingen / Basel: Francke.

<sup>9</sup>John Brockman 1995: *The Third Culture: Beyond the Scientific Revolution*, New York: Simon & Schuster.

wird) hoffentlich neu beflügeln werden, stellen einen sehr aktuellen und erkennbar zukunftssträchtigen Wechselbezug zwischen Fach-, Kultur- und Textwissenschaften her und wären insofern auch von internationaler und gesellschaftlicher Bedeutung.

### **Literatur:**

- Annan, Kofi (2001): *Brücken in die Zukunft. Ein Manifest für den Dialog der Kulturen*, Frankfurt/Main: Fischer
- Brockman, John (1995): *The Third Culture: Beyond the Scientific Revolution*, New York: Simon & Schuster
- Deutsch-chinesisches Forum interkultureller Bildung (ed.) (2008): *Wissenschaftskommunikation im internationalen Kontext*, München: iudicium
- Felder, Ekkehard & Andreas Gardt (eds.) [i. Vorbereitung]: *Sprachwissen. Eine Handbuchreihe in 21 Bänden*, Berlin / New York: de Gruyter
- Hess-Lüttich, Ernest W.B. (ed.) (2006): *Eco-Semiotics. Umwelt- und Entwicklungskommunikation*, Tübingen / Basel: Francke
- Huntington, Samuel P. (1998): *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York: Simon & Schuster
- Kreuzer, Helmut (ed.) (1987): *Die zwei Kulturen: Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*, München: dtv
- Schiewer, Gesine Lenore (2006): "Der 'Dialog der Kulturen' als Problem einer interkulturellen Kommunikationskultur. Anmerkungen zu einer Initiative der Vereinten Nationen", in: Ernest W.B. Hess-Lüttich (ed.) 2006: *Eco-Semiotics. Umwelt- und Entwicklungskommunikation*, Tübingen / Basel: Francke, 375-398
- Schiewer, Gesine Lenore (2008): "Keine Krisis der europäischen Wissenschaft: Transdisziplinarität als Programm in der interkulturellen Germanistik", in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 34 (2008), München: iudicium, 35-50
- Monika Schmitz-Emans (ed.) (2008): *Literature and Science Literatur und Wissenschaft*, Würzburg: Königshausen & Neumann

Anschrift des Verfassers

*Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Ernest W.B. Hess-Lüttich*  
*Universität Bern, Institut für Germanistik*  
*Länggass-Str. 49, CH-300 Bern 9*  
*E-Mail: [hess@germ.unibe.ch](mailto:hess@germ.unibe.ch)*

## Das Wesen der europäischen Kultur

*Bernd Spillner, Duisburg-Essen*

1. Ein Überblick über die europäische Kultur muss zunächst zwei Fragen klären:

- Wie ist ‚Europa‘ zu definieren?
- Gibt es so überhaupt so etwas wie eine ‚europäische Kultur‘?

1.1 ‚Europa‘ kann geographisch, historisch-kulturell, politisch, religiös, geistesgeschichtlich, wirtschaftlich-monetär definiert werden, vielleicht auch sprachlich.

Die einzelnen Definitionen haben sich auch historisch geändert (siehe Anhang). Geographisch ist der Kontinent Europa im Norden, Westen und Süden relativ klar durch Meere begrenzt: durch das Europäische Nordmeer, die Nordsee, das Mittelmeer, das Kaspische Meer und das Schwarze Meer. Als geographische Ostgrenze wird meistens der Ural angenommen (also der westliche Teil der Russischen Föderation zu Europa gerechnet, ferner ein sehr geringer Teil von Kasachstan). Im Süden gilt der Teil der Türkei westlich des Bosphorus und des Marmarameeres als Teil von Europa. Außerdem werden in einigen Europa-Klassifikationen auch Armenien, Georgien und Aserbaidschan als Länder Europas eingeschätzt. Geographisch nicht zu Europa werden überseeische Besitzungen/ehemalige Kolonien gerechnet; sie können jedoch unter Umständen politisch, wirtschaftlich oder sprachpolitisch als zu Europa gehörig eingeschätzt werden. So werden zum Beispiel überseeische Gebiete wie Französisch-Guyana, Neukaledonien und Wallis und Futuna zu Frankreich und damit indirekt zu Europa gerechnet. Die Definition von ‚Europa‘ kann also geographisch, politisch oder wirtschaftlich sehr unterschiedlich sein.

1.2 Sehr unterschiedlich kann auch die Mitgliedschaft der einzelnen Länder zu europäischen Institutionen und Vereinigungen sein.

Die Europäische Union (EU) ist ein neuerer wirtschaftlicher und politischer Zusammenschluss, der bis zu einem gewissen Grad föderale Funktionen entwickelt hat. Die Anzahl der Mitgliedsländer und offiziellen Sprachen hat sich seit der Gründung durch Beitritte erweitert (siehe Liste im Anhang; Quelle: [europa.eu](http://europa.eu)). Gegenüber dieser Liste hat sich die EU durch Beitritt von Kroatien am 1.7.2013 auf 28 Mitgliedsländer mit 24 Amtssprachen erweitert.

Der sogenannten ‚EURO-Zone‘ (Gesamtheit der Länder, die den Euro als staatliches Zahlungsmittel verwenden) gehören nicht alle Länder der Europäischen Union an (siehe Landkarte im Anhang). Mit der Bezeichnung ‚EURO-Zone‘ wird also ein rein monetäres Kriterium verwendet. Dagegen liegt der ebenfalls im Anhang aufgeführten Wikipedia-Liste ‚Liste der Länder Europas‘ ein rein historisch-geographisches Kriterium zugrunde: Es sind alle Länder aufgeführt, deren Territorium ganz oder teilweise zu Europa gerechnet werden (teilweise: Russland, Kasachstan und die Türkei). Der am 5.5.1949 begründete Europarat zählt insgesamt 47 Mitgliedsstaaten, dem Europäischen Fußballverband (UEFA) gehören 53 Länder an und auf der Liste des ‚Eurovision Song Contest‘ stehen 51 Länder

(siehe Anhang).

Die unterschiedlichen Zahlen erklären sich einerseits dadurch, dass frühere Mitgliedschaften Jugoslawiens aufgeführt werden und dass das ‚Vereinigtes Königreich‘ (Großbritannien) zum Teil als ein einziges europäisches Land aufgeführt ist, aber im europäischen Fußballverband traditionell mit vier Ländermannschaften auftritt (England, Schottland, Wales und Nordirland). Dass zu den Ländern der Eurovision Marokko, Israel und die Färöer-Inseln gehören, hat mutmaßlich rein kommerzielle Gründe. Die Anzahl der in den einzelnen Institutionen aufgelisteten Länder Europas richtet sich also nach sehr unterschiedlichen Kriterien und Motivationen. Wenn von ‚Europa‘ oder ‚europäischer Kultur‘ gesprochen wird, sollte also im Einzelfall präzisiert werden, welche Definition von ‚Europa‘ zugrunde gelegt wird. Auch Nicht-Mitglieder oder Noch-nicht-Mitglieder der EU können für Europa eine wichtige Rolle spielen, so zum Beispiel der Staat Georgien, der nicht nur seit 1999 Mitglied des Europarates ist, sondern auch in der UEFA und in der ‚Eurovision‘ aktiv beteiligt ist.

1.3 Europa ist ein sehr vielfältiger, heterogener Kontinent. Ob es eine einheitliche europäische Kultur gibt, ist fraglich. Es ist auch umstritten, ob es eine europäische Identität (als selbstbestimmte kollektive Identität) gibt oder nicht. In der Geschichte war dies über Jahrhunderte nicht der Fall. Neuerdings scheint sich aber in der EU Solidarität und eine Art Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Bewohnern herauszubilden. Auch die politische Einheit in der EU schreitet voran, wenngleich es in Bereichen wie Außenpolitik, Finanzpolitik, Bildungspolitik keine zentrale Entscheidungskompetenz gibt, sondern lediglich Abstimmungen und auszuhandelnde Kompromisse.

2. Sprachlich und kulturell setzen sich die europäischen Länder vorwiegend aus germanischen, romanischen und slawischen Völkern und Sprachen zusammen. Es werden nicht nur die offiziellen 24 Amtssprachen gesprochen, sondern insgesamt mindestens 45 unterschiedliche Sprachen (nicht mitgerechnet sind dabei Zuwanderersprachen wie Türkisch, dialektale Varianten des Arabischen, Zigeunersprachen usw.). Bis ins 19. Jahrhundert dominierten die rivalisierenden Nationalstaaten, die untereinander viele Kriege führten. Einigkeit gab es historisch nur bei der Abwehr gegen Invasoren (Araber, Mongolen, Türken).

Die historisch gewachsenen kulturellen Unterschiede sind aufgrund klimatischer, religiöser, politischer Bedingungen sehr groß.

Die kulturelle Vielfalt ist aber auch ein großer Vorteil. Es haben sich viele nationale Varietäten, unterschiedliche Esskulturen, Literaturen und Musik, Denkweisen und philosophische Richtungen entwickelt, die sich fruchtbar beeinflusst haben.

3. Wenn man versucht, kulturelle Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen zu finden, lassen sich jedoch wichtige historische Einflüsse und Merkmale feststellen:

### 3.1 Rezeption der griechisch-römischen Kultur der Antike

(Literatur, Poetik und Rhetorik, Wissenschaft, Bildungssystem, Erziehungswesen: Artes Liberales)

### 3.2 Christentum

(in sehr unterschiedlichen Kirchen, nach Kriegen in der Vergangenheit im 20. Jahrhundert auch Kooperation; Herausbildung einer christlichen, z.T. jüdisch beeinflussten Ethik)

### 3.3 Gemeinsame Kunst und Architektur

(Romanik, Gotik im Kirchenbau, Malerei, Musik, literarische Formen)

### 3.4 Demokratie

(Entwicklung von Gewaltenteilung, Grundrechten, Frauenrechten, Parlamentarismus usw.)

### 3.5 Entwicklung eines akademischen Bildungssystems seit dem 11. Jahrhundert

(Universitäten, Akademien, z.T. bis ins 19. Jahrhundert in einer gemeinsamen lateinischen Sprache, Studium Studierender an Universitäten anderer Länder)

### 3.6 Entwicklung freiheitlicher Ideen in Philosophie und Religion

(Scholastik, Humanismus, Reformation, Aufklärung, Liberalismus, Sozialismus)

### 3.7 Expansionsdrang über Europa hinaus

(Handel, christliche Missionierung in nicht-christlichen überseeischen Gebieten, Kolonialisierung, z.T. auch Imperialismus)

### 3.8 Rezeption unterschiedlicher Rechtssysteme und ihre Weiterentwicklung

(Römisches Recht, germanisches Recht, Kirchenrecht, französisches Zivilrecht, modernes Strafrecht)

### 3.9 Entstehen moderner Naturwissenschaften vom 16. bis 18. Jahrhundert

(Kopernikus, Galilei, Linné etc. – Medizin, Biologie, Physik)

### 3.10 Technik und Industrialisierung im 18. bis 20. Jahrhundert (hohe Produktivität in Landwirtschaft und Industrie)

3.11 Funktionierendes Finanz- und Banksystem seit dem 16. Jahrhundert. Das Bankwesen wurde Anfang des 16. Jahrhundert in Italien entwickelt und nach den Kriegen um 1525 nach Frankreich übernommen. Die Entstehung südlich der Alpen lässt sich noch heute an zahlreichen einschlägigen italienischen Termini ablesen, die in andere europäische Sprachen übernommen wurden (Bankrott, Agio, Storno, Giro, Skonto etc.).

3.12 Seit dem Mittelalter Pilgerwege durch Europa (z.B. nach Santiago de Compostela), ferner Handelswege in Nord-Süd- und West-Ost-Richtung, gemeinsame Kreuzzüge verschiedener europäischer Völker. Ausbau grenzübergreifender Verkehrswege (Autobahnen, Eisenbahnverbindungen) und Telekommunikationssysteme seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts.



3.13 Entwicklung gemeinsamer europäischer Bildungssysteme im 20. Jahrhundert durch bilaterale und multilaterale Austauschprogramme (z.B. Erasmus, Sokrates, Bologna-Prozess). Anerkennung von Diplomen anderer europäischer Länder.

3.14 Seit der Antike Entwicklung von Gastlichkeit und Kulinaristik (Übernahme von gastronomischen Produkten und Zubereitungsweisen aus Nachbarländern). Verfeinerung der Wein- und Bierkultur (später von Europa aus an überseeische Länder weitergegeben).

3.15 Ab Ende des 20. Jahrhunderts wird versucht, die sprachliche Verständigung der Europäer untereinander durch Fremdsprachenlernprogramme zu fördern (Europarat: Fremdsprachen für Erwachsene). Die Europäische Kommission begründete Austauschprogramme zwischen den Mitgliedsstaaten (z. B. ERASMUS, SOCRATES) und erhob als Ziel, alle Europäer sollten mindestens zwei Fremdsprachen erlernen. Allerdings ist von der erwünschten ‚Dreisprachigkeit aller Europäer‘ (auch als ‚Barcelona-Prinzip‘ bezeichnet) bislang sehr wenig realisiert.

4. Aus den stichwortartig aufgelisteten historisch entwickelten Charakteristika lässt sich schließen, dass es insgesamt trotz aller regionalen Unterschiede sehr wohl so etwas wie eine europäische Kultur gibt. Dabei ist natürlich immer zu bedenken, dass die Lebensweise im Norden Skandinaviens nicht mit dem mediterranen ‚Savoir vivre‘ übereinstimmt. Auch die oft nur nach langem Streit mühsam errungenen europäischen Kompromisse in der Politik (Wirtschaftspolitik, Finanzpolitik, Agrarfinanzierung, Föderalismus) zeigen deutlich, welche Unterschiede in Traditionen, Diskurskulturen und alltäglichen Konventionen es in Europa gibt. Allerdings ist die EU gemessen an den langen kriegerischen und ökonomischen Auseinandersetzungen in Europa ein sehr junger Zusammenschluss. Und viele Europäer entdecken oft mit Überraschung, welches ein hohes Maß an kultureller Konvergenz die Europäische Union in kurzer Zeit bereits errungen hat.

## 5. Anhang

-Historische und geographische Abgrenzungen des Kontinents Europa

-EURO-Zone

-Liste der Länder Europas (nach Wikipedia)

-Europäische Union: Mitgliedsländer, Bewerberländer, weitere Länder Europas (nach der Startseite der EU)

-Mitglieder des Europarates

-Mitgliedsländer der UEFA (Union of European Football Association)

-Mitgliedsländer des Eurovision Song Contest

### **Mitglieder des Europarates**

#### **Gründungsmitglieder des Europarats im Jahre 1949**

Belgien

Irland

Niederlande

Dänemark

Italien

Norwegen

Frankreich

Luxemburg

Schweden

## Vereinigtes Königreich

### **Weitere Mitglieder des Europarats (mit Jahr des Beitritts)**

1949	<u>Türkei</u>	1990	<u>Ungarn</u>	1995	<u>Moldawien</u>
	<u>Griechenland</u> <sup>1</sup>	1991	<u>Polen</u>		<u>Ukraine</u>
1950	<u>Deutschland</u>	1992	<u>Bulgarien</u>	1996	<u>Kroatien</u>
1950	<u>Island</u>	1993	<u>Estland</u>		<u>Russland</u>
1956	<u>Österreich</u>		<u>Litauen</u>	1999	<u>Georgien</u>
1961	<u>Zypern</u>		<u>Rumänien</u>	2001	<u>Armenien</u>
1963	<u>Schweiz</u>		<u>Slowakei</u> <sup>2</sup>		<u>Aserbaidshan</u>
1965	<u>Malta</u>		<u>Slowenien</u>	2002	<u>Bosnien und Herzegowina</u>
1976	<u>Portugal</u>		<u>Tschechien</u> <sup>2</sup>		
1977	<u>Spanien</u>	1994	<u>Andorra</u>	2003	<u>Serbien</u> <sup>3</sup>
1978	<u>Liechtenstein</u>	1995	<u>Albanien</u>	2004	<u>Monaco</u>
1988	<u>San Marino</u>		<u>Lettland</u>	2007	<u>Montenegro</u>
1989	<u>Finnland</u>		<u>Mazedonien</u>		

<sup>1</sup> suspendiert von 1967 bis 1974

<sup>2</sup> die Mitgliedschaft der Tschechoslowakei ab 1991 wurde auf die Nachfolgestaaten nicht übertragen

<sup>3</sup> als Nachfolger von Serbien und Montenegro

[Quelle: Wikipedia]

### **Mitgliederliste der UEFA (Union of European Football Association)**

#### **Länder**

1 England	27 Croatia
2 Spain	28 Belarus
3 Italy	29 Ireland
4 Germany	30 Finland
5 France	31 Bosnia-Herzegovina
6 Russia	32 Lithuania
7 Ukraine	33 Latvia

8 Romania	34 Moldova
9 Portugal	35 Slovenia
10 Netherlands	36 Hungary
11 Turkey	37 Georgia
12 Greece	38 Azerbaijan
13 Switzerland	39 Iceland
14 Belgium	40 Macedonia
15 Denmark	41 Liechtenstein
16 Scotland	42 Kazakhstan
17 Bulgaria	43 Estonia
18 Czech Republic	44 Albania
19 Austria	45 Armenia
20 Israel	46 Wales
21 Cyprus	47 Montenegro
22 Norway	48 Faroe Islands
23 Slovakia	49 Northern Ireland
24 Sweden	50 Luxembourg
25 Serbia	51 Andorra
26 Poland	52 Malta
	53 San Marino

[nach: [kassiesa.home.xs4all.nl/bert/uefa/data/method4/crank2010.html](http://kassiesa.home.xs4all.nl/bert/uefa/data/method4/crank2010.html)]

### Mitgliedsländer Eurovision Song Contest

Country	Debut year	Entries	Wins	Broadcaster(s) <sup>f</sup>	
<u>Albania</u>	<u>2004</u>	10	0	<u>RTSH</u>	
<u>Andorra</u>	<u>2004</u>	6	0	<u>RTVA</u>	
<u>Armenia</u>	<u>2006</u>	7	0	<u>AMPTV</u>	
<u>Austria</u>	<u>1957</u>	46	1	<u>ORF</u>	
<u>Azerbaijan</u>	<u>2008</u>	6	1	<u>İTV</u>	
<u>Belarus</u>	<u>2004</u>	10	0	<u>BTRC</u>	
<u>Belgium</u>	<u>1956</u>	55	1	<u>VRT</u> <u>RTBF (French)</u> <sup>[al]</sup>	( <u>Dutch</u> )

<u>BosniaandHerzegovina</u>	<u>1993</u>	18	0	<u>BHRT</u>
<u>Bulgaria</u>	<u>2005</u>	9	0	<u>BNT</u>
<u>Croatia</u>	<u>1993</u>	21	0	<u>HRT</u>
<u>Cyprus</u>	<u>1981</u>	31	0	<u>CyBC</u>
<u>Czech Republic</u>	<u>2007</u>	3	0	<u>ČT</u>
<u>Denmark</u>	<u>1957</u>	42	3	<u>DR</u>
<u>Estonia</u>	<u>1994</u>	19	1	<u>ETV</u>
<u>Finland</u>	<u>1961</u>	47	1	<u>YLE (Finnish)</u>
<u>France</u>	<u>1956</u>	56	5	<u>TF1</u> (1956–1981) <u>France Télévisions</u> (1983–)
<u>Georgia</u>	<u>2007</u>	6	0	<u>GPB</u>
<u>Germany</u>	<u>1956</u>	57	2	<u>NDR (ARD)</u>
<u>Greece</u>	<u>1974</u>	34	1	<u>ERT</u>
<u>Hungary</u>	<u>1994</u>	11	0	<u>MTV</u>
<u>Iceland</u>	<u>1986</u>	26	0	<u>RÚV</u>
<u>Ireland</u>	<u>1965</u>	47	7	<u>RTÉ</u>
<u>Israel</u>	<u>1973</u>	36	3	<u>IBA</u>
<u>Italy</u>	<u>1956</u>	39	2	<u>RAI</u>
<u>Latvia</u>	<u>2000</u>	14	1	<u>LTV</u>
<u>Lithuania</u>	<u>1994</u>	14	0	<u>LRT</u>
<u>Luxembourg</u>	<u>1956</u>	37	5	<u>CLT</u>
<u>Macedonia</u>	<u>1998</u>	13	0	<u>MKRTV</u>
<u>Malta</u>	<u>1971</u>	26	0	<u>PBS</u>
<u>Moldova</u>	<u>2005</u>	9	0	<u>TRM</u>
<u>Monaco</u>	<u>1959</u>	24	1	<u>TMC</u>
<u>Montenegro</u>	<u>2007</u>	5	0	<u>RTCG</u>

<u>Morocco</u>	<u>1980</u>	1	0	<u>SNRT</u>	
<u>Netherlands</u>	<u>1956</u>	54	4	<u>NOS</u> <u>TROS</u> (2010–)	(1956–2009)
<u>Norway</u>	<u>1960</u>	52	3	<u>NRK</u>	
<u>Poland</u>	<u>1994</u>	16	0	<u>TVP</u>	
<u>Portugal</u>	<u>1964</u>	46	0	<u>RTP</u>	
<u>Romania</u>	<u>1994</u>	15	0	<u>TVR</u>	
<u>Russia</u>	<u>1994</u>	17	1	<u>RTR</u> , <u>C1R</u>	
<u>San Marino</u>	<u>2008</u>	4	0	<u>SMRTV</u>	
<u>Serbia</u>	<u>2007</u>	7	1	<u>RTS</u>	
<u>Serbia and Montenegro</u>	<u>2004</u>	2	0	<u>UJRT</u> <u>STV</u> (1994–2010)	
<u>Slovakia</u>	<u>1994</u>	7	0	<u>RTVS</u> (2011–)	
<u>Slovenia</u>	<u>1993</u>	19	0	<u>RTV SLO</u>	
<u>Spain</u>	<u>1961</u>	53	2	<u>TVE</u> <u>SVR</u> (1958)	
<u>Sweden</u>	<u>1958</u>	53	5	<u>SR</u> (1959–1979) <u>SVT</u> (1980–) <u>SRG SSR</u>	
<u>Switzerland</u>	<u>1956</u>	54	2		
<u>Turkey</u>	<u>1975</u>	34	1	<u>TRT</u>	
<u>Ukraine</u>	<u>2003</u>	11	1	<u>NTU</u>	
<u>United Kingdom</u>	<u>1957</u>	56	5	<u>BBC</u>	
<u>Yugoslavia</u>	<u>1961</u>	25	1	<u>JRT</u>	

[Quelle: Wikipedia]

Anschrift des Verfassers

*Prof. Dr. Bernd Spillner*  
*Universität Duisburg-Essen*  
[Bernd.Spillner@uni-duisburg-essen.de](mailto:Bernd.Spillner@uni-duisburg-essen.de)

## Ein Moment in der Minutenwelt

*Tsutisopeli* und die Lebenskunst im Umgang mit der Zeit

*Wilhelm Schmid, Berlin*

Was ist Zeit? „Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich es“, meinte schon Augustinus im 11. Buch seiner Bekenntnisse, aber „wenn ich es jemandem auf seine Frage hin erklären will, weiß ich es nicht.“ Das Verrückte ist: Kein Mensch weiß wirklich, was Zeit ist. Man könnte mit guten Gründen bestreiten, dass es sie überhaupt gibt. Natürlich, das hilft nicht weiter, Menschen müssen dennoch mit der Zeit zurechtkommen, die es nicht gibt. Für die Lebensführung genügt der simple Befund, dass in allen Wesen, Dingen und Verhältnissen offenkundig Prozesse wirksam sind, die bewirken, dass ein gegenwärtiger Zustand, der mit großer Selbstverständlichkeit die Wirklichkeit für sich allein beansprucht, vergeht, und, wenn er vergangen ist, nicht wiederherstellbar ist. Wahrnehmbar ist der Prozess nur als vergangener, wahrnehmbar durch den Vergleich dessen, was ist, mit dem, was vergangen ist. Das ist eine mögliche Definition der Zeit. Auf dieser Basis lässt sich dann an der bestehenden Zeitordnung festhalten, beispielsweise um Verabredungen einhalten zu können, die ansonsten schon Vergangenheit sind, bevor sie stattgefunden haben. Aber zusätzlich wäre auch ein etwas freieres, *optionales* Verhältnis zur Zeit möglich. Auf diese Weise wäre über die in der modernen Kultur bestehende Auffassung von einer vergehenden Zeit hinauskommen zu einer anderen, einer *zyklischen* Zeit, zumindest wären dem individuellen Leben Inseln einer solchen Zeitauffassung einzugliedern. Denn es gibt diese verschiedenen Zeitkulturen.

Die zyklische Zeit wird gepflegt in einer Zeitkultur, die hier, etwas paradox, *Kultur des Raumes* genannt werden soll, erfahrbar überall „auf dem Land“, weniger in der Stadt. Sie ist gekennzeichnet von der Beharrungskraft der Menschen und Dinge an ihren jeweiligen Orten. Die ruhige, statische Beharrung vermittelt den Menschen Geborgenheit, Sicherheit und Berechenbarkeit, weil alles immer schon so war, wie es ist und nie anders sein wird. Die Zeit im modernen Sinne, folglich die Veränderung, spielt keine große Rolle, wichtiger sind Zyklen, Kreisläufe, etwa von Tages- und Jahreszeiten. Man neigt auch zu einer zyklischen Sichtweise der Geschichte, in jedem Fall aber zu einem zyklischen Verständnis des Lebens, auch des eigenen Lebens, zwischen Entstehen, Vergehen und Wiederkehr. Die Kultur des Raumes ist von gewachsenen, festen Beziehungen und funktionierenden Gemeinschaften gekennzeichnet, in die die Individuen fest eingebunden sind und von denen sie gehalten werden von der Wiege bis zur Bahre. Eine gewisse Rolle kann die Pflege des Brauchtums spielen, dessen also, was nur hier und sonst nirgends so gebraucht und gehandhabt wird, tief verankert an diesem Ort, in diesem Raum, nur unmerklich der Veränderung in der Zeit ausgesetzt. Gewohnheiten bilden sich sehr stark aus in einer solchen Kultur und werden geradezu zum Selbstzweck; sie vermitteln Wohnlichkeit und Heimeligkeit und sorgen für eine nur zögerliche Mobilität. Die Fähigkeit zur Beharrung wird als eine Konzentration der Kräfte verstanden; in der Kontinuität, die sie ermöglicht, liegt das Leben.

Eine solche Auffassung von Zeit ist in Georgien zu finden. Es ist ein Teil von Europa. Und doch eine ganz andere Welt. Die Menschen leben in einer anderen Zeit, kenntlich an den

Bewegungen, die langsamer sind als in westlichen Städten, und wohl aus diesem Grund auch anmutiger. Selbst in der Hauptstadt Tbilisi lassen sich nicht sehr viele hetzen vom Sekundenzeiger ihrer Uhr. Sie trägt einen eigentümlichen Namen, diese Welt: „Minutenwelt“, *Tsutisopeli*, kein Wort der Alltagssprache, vielmehr ein poetischer Ausdruck. Westliche Menschen sind überzeugt, dass eine Minute sechzig Sekunden hat. Die georgische „Minute“ aber ist anders, sie hat überhaupt kein bestimmtes Zeitmaß. Sie kann ein Moment sein, aber auch ein ganzes Leben, ja, mehr noch: das Leben aller Menschen, die Geschichte des gesamten Lebens auf dem Planeten.

Wenn der Begriff eine so weite Bedeutung hat, was ist denn dann *keine* Minute? Die Ewigkeit. Im Vergleich zu ihrer Unendlichkeit erscheint die Minutenwelt in ihrer Begrenztheit und Vergänglichkeit als ein unbedeutender Tropfen im Meer der Zeit. Für westliche Existenzialisten könnte das ein Grund sein, über so viel Nichtigkeit zu verzweifeln, für georgische Menschen aber ist das seit jeher ein Anlass zur heiteren Gelassenheit. Vielleicht mit melancholischer Gestimmtheit, aber mit vollkommener Akzeptanz. Nicht etwa ein Leben nur im Hier und Jetzt hat die Minutenwelt zur Folge, sondern ein Gefühl des Eingebettetseins in eine umfassendere Zeit, die ihrerseits wiederum eingebettet ist in die Unendlichkeit. Die traditionelle georgische Lebenskunst besteht darin, die jeweilige Minute des Lebens so schön wie möglich auszufüllen. Aber auch aufzubegehren gegen Verhältnisse, die sich zu lange darin erschöpfen, die Zeit leer verstreichen zu lassen. Die Minute ist ein Geschenk an die Menschen, das nicht missbraucht werden darf. Jedes Aufbegehren hat nun freilich Konsequenzen für die Zeit selbst, das wurde deutlich nach der „Rosenrevolution“ von 2003: Sie führte letztlich zu einer Beschleunigung der Zeit, zum Ausbruch aus der Minutenwelt, zum Eintauchen in die Zeitvorstellung der westlichen Moderne. Die große Herausforderung der kommenden Zeit wird daher sein, bei aller notwendigen Modernisierung nicht die Lebenskunst der Minutenwelt gänzlich aus den Augen zu verlieren.

Die Moderne hingegen ist eine *Kultur der Zeit*, in der es anstelle von Beharrung um ständige Veränderung geht, und die Veränderung findet im Geschichtsverständnis eines stetigen Fortschritts zum Besseren hin ihren Sinn. Es ist eine dynamische Kultur, in der nichts und niemand am angestammten Ort bleibt. Sie flirtet geradezu von fluktuierenden Beziehungen, die die Freiheit der Einzelnen in lose zusammengefügte Gesellschaften bis zum Exzess steigern, aber auch ihre grenzenlose Einsamkeit und Verlorenheit hervortreiben. Während Geduld eine der wichtigsten Eigenschaften in einer Kultur des Raumes ist, begegnet man in der Kultur der Zeit einer großen Ungeduld. Der Unaufgeregtheit in Kulturen des Raums steht die übergroße Aufgeregtheit in Kulturen der Zeit gegenüber, in denen es immer um „etwas Neues“ geht. In Kulturen der Zeit ist man daran gewöhnt, Gewohnheiten immer aufs Neue auf ihren Sinn hin zu befragen und gegebenenfalls neu einzurichten, wenn etwas dann besser funktioniert: Der Wert des Funktionierens steht höher als der Wert der Gewohnheit. Über allem aber steht die Mobilität als Selbstzweck, kenntlich an Parolen wie: „Mobilität ist Leben“. Diskontinuität erscheint als das wahre Leben, alle Kontinuität wird vernichtet. In der Kultur der Zeit ist das Leben definitiv zu Ende mit dem Tod, während eine Kultur des Raumes wie die *Tsutisopeli*-Kultur keinen endgültigen Tod kennt.

Aus dem modernen Verständnis von Zeit können die Menschen nicht beliebig herausspringen, aber sie könnten mehr *Tsutisopeli* einbauen. Dazu gehört, nicht nur dem Diktat der herrschenden Auffassung von Zeit zu folgen, sondern sich die Zeit so

anzueignen, wie es dem eigenen Leben besser entspricht. Die enorme Schwierigkeit eines eigenen Gebrauchs der Zeit besteht freilich darin, dass die Seinsweise der Zeit immateriell, unkörperlich, unsichtbar und unfassbar ist. Das Bedürfnis, das Unfassbare fassbar zu machen, hat seit altersher die verschiedensten Arten von Zeitmessgeräten hervorgebracht. Uhr, von *Hora*, die Stunde, meinte im Griechischen und Lateinischen ursprünglich die Einteilung der diffusen Zeit in Abschnitte. Welche das sein sollten, wurde definiert durch Tradition und Konvention, natürliche Zyklen und individuelles Gutdünken. Die Kulturgeschichte der Zeit kann zeigen, auf welchem verschlungenen Wege es zu der Auffassung der „Stunde“ gekommen ist, die dem modernen Menschen so vertraut ist. Die Einteilung des Tages in eine bestimmte Anzahl von Stunden war lange Zeit völlig uneinheitlich. Die Kenntnis dieser Geschichte ermöglicht, in der herrschenden *Hora* der modernen Uhr, in der Chronomanie des ständigen Blicks auf die „genaue Uhrzeit“ nicht die ultimative Form des Umgangs mit der Zeit zu sehen, sondern einer individuellen Zeiteinteilung Raum zu geben, die in der Lage ist, dem Zeitgefühl des jeweiligen Menschen Rechnung zu tragen, der der „Treuhänder“ der ihm gegebenen Zeit ist.

Die Einteilung der Zeit gibt dem Leben Struktur, Form. Zugleich ermöglicht sie, das Leben intensiv zu leben. Denn das Leben wird intensiver durch das Bewusstsein des Vergangenen: Die Bedeutung des gegenwärtigen Moments rückt damit stärker in den Mittelpunkt. Prekär ist jedoch das Verhältnis des Gegenwärtigen zum Künftigen, denn es handelt sich um das Verhältnis des Wirklichen zum Möglichen, das für das Leben von entscheidender Bedeutung ist. Prekär ist das Verhältnis aufgrund der *Schere der Zeit*, die zunächst weit geöffnet ist, im Laufe der Zeit jedoch sich schließt. Vom jeweiligen Punkt der Gegenwart aus gesehen, scheinen unabsehbare Möglichkeiten offen zu stehen, deren Realisierung bedenkenlos der schier endlosen Dauer der Zeit überlassen werden kann. In Wirklichkeit aber beginnt sich die Schere unmerklich zu schließen, unweigerlich verringert sich die Spannweite des Möglichen, in ständig sich verkürzenden Zeitspannen wird der Raum zur Realisierung der verbliebenen Möglichkeiten knapper. Wenn der Einzelne nicht längst Sorge dafür getragen hat, seine Vorstellungen von einem möglichen Leben auf den Weg zur Verwirklichung zu bringen, wächst mit dem Fortschreiten der Zeit allenfalls seine Verbitterung, denn die großen Träume erfüllen sich nun nicht mehr. Dass die Schere sich schließt, ist nicht zu verhindern; zu verhindern ist durch den rechtzeitigen Gebrauch der Zeit jedoch, dass sie die besten Möglichkeiten zerstört. Sie bleiben erhalten für ein anderes Leben in *Tsutisopeli*, in der umfassenden Minutenwelt, aber nicht für dieses angeblich einzige Leben in der jetzigen Welt.

In der jeweiligen Gegenwart, jetzt, in dieser Minute, ist der Anfang zu machen, um dem Leben eine Wendung zu geben und mit der Realisierung von Möglichkeiten zu beginnen. Die Gegenwart allein ist die Zeit der Veränderung, sie ist jedoch auch der große Engpass der Zeit, denn die Möglichkeiten müssen durch dieses *Nadelöhr der Zeit* hindurch, um Wirklichkeit werden zu können. So reich die Möglichkeiten sein mögen, die zur Realisierung hin drängen, so arm an Gelegenheiten hierfür ist die jeweilige Gegenwart. Welche Möglichkeit in der Gegenwart realisiert wird, ist noch dazu oft eine Frage des Zufalls, der momentanen Machtverhältnisse, der Intrigen und der Ironie, des Drängens, Schiebens und Ziehens – kein sehr erhebender Anblick. Während sich auf der einen Seite die Möglichkeiten stauen, die das Leben noch hat, solange die Schere der Zeit sie nicht entscheidend dezimiert, häuft sich auf der anderen Seite die abgelebte Wirklichkeit, die zur Vergangenheit wird.



Ein Sinnbild für dieses Geschehen ist die Sanduhr: Da die Möglichkeiten, wie Sandkörner, nicht nebeneinander und nicht zugleich zum Zuge kommen können, bleibt nur das Prinzip des Nacheinander, der Sukzession. Soll dieses Prinzip bewusst genutzt werden, sind die Möglichkeiten in eine Reihenfolge zu bringen, um nacheinander durch den Engpass der Gegenwart zu rieseln. Selbst widersprüchliche Möglichkeiten können lebbar gemacht werden durch ihre Sukzession in der Zeit. Der Versuch aber, zuviele Möglichkeiten auf einmal zu realisieren, produziert das Phänomen „Stress“. Das ist der Alltag des vielbeschäftigten modernen Menschen: Er versteht sich nicht aufs Leben, weil er sich nicht auf den bewussten Gebrauch der Zeit versteht. Der Kluge dagegen wählt unter den Möglichkeiten wenige aus und setzt diejenigen, die in der Gegenwart keinen Platz finden, „auf die Zeitschiene“, auf der sie der künftigen Realisierung von selbst entgegengleiten, indem er täglich eine Kleinigkeit dafür tut: Das summiert sich und führt über längere Zeit zuverlässig zur Realisierung.

*Stress*, vom lateinischen *distringere* und englischen *distress* für Beanspruchung, Anspannung, Enge, Druck, kommt aus diversen Gründen zustande: 1. Die Anforderungen sind zu hoch und die anstehenden Arbeiten werden nicht gut gekonnt. Aber ein *Können* lässt sich erwerben und verbessern durch Austausch von Erfahrungen mit Anderen, durch Aus- und Weiterbildung, durch Seminare und Lektüre von Fachbüchern. 2. Das, worum es geht, wird nicht alleine gekonnt, also ist es sinnvoll, *Anderen* die Situation zu schildern, gemeinsam mit ihnen nach Lösungsmöglichkeiten zu suchen und Hilfsangebote anzunehmen. Ansonsten droht die Gefahr, in der Überforderung unterzugehen. 3. Zu wenig Zeit steht zur Verfügung, ständig ist zu viel auf einmal zu tun, aber vielleicht lassen sich die Dinge in eine zeitliche *Abfolge* bringen, um sie nacheinander zu tun, das Unaufschiebbar zuerst. Ist zu viel Zeit für vergessene und verlegte Dinge aufzuwenden, hilft eine bessere Organisation. 4. Zu wenig Raum steht zur Verfügung, aber vielleicht lässt sich die räumliche *Aufteilung* ändern, damit die Nähe nicht zum Zwang wird und die Wege sich nicht ständig überkreuzen. 5. Zu wenig Kraft steht zur Verfügung, aber dafür gilt: Wo auch immer die Kräfte verausgabt werden – auf keinen Fall sollte ihre *Regeneration* vernachlässigt werden. Eine nie versiegende Kraftquelle ist das Schöne im Sinnlichen, in Gefühlen, Gedanken und Begegnungen; daher die Frage an sich selbst: Was ist für mich schön? Und eine beständige Kraftquelle ist der Sinn, der aus Zielen und Zwecken resultiert; daher die eigene Klärung: Wofür mache ich das?

Haben Sie schon einen Plan, was Sie morgen, nächste Woche, nächstes Jahr machen wollen? Mit dem bewussten Gebrauch der Zeit ist nicht zwangsläufig der Besitz eines Terminkalenders gemeint. Durchaus kann es darum gehen, „in den Tag hinein zu leben“, womöglich aber die Erfahrung zu machen, dass unerledigte Aufgaben sich stapeln. So kommt es zur ergänzenden Option einer ungefähren Einteilung des Tages, der Wochen, des Jahres, um dem ewigen *Irgendwann* auch mal ein Datum zu geben. Ein Kalender kann dabei hilfreich sein: Eine zeitliche Erstreckung in räumlicher Gestalt vor sich zu sehen, erleichtert die zeitliche Verteilung des Tuns im Hinblick auf ein Ziel, auch wenn es fern liegt. Die Chronologie der Arbeit erlaubt eine Dosierung der Kraft und ermöglicht die Gelassenheit des allmählichen Vorgehens Schritt für Schritt. Sie bezieht die *goldenen Stunden* mit ein, in denen eine Arbeit wie von selbst von der Hand geht, die zu anderer Zeit mühsam und schleppend geleistet wird. Wenn aber doch einmal zuviel zugleich zu erledigen ist? Dann bleibt nur, rigide auszuwählen und bereitwillig zu verzichten, denn unverzichtbar ist nur eins: In dieser Minute zu leben. Das ist der Ankerpunkt der

*Tsutisopeli*-Haltung im Rumor der Anforderungen. Das Selbst entzieht sich der Versuchung, zu vieles zugleich zu realisieren; es gewinnt Zeit, da es zu wählen versteht und bereit ist, auf Möglichkeiten zu verzichten, sie sogar zu verschenken: Nicht alle Angebote müssen wahrgenommen, nicht alle Möglichkeiten realisiert werden.

Jede und jeder kann mit ein wenig Aufmerksamkeit auf sich selbst die goldenen Stunden in Erfahrung bringen, um die gewonnene Zeit dann beispielsweise beim Zusammensein mit Anderen, bei all dem, was schön ist, zu verschleudern, beim Ausgehen miteinander, bei der Entführung des Anderen (dessen Einverständnis vorausgesetzt) an einen Überraschungsort, und bei vielen gemeinsam genossenen *bunten Stunden*. Zweifellos dominieren quantitativ die *grauen Stunden* den Alltag, die eher farblosen Zeiten, die bei den vielen unspektakulären Verrichtungen einfach dahinschwinden, ohne so recht bemerkt zu werden. Aber kräftige Kontraste im Gemälde der Zeiten setzen *rosarote Stunden* elektrisierender erotischer Begegnungen, *rote Stunden* starker Gefühle, *blaue Stunden* intensiver Gespräche, *purpurne Stunden* der völligen Selbstvergessenheit. Zu ergänzen wären sie durch möglichst viele *lindgrüne Stunden* der einfachen Zufriedenheit, denn es ist nicht schlimm, auch mal nur zufrieden zu sein: Es mag schrecklich bieder sein, aber es ist ganz sicher nicht für ewig. Mit dieser bunten Farbpalette gelingt es am ehesten, hoffentlich seltene *gelbe Stunden* etwa der Eifersucht besser zu überstehen, die jedenfalls in der Liebe unumgänglich zu sein scheinen, mit und ohne Grund. Und die hoffentlich ebenso seltenen *schwarzen Stunden* aller Art zu bewältigen, die die Farbenlehre des Lebens erst komplettieren.

Bewusster Gebrauch der Zeit, heißt das nicht, das *Wesentliche* vom *Unwesentlichen* zu unterscheiden? Ja, aber das Wesentliche liegt allzu häufig im Unwesentlichen. Dem Unwesentlichen zeitweilig den Vorzug zu geben, verhilft zur Muße, über das Wesentliche nachzudenken, und macht Mut, sich an seiner Verwirklichung zu versuchen. Gerade dann, wenn nun „wirklich keine Zeit dafür da ist“, empfiehlt es sich, erst einmal gar nichts zu tun: In diesem Freiraum sortieren sich die Prioritäten von selbst und ein Vorgehen lässt sich gedanklich vorbereiten, um nicht zuviel Zeit im blinden Drauflosarbeiten zu verlieren. Bewusster Gebrauch der Zeit heißt vor allem, über Optionen im Umgang mit der Zeit zu verfügen und sie leben zu können: Beschleunigte und verlangsamte Zeit, lineare und zyklische Zeit, Zeit der Anstrengung und der Muße, verdichtete und durchlässige Zeit, bestimmte und unbestimmte Zeit, erfüllte und leere Zeit, wobei die erfüllte in Wahrheit die leere sein kann, die vordergründig leere wiederum die erfüllte, die *Tsutisopeli*-Zeit.

Die Zeit bewusst zu gebrauchen meint nicht zwangsläufig, die zur Verfügung stehende Zeit auszufüllen, sondern kann bedeuten, Räume der Leere zu schaffen, oder sie, wenn sie sich von selbst ergeben, hinzunehmen und zu akzeptieren, um in ihnen eine neue Fülle zu finden. Die leere Zeit hat den Vorteil, frei von Ziel und Zweck zu sein: So kann sie damit angefüllt werden, nichts zu tun, zu flanieren und zu plaudern, in den Tag hinein zu träumen, sich der Sinnlichkeit hinzugeben. Es ist die leere Zeit, in der neue Gedanken gedacht und alte Erfahrungen verarbeitet, andere Gedanken aufgenommen und neue Erfahrungen gemacht werden. Es ist die Zeit des Individuums, in der es sich selbst wiederfinden und neu formieren kann. Die leere Zeit erlaubt, auf Distanz zum Gedränge der Gegenwart zu gehen, es gleichsam von außen zu sehen und die Dimension des Künftigen wieder in den Blick zu bekommen. Sich mit der leeren Zeit anzufreunden ermöglicht, wieder Geduld zu haben und warten zu können, da die Leere kein Schreckgespenst mehr ist. Mit Geduld lässt sich ertragen, dass nicht alles hier und jetzt

sogleich zu realisieren ist; der richtige Zeitpunkt, *kairos* im Griechischen, kann abgewartet werden, der eine Realisierung unter günstigeren Bedingungen erlaubt, wenn sich die Dinge von selbst fügen. Es muss sich nicht um ein passives Abwarten handeln, die leere Zeit kann damit angefüllt sein, eine günstige Konstellation zu präparieren; jedenfalls aber geht es für den Einzelnen darum, sich offen zu halten für das, was kommt.

Eine veränderte Zeitauffassung macht es möglich, ein *Gespür für die eigene Zeit* zu entwickeln und einen *widersprüchlichen Gebrauch der Zeit* vorsätzlich und bewusst zu leben: *Geizig* mit den Viertelstunden umzugehen, um sie bei anderer Gelegenheit zu verschenken und zu *verschwenden*. Mit der zur Verfügung stehenden *Zeit einerseits* sparsam zu haushalten, sie gut zu nutzen, sie nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, schon um äußeren Notwendigkeiten nachzukommen, aber auch um eigene Vorstellungen zu realisieren und nicht eines Tages auf die Suche nach der verlorenen Zeit gehen zu müssen. *Andererseits* aber Zeit mit Absicht dahingehen zu lassen und mit sinnlosen Beschäftigungen zu vertreiben, sie zu verschleudern und zum Fenster hinauszuerwerfen, denn das ist *Tsutisopeli*: In *blauen Stunden* die Kunst des Müßiggangs zu pflegen und, wie in alten Kulturen des Raums, in den Tag hineinzuleben – nur um sich der Gewalt der rücksichtslos fortschreitenden Zeit wenigstens zeitweilig zu entziehen. Ein Wechselspiel zwischen den Zeiten ist so in Gang zu setzen, für das es charakteristisch ist, sich nicht mehr ständig zu martern mit den Fragen des modernen, rationalen Zeitkalküls der Art: Habe ich meine Zeit optimal genutzt? Womit habe ich sinnlos Minuten und Sekunden verloren? Das Zeitkalkül des bewussten Gebrauchs der Zeit kennt diese Fragen auch im umgekehrten Sinne: Wo habe ich meine Zeit mit Genuss vergeudet? Wo habe ich sie ohne Bedauern verschleudert?

So gelangen Menschen endlich wieder in den *Besitz von Zeit* und „haben Zeit“ sowohl für sich als auch für Andere und Anderes. Dass die Zeit für moderne Menschen immer knapper wird, muss kein Nachteil sein, sondern eröffnet neue Möglichkeiten für *Geschenke*. Je knapper die Zeit, desto bedeutsamer die Geste, Zeit zu schenken und geschenkt zu bekommen. Zeit zu haben, für sich selbst, für einen anderen Menschen oder eine Sache, wird zu einer neuen Form von Aufmerksamkeit, die sich wählerisch dosieren lässt, orientiert am Maßstab des Schönen, Bejahenswerten, wie es subjektiv empfunden wird. Zeit zu haben heißt, die ganze Aufmerksamkeit in einem Gespräch einem anderen Menschen, in einer Nachdenklichkeit einer Sache zuzuwenden, oft verbunden damit, aus der in der Zeit gelebten Form der Existenz herauszutreten, sich jedenfalls so zu fühlen: Auch das ist *Tsutisopeli*. Diese besondere Art und Weise, mit Anderen, mit Dingen und sich selbst umzugehen, ist von Hinwendung und Achtsamkeit, nicht von Gleichgültigkeit geprägt. Diese Haltung erleichtert die Heraufkunft jener *purpurnen Stunden*, wie Oscar Wilde sie einmal nannte, in denen ein Mensch die Zeit vollkommen vergisst. Allein um dieser Stunden willen lohnt es sich schon zu leben. Alle Kunst im Umgang mit der Zeit zielt darauf, diese Augenblicke der Erfüllung vorzubereiten und im entscheidenden Moment frei zu sein dafür, ohne die Möglichkeit dazu jedem einzelnen Tag abverlangen zu können. Und was für ein Tag ist heute? Am besten, er wird so genommen, wie er ist, es kommt auch wieder ein anderer.

## **Neuere Buchpublikationen:**

*Dem Leben Sinn geben. Von der Lebenskunst im Umgang mit Anderen und der Welt,*  
Suhrkamp Verlag, Berlin 2013.

*Unglücklich sein – Eine Ermutigung,* Insel Verlag, Berlin 2012.

*Liebe – Warum sie so schwierig ist und wie sie dennoch gelingt,* Insel Verlag, Berlin 2011.

*Glück – Alles, was Sie darüber wissen müssen und warum es nicht das Wichtigste im  
Leben ist,* Insel Verlag, Frankfurt am Main 2007.

*Mit sich selbst befreundet sein. Von der Lebenskunst im Umgang mit sich selbst,*  
Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004, Taschenbuch 2007.

Anschrift des Verfassers

*Prof. Dr. Wilhelm Schmid, Freier Philosoph (in Berlin),  
außerplanmäßiger Professor an der Universität Erfurt,  
„philosophischer Seelsorger“ an einem Krankenhaus bei  
Zürich/Schweiz.*

[mail@wilhelm-schmid.de](mailto:mail@wilhelm-schmid.de)

[www.lebenskunstphilosophie.de](http://www.lebenskunstphilosophie.de)

## **Das Land des goldenen Vlies: Fremdbilder in den Reisebeschreibungen über Georgien**

*Nino Ivanishvili, Tbilissi*

(Vielen Dank an Simon Oos)

*Er saß vor einer kleinen Hütte aus Stein zusammen mit anderen Männern. Als er mich mit der Kamera sah, gestikulierte er wild und rief mir auf Georgisch zu. Ich ging zu ihm und er gab mir zu verstehen, dass ich Fotos von ihm und seinen Freunden schießen sollte. Ich machte ein paar Fotos, mit denen ich aber nicht wirklich zufrieden war. Ich drückte noch einmal auf den Auslöser, als er ohne „Posing“ spontan in die Kamera schaute. So entstand dieses Foto. Man sieht ihn so, wie er ist. Er steht für mich für etwas „Ehrliches“, Natürliches, ein bewegtes Leben. Er verkörpert für mich auf eine subtile Art den „typischen“ Georgier (falls es sowas überhaupt gibt). Ich hatte das Gefühl, in Georgien auf echte, individuelle Charaktere zu stoßen, Menschen mit Ecken und Kanten. Menschen, die ihr Inneres ehrlich nach außen hin zeigen und manchmal weniger von Perfektionismus geprägt sind, als wir es in Westeuropa kennen.*

So beschriftet der junge Fotokünstler Simon Oos das Foto eines Georgiers, das im vergangenen Sommer auf der vom Frankreichzentrum der Universität des Saarlandes veranstaltete Fotoausstellung "Faszination Tbilissi – eine Entdeckungsreise junger FotokünstlerInnen" präsentiert wurde.

Für mich haben die Worte des Fotokünstlers sofort Fragen ausgelöst:

Werden die Georgier wirklich so gesehen, wie sie sind? Wir stellen sich Europäer „typische“ Georgier vor? Welche Erwartungen haben sie? Ob diese erfüllt werden? Ist es die Natürlichkeit der Menschen, die Europäer anzieht, ist es einfach Interesse an allem Fremden oder finden sich besondere Charaktere in Georgien? Was ist das Fremde und warum ist es immer so interessant? Ist es überhaupt möglich, das Fremde zu verstehen, oder handelt es sich um ein Paradox? Welche Rolle spielen dabei Stereotype?

Antworten auf diese Fragen sind am besten in den Reisebeschreibungen zu finden, denn der Begriff Reiseliteratur bezeichnet nach Dieter Lamping jede schriftliche Äußerung, die die Beziehung zwischen Ich und Welt über die Erfahrung und Verarbeitung des Fremden artikuliert (Lamping 2009: 593).

Ein Reisebericht stellt Beobachtungen und Erlebnisse eines Reisenden dar. Wahrnehmung fremder Wirklichkeit, Erstaunen über das Fremde, besondere Situationen, in die der Reisende eintreten kann, Kontrast von Heimat und Fremde, das alles wird in den Reiseberichten dargestellt (Dietsche 1984: 9).

Es gibt zahlreiche Erläuterungen des Begriffs „das Fremde“, und das Problem des Fremdverstehens wird gerade heftig diskutiert. Aber was diese Erläuterungen gemeinsam

haben, ist das Verständnis des Fremden als das Ungewohnte, das Unvertraute, Außerordentliche, als der Gegenpol zum Vertrauten und Alltäglichen.

Der Beitrag gibt einerseits einen Überblick über die erwähnte Diskussion, andererseits wird aber anhand exemplarischer Reisetexte gezeigt, in wie weit die fremde Kultur Georgiens dem Weltbild eines Europäers entsprechen kann, in wie weit das Fremde verstanden oder wahrgenommen wird, und was überhaupt als fremd bezeichnet werden kann. Das Ziel dieses Beitrags besteht nicht darin, Georgien als das Fremde darzustellen, sondern darin, den eurozentrischen Blick auf das Fremde und die Vorstellungen, die mit dem Anderen assoziiert werden, zu beschreiben.

Der Beitrag beabsichtigt, eine Antwort auf die Frage zu finden, ob es überhaupt möglich ist, das Fremde zu verstehen oder ob es sich in diesem Fall eher um ein Paradox handelt.

Die zu behandelnden Texte sind: „Vier Vorträge über den Kaukasus“ und „Die Chewsuren und ihr Land“ von Dr. Gustav Radde, „Reise nach Sowjetrußland 1934“ von Oskar Maria Graf und „Georgien“ von Arthur Leist.

Auf den ersten Blick erscheint uns das Fremde als eine räumlich-physikalische Kategorie. Neue Landschaften, exotische Flora und Fauna, neue Gebäude können als fremd wahrgenommen werden. Das ist der erste Eindruck, den Thorsten Kühlmann und Bernd Müller-Jacquier als das „materielle Fremde“ bezeichnen. Auf den zweiten Blick fallen die fremden Menschen auf: diese sehen anders aus, benutzen andere verbale und nonverbale Zeichen, zeichnen sich durch einen anderen Umgang mit der Umwelt aus. Jedoch ist es nicht immer korrekt und notwendig, jedes Andere als das Fremde zu bezeichnen. Als „fremd“ erscheinen uns die Menschen, deren Andersheit sich nicht in für uns vertrauten Erklärungskategorien einordnen lässt und wenn neben ihnen Desorientierungs- und Hilflosigkeitsgefühl entsteht, weil beispielsweise konventionalisierte Erwartungen nicht erfüllt werden (Kühlmann/Müller 2007: 8).

Wie bereits erwähnt, wird der Begriff des Fremden seit langem heftig diskutiert und in der Regel wird das Fremde als das Ungewohnte, Außerordentliche, als er Gegenpol zum Vertrauten und Alltäglichen verstanden. Jedoch ist das Verhältnis zu Fremden im Laufe der Geschichte unterschiedlich gewesen. Im Mittelalter wird das Fremde als „Unmensch“ bezeichnet, mit hässlichen Körperformen und negativen Charakterzügen: der Fremde ist barbarisch, unritterlich, betrügerisch, amoralisch. Mit der Zeit ändern sich die Stereotypen, und der Fremde wird als unzivilisiert und ungläubig dargestellt, der kultiviert und missioniert zu werden benötigt. Während der Aufklärung entsteht der Begriff des „Edlen Wilden“. Das Fremde wird nun als verbesserter Gegenentwurf zum eigenen selbstentfremdeten und verklemmten Menschsein wahrgenommen. Die Begegnung mit den Fremden erfolgt verschiedenartig. Es können Auswanderer, Pilger, Händler, Studenten, Eroberer, Missionare, Diplomaten, Touristen usw. die Begegnung mit den Fremden erleben. Dementsprechend können auch Fremdwahrnehmungsformen vielfältig sein, je nachdem, welche Motive jemanden zur Begegnung mit den Fremden führen. Z.B. einfache Neugier, Erholung, Aufgabenerfüllung, Existenzsicherung, Flucht vor Verfolgung, Reichtumsgewinnung, Studium, Religionsausübung usw (Kühlmann/Müller 2007: 9).

Aber nicht alles, was anders ist als das Vertraute, kann unter die Kategorie des Fremden als „kulturell Andersartigen“ fallen (Brenner 1990: 26). M. Harbsmeier war der erste, der eine zwar unsystematische, jedoch diskutabile Definition des Begriffs vorgeschlagen hat.

Unter „kultureller Andersartigkeit“ versteht Harbsmeier Abweichungen in den Bereichen, die die Umgangsweise der Menschen mit der Natur und die gesellschaftlichen Relationen der nach Geschlecht, Alter, Stand, Rang, Prestige usw. differenzierten Individuen betreffen, wenn diese Umgangsformen und Beziehungen als mögliche oder biologisch und gesellschaftlich reproduzierbare dargestellt und aufgefasst werden. Nur wenn diese Voraussetzungen ganz oder auch teilweise erfüllt sind, erst dann kann über die Darstellung sozio-kultureller Andersartigkeit gesprochen werden. Nur dann gilt das Andere nicht nur als zufällige und ephemere Abweichung vom Gewohnten, sondern wird als ein geschlossenes System dargestellt (Harbsmeier 1982: 15).

Kann man eine Voraussetzung für die Fremdwahrnehmung nennen?

Die Antwort auf diese Frage leistet Petra Dietsche in ihrer literaturwissenschaftlichen Studie „Das Erstaunen über das Fremde“, in der die Autorin die Erfahrungsformen des Fremden diskutiert. Die Voraussetzung der Fremdwahrnehmung besteht nach Dietsche vor allem im Interesse am Neuen, im Erstaunen über das Fremde (Dietsche 1984: 10). Das Erstaunen über das Fremde wird für sie zum Schlüssel für Fremdverstehen.

Keinem von allen drei Autoren (Radde, Graf und Leist) fehlt es an diesem Interesse. „Reisen sollte nur ein Mensch, der sich ständig überraschen lassen will. Man muß sich, glaube ich, zunächst einer solchen Sache völlig kritiklos hingeben, muß wie ein Schwamm, den man ins Wasser wirft, erst alles aufsaugen, um es später – vielleicht lange nachher – auf irgendeine Weise verarbeiten zu können. Was immer ein Mensch erlebt, er gewinnt dadurch.“ Mit diesen Worten beginnt Oskar Maria Graf seine Reisebeschreibung (Graf 1934: 5).

Was erregt die Aufmerksamkeit der Autoren, worüber staunen sie, was ist für sie fremd oder unannehmbar?

Vor allem die Bergbevölkerung mit ihren eigenartigen Sitten und Bräuchen, die am besten und präzisesten bei Dr. G. Radde beschrieben werden.

Radde beschreibt drei Lebensphasen der Chewsuren (Chewsuren - Bergbevölkerung im Ostgeorgien): Geburt, Heirat und Tod.

Die erste Phase ist die Geburt.

Das Chewsurenweib darf nicht in seinem Haus gebären, sogar in seinem Dorf nicht. Die schwangere Frau gilt als unrein und darf nicht an Dorffesten teilnehmen. Die Geburt findet in einer verlassen und elenden Hütte in der Nähe des Dorfes ohne jede Hilfe statt. Sogar der Gatte darf nicht mithelfen. So kann man sich vorstellen: Im Winter bei fast 20 Grad Kälte die verlassen Frau in einer mit Stroh gedeckten Hütte (Jedoch weist Radde darauf hin, dass sich in der neuesten Zeit einiges geändert hat, indem die Chewsuren die Hilfe eines anderen Weibs gestatten, was der Autor für einen großen Fortschritt der Gesellschaft hält). Auch die Gefäße, die die Frau benutzt, gelten als unrein. Nachdem die Mutter und

das Kind nach einem ganzen Monat die Geburtshütte verlassen haben, muss diese verbrannt werden (Radde 1978: 79f.).

Die zweite Lebensphase ist die Heirat.

Die zukünftigen Paare werden schon in der Wiege von den Eltern bestimmt. Abgesehen davon ist die Entführung der Mädchen sehr beliebt. Das Mädchen wartet in einem abgelegenen Häuschen, wo sie vom ausgerüsteten Bräutigam und seinen Kameraden geraubt wird. Unter anderem findet Radde auch die Tatsache seltsam, dass sich das Mädchen dem Bräutigam widersetzen muss, um zu zeigen, dass es nicht freiwillig dem Mann gefolgt sei. Die Trauungszeremonie findet Radde dadurch interessant, dass der Priester die Kleider des jungen Paares mit einem Nadel zusammensteckt, was eine ewige Verbindung symbolisiert.

Noch auffälliger ist für den Autor das Verhältnis zwischen Eheleuten. Es gilt einfach als eine Schande, wenn der Ehemann mit seiner Ehefrau in der Öffentlichkeit spricht. Dabei genießt der Mann auch hier (genauso wie überall im Orient) besondere Vorrechte vor seiner Frau. Er darf seine Frau jederzeit verlassen, z.B. aufgrund ihrer Unfruchtbarkeit oder einfach, weil sie ihm nicht mehr gefällt. Übrigens hat auch die Frau das Recht, den Mann zu verlassen, nur muss dieser im Unterschied zu einer Frau entschädigt werden (Als Entschädigung bekommt er entweder Geld oder Haustiere). Untreue einer Frau wurde ein bisschen früher durch Abschneiden eines Gesichtszuges bestraft (Radde 1978: 85ff.).

Viel interessanter für den Autor scheint die dritte Phase zu sein, die er ein „lärmendes Geschäft“ nennt und ausführlicher beschreibt.

Nicht die Leiche, sondern schon der Sterbende wird aus der Wohnung in den Hof getragen. Die Chewsuren glauben, dadurch die Entehrung und Verunreinigung der Hütte vermeiden zu können. Die Leiche bleibt für drei bis vier Tage über der Erde. Während dieser Zeit werden Gebete für den Verstorbenen gesprochen. Die nächsten Verwandten bleiben zu Hause, während sich draußen die speziell eingeladenen Weiber, Bewohnerinnen des Dorfes, um die Leiche versammeln und über den Verstorbenen wehklagen. Für diese Beschäftigung bekommen sie als Lohn ein flaches Brot, 1-2 Pfund Butter oder Käse und 2 Pfund Salz.

Zwischen den in der Hütte sitzenden Verwandten und den Nachbarn, die gekommen sind, um ihr Beileid auszusprechen, wird folgendes Bemitleidungsgespräch geführt:

**Der Kommende:** *Warum starb ich nicht früher, muss ich dich so sehen!*

**Der Verwandte:** *Deinem Feinde und Missethäter (Tod)!*

**Leidtragender:** *O grosse Sünde, grosses Unglück... Selbst Gott kränkend, dass dein Herz so kummervoll... Du hast ihn verloren, er kommt in die Erde – und ich wandle noch unter der Sonne und Rede mit Dir.*

**Der Verwandte:** *Bei deinen Siegen!! kann uns das Güte entgehen? Leben wir denn zum Guten?... zum Unglück und zur Schande (sind wir geboren). Der Tod bringt uns die Ruhe, befreit uns vom Kampfe, befreit uns vom tiefen Kummer... Ach, wenn das Leben aus wäre!.. (Radde 1878: 92)*



Die Autoren (Radde und Graf) werden in Staunen versetzt, als sie erfahren, dass die Tradition der Blutrache unter einem Teil der Bergbevölkerung (Chewsuren und Swanen) noch geläufig ist und dass die Bewohner ihre Haare mit Urin waschen. „Die grusinischen Bergvölker sind die wildesten und jeder von ihnen ist ein Hadschi Murat auf seine Weise,“ beschließt Graf (Graf 1934: 159).

M. Harbsmeier weist darauf hin, dass es sich im Falle der Reiseberichte um eine Art unfreiwillige kulturelle Selbstdarstellung der Ausgangskultur handelt. Die Reisebeschreibungen beziehen sich nämlich in den meisten Fällen unwillkürlich auf konkrete Verhältnisse im eigenen Land, die als Hintergrund für die Wahrnehmung des Fremden und die Urteile darüber fungieren (Harbsmeier 1982: 2-7).

Diese Überlegung lässt sich am besten bei Oskar Maria Graf beweisen, bei dem seine Heimat den Ausgangspunkt für die Beurteilung eines fremden Landes bildet. Beim Vergleich Deutschlands mit Georgien, wobei er viele Ähnlichkeiten zwischen bayerischer und georgischer Bergbevölkerung entdeckt (z. B. Volksfeste), führt ihn fast jeder Schritt zur Erkenntnis, dass es in dieser Welt nichts Besonderes gibt, in dem Sinne, dass die Menschen in Wirklichkeit überall gleich sind im Tiefsten. Nur die Dinge, ihr Lebensstil und ihre Gesten sind unterschiedlich.

„An allem uns Unbekannten sind stets nur die Dinge, der Gestus, die Mechanis des Lebens fremd und anders, der Mensch bleibt im Tiefsten überall gleich... Es wird überall mit Wasser gekocht“ (Graf 1943: 5).

Seine Sympathie für die fremden Traditionen kann Graf nicht verbergen. Abgesehen von seinem unablässigen Lärm, Jauchzen, Schreien, Hundegebell und Pferdewiehern wird er vom Volksfest in Ostgeorgien begeistert. „Alle Gebirgsvölker auf der ganzen Welt scheinen gleiche Sitten zu haben... Mitten in dieser fremden Berggegend war ich – daheim, ganz daheim!“ beschließt er (Graf 1943: 168f.).

Die nächste wichtige Frage, an der man nicht vorbeigehen kann, ist die Bedeutung von Stereotypen im Prozess der Fremdwahrnehmung.

Stereotypenforschung versucht Antworten auf folgende Fragen zu finden:

Wie werden beim Treffen mit fremden Menschen die Eindrücke gebildet? Stellen diese Eindrücke wahre und zuverlässige Vorstellungen über eine Person dar oder sind sie falsch und verzerrt? Geht es um den zweiten Fall, welche Faktoren übernehmen dann die Verantwortung dafür? Wie kann die im Voraus gewonnene Information die Bewertung beeinflussen? Spielen auch Persönlichkeitsmerkmale des Beurteilenden eine Rolle im Prozess der Wahrnehmung?

Über die Rolle der Stereotypen im Prozess der Fremdwahrnehmung und überhaupt der Personenwahrnehmung diskutiert Sylvie Nantcha in ihrer Untersuchung „*Interdisziplinarität – Kulturtransfer – Literatur*“. Die Autorin bezieht sich auf einige Wissenschaftler:

Hans Werner Bierhoff hebt in seiner Analyse zwei elementare Aspekte der Personenwahrnehmung hervor: die Bildung des ersten Eindrucks und das Schlussfolgern

aus den wahrgenommenen Hinweisreizen. Folglich stellen sich die Fragen, wie die Eindrucksbildung abläuft, welche Eigenschaften und Intentionen anderen Menschen zugeschrieben werden und welche Rolle Stereotype für den ersten Eindruck spielen. Bierhoff bezieht sich auf die Forschung von Solomon E. Asch, der drei Modelle der Eindrucksbildung gegenüber stellt.

Das erste Modell nennt sich das Summationsmodell. Nach diesem Modell wird der Gesamteindruck als Summe von unabhängigen Eindrücken betrachtet. Nach dem zweiten Modell wird einerseits der Gesamteindruck von Einzelurteilen beeinflusst, andererseits aber beeinflusst ein auffälliges Merkmal die Einschätzung anderer Merkmale. Das dritte Modell nennt sich die Gestaltwahrnehmung und stellt die Eindrucksbildung als einen Prozess dar, in dem die Person als eine Einheit betrachtet wird, die durch den Beobachter intuitiv vorausgesetzt wird. Die Einzelinformation gewinnt erst in Gestalt des Gesamteindrucks eine spezifische Bedeutung (Bierhoff: Personenwahrnehmung, zit. nach: Nantcha 2009: 66).

Der nächste Forscher, an den sich Sylvie Nantcha wendet, ist Hermann Bausinger. Wie Bausinger meint, wird das in Wirklichkeit sehr schwer wahrnehmbare Fremde anhand von Stereotypen in ein einfaches Muster gebannt und als leicht erklärendes Schema betrachtet. Wer in ein fremdes Land kommt, sucht automatisch nach bekannten, festen charakteristischen Merkmalen und ist bereit, diese Einzelbeobachtungen dem Ganzen zuzuordnen (Bausinger: Typisch Deutsch, zit. nach: Nantcha 2009: 67).

Bei Radde, Leist und Graf lassen sich alle drei Modelle beobachten, jedoch dominiert das zweite Modell, nach dem die Gesamtmeinung einzelne Meinungen beeinflusst.

Zum Beispiel: Am Anfang identifiziert Arthur Leist jede Georgierin mit der zauberkundigen Medea aus Kolchis. Jedoch fällt es ihm mit der Zeit schwer, jenen verführerischen Reiz in ihren Gesichtszügen zu bemerken, der jemanden an Medea erinnern könnte. Im Gegenteil, georgische Frauen zeichnen sich durch ihre Milde und Anmut aus (Leist 1885: 5).

Georgien ist für alle drei Autoren ein mit dem Licht der Romantik umhülltes märchenhaftes Gebirgsland. „Es war wie in einem Märchen“, sagt Graf (Graf 1934: 156). Für Arthur Leist aber ist Georgien „ein Paradies, das Land des ewigen Frühlings, der Weinberge, der schönen Frauen und der Ritter“ (Leist 1885: 6).

G. Radde erhebt Anspruch darauf, objektiv zu schreiben, und mit seinen Berichten gegen falsche Vorstellungen über Kaukasien zu kämpfen. Auch er meint, dass die Sage vom Goldenen Vlies und die Geschichte der Kreuzritter Kaukasien mit dem rosigen Licht der Romantik umhüllt haben. „Man hat in Europa zum grossten Theile falsche Vorstellungen von Russland und vom Kaukasus. Es ist Zeit, den sich immer rascher entwickelnden Osten kennen zu lernen, sonst wird das Urtheil über Russland falsch bleiben und ungerecht sein“ (Radde 1874: 1). So fängt er seinen ersten Vortrag über Kaukasus-Länder an. Aber die Frage ist, inwieweit er sein Ziel erreicht. Abgesehen von oben Zitiertem berichtet er wenig darüber, worin diese Entwicklung besteht. Zwar erwähnt er die Bedeutung Kaukasiens für Europa und verschiedene Projekte, die Europa damals in den Kaukasus-Ländern durchzuführen beabsichtigte, jedoch richtet er seine Aufmerksamkeit eher auf die

Erforschung der unbekanntenen Gegenden des Kaukasus, die mit ihrer wilden Bevölkerung ein besonderes Interesse in ihm wecken.

Zwar schließt Arthur Leist seinen Reisebericht mit der Schlussfolgerung ab, dass die georgische Nation, die lange Zeit in einen patriarchalischen Stillstand versunken war, und sich jeder Neuerung ihre alten Sitten und Gebräuche widersetze, nun erwacht ist und sich in einer Übergangsphase befindet, mit jedem Jahre größere Fortschritte macht und sich neben die zivilisierte Welt zu stellen versucht; trotzdem bleibt Georgien für ihn ein Rittervolk. Dieses Wort wird von ihm mehrmals erwähnt. Daran merkt man einerseits eine Art Sympathie, andererseits aber Ironie, denn mit diesem Wort weist der Autor auf die Tatsache hin, dass das Land immer noch dem Entwicklungsniveau der mittelalterlichen Gesellschaft entspricht.

Es ist interessant, wie Tbilissi von Arthur Leist beschrieben wird.

Die Hauptstadt ist für ihn eher asiatisch mit ihren bunten Farben und Stimmungen. Obwohl Leist einmal bemerkt, die Stadt habe auch etwas Europäisches, ist der größte Teil der Stadt, nämlich die Altstadt, für ihn eher asiatisch, der mit seiner Buntheit, seinen krummen Straßen und Gassen und sehr alten Häusern, aber auch mit der äußerst ungesunden Luft und Unreinlichkeit eine bestimmte negative Wirkung auf die Europäer ausübt, weshalb die Europäer nur selten diesen Stadtteil besuchen möchten (Leist 1885: 12). Die europäischen Stadtteile findet der Autor viel besser, jedoch widmet er deren Beschreibung nur wenig Zeit.

In Bezug auf A. S. Myl'nikov weist Peter Brenner darauf hin, dass die Art und Weise der Darstellung einer fremden Welt von verschiedenen Faktoren abhängig ist. Gemeint sind die Einstellungen des Autors gegenüber dem Leben, seine soziale Lage, Ausbildung und Erziehung, berufliche Interessen, religiöse und politische Ansichten sowie persönliche Eigenschaften wie Charakter, Temperament, Wahrnehmungsfähigkeit etc. (Myl'nikov: Die slawischen Kulturen in den Beschreibungen ausländischer Beobachter im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, zit. nach: Brenner 1990: 30). Ein „zufälliger“ Reisender ohne bestimmte Ziele und Absichten nimmt einfach alles Neue als fremd wahr, alles, was sich vom von ihm bisher Erlebten unterscheidet. Das Fremde wird mit dem Eigenen verglichen, was in den meisten Fällen zu einer negativen Beurteilung führt. Aber unsere Autoren kann man auf keinen Fall zufällige Reisende nennen. Sie sind gebildete Menschen mit bestimmten Forschungszielen, Aufgaben und mit dem Anspruch auf Objektivität.

Gustav Rade und Arthur Leist vermeiden, die Wildheit der Bergvölker der ganzen Nation zuzuschreiben und weisen darauf hin, dass es sich nur um ein Teil der Bevölkerung handelt. Ganz anders Oskar Maria Graf, der am Beispiel der Bergvölker nicht nur Georgien, sondern die ganze Sowjetunion, der damals auch Georgien angehörte, vom gleichen Standpunkt aus beurteilt. „Mir kam es vor, als sei Russland, dieses riesige, unübersichtliche Land, etwas wie ein undurchdringlicher Urwald, den die Sowjets gleichsam wie kühne, unverdrossene Siedler Stück für Stück rodeten und bewohnbar machten“ (Graf 1934: 167).

Zum Schluss des Artikels möchte ich bemerken, dass die Autoren trotz des Versuchs, objektiv zu beschreiben, an ihrem Ziel mehr oder weniger scheitern. Ihre Beschreibungen bieten kein umfassendes Bild des Landes; sie befassen sich eher mit der Darstellung der Bergbevölkerung, der sogenannten „Wilden“. Dabei schaffen sie es nicht, den Einfluss der

Stereotype zu vermeiden. Georgien bleibt für sie als Land der offenerzigen, naiven, verschwenderischen Ritter, bei denen Toaste und Erinnerungen an die Vergangenheit ihrer Heimat kein Ende haben.



## Literatur

Brenner, Peter J. (1990): *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, Tübingen, Max Niemeyer Verlag.

Dietsche, Petra (1984): *Das Erstaunen über das Fremde. Vier literaturwissenschaftliche Studien zum Problem des Verstehens und der Darstellung fremder Kulturen*, Frankfurt a.M./Bern/New York/Nancy: Lang [= europäische Hochschulschriften I/748].

Gewecke, Frauke (1986): *Wie die neue Welt in die Alte kam*, Stuttgart.

Graf, Oskar Maria (1943): *Reisenach Sowjetrußland*, Verlag der Nation Berlin.

Harbsmeier, Michael (1982): *Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen: Überlegungen zu einer historisch-anthropologischen Untersuchung frühneuzeitlicher deutscher Reisebeschreibungen*, in: *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung*, hg. v. Antoni Maczac/Hans Jürgen Teuteberg, Wolfenbüttel, S. 1-21.

Kühlmann, Thorsten/Müller-Jacquier, Bernd (2007): *Deutsche in der Fremde. Assimilation – Abgrenzung – Integration*, Röhrig Universitätsverlag St. Ingbert.

- Lamping, Dieter (Hg.) (2009): *Handbuch der literarischen Gattungen*, Stuttgart, Alfred Kröner Verlag.
- Leist, Arthur (1885): *Georgien. Natur, Sitten und Bewohner*, Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.
- Nancha, Sylvie (2009): *Interdisziplinarität – kulturtransfer – Literatur. Afrika-Fremdwahrnehmung in ausgewählten deutschsprachigen Reisewerken von der Kolonialzeit bis zur Gegenwart*, Würzburg, Königshausen&Neumann.
- Radde, Gustav (1878): *Die Chews'uren und ihr Land*, Cassel, Verlag von Theodor Fischer.
- Radde, Gustav (1874): *Vier Vorträge über den Kaukasus*, Gotha: Justus Perthes.

Anschrift der Verfasserin

*Nino Ivanishvili*  
*Staatliche Ivane Javakhishvili Universität Tbilissi*  
*Doktorandin der Abteilung für Deutsche Philologie*  
*der Fakultät für Geisteswissenschaften*  
*Chavchavadze ave 36, Georgien, Tbilissi 0179*  
*E-Mail Adresse: [ivanishvili.nino@gmail.com](mailto:ivanishvili.nino@gmail.com)*

## Sprache und Philosophie bzw. Denken

### Impressionen eines Zweisprachigen

† Jürgen Brankel, Hamburg

#### *Dem Gedächtnis meiner Mutter Rosemarie*

Die Philosophie durchläuft, wie bekannt, eine Krise. Aber diese Krise soll hier nur den Hintergrund für Fragen abgeben, die mir zuerst während meines Pariser Philosophiestudiums von sieben Jahren und dann seit 1990 bei meinen Übersetzungen von philosophischen Texten aus dem Französischen aufgekommen sind.

Nachdem Comte einerseits und Heidegger andererseits das Ende der Metaphysik angekündigt haben, gibt es doch eine Reihe von neuen Büchern auf dem Buchmarkt des zwanzigsten und beginnenden einundzwanzigsten Jahrhunderts, die sich jedoch als Weiterführung der Metaphysik verstehen. Es gibt vor allem in der Phänomenologie Werke, die die Metaphysik weiterführen; so vor allem in Frankreich mit Ricœur, Marion, Lévinas und anderen. In Deutschland haben auf diese Fortentwicklung der Metaphysik in Frankreich vor allem Bernhard Waldenfels einerseits und László Tengelyi in Verbindung mit Hans-Dieter Gondek andererseits aufmerksam gemacht (Gondek & Tengelyi 2011). Diese Richtung der Philosophie steht in der Nachfolge Edmund Husserls und Martin Heideggers. Ich frage mich aber, ob diese Art Philosophie nicht an der Schwierigkeit der französischen Sprache leidet, die Übersetzung der Husserlschen und Heideggerschen Begriffe problemlos zu übernehmen. Ich habe manchmal das Gefühl, bei den Übersetzungen mit einer auswuchernden „Scholastik“ der Begriffe im schlechten Sinne zu tun zu haben. Das Hin- und Herspringen zwischen den beiden Sprachen, indem in den französischen Texten der deutsche Begriff in Klammern hinzugesetzt wird beziehungsweise umgekehrt in den deutschen Veröffentlichungen der französische Ausdruck, verlangt praktisch, dass auch der Leser dieser Werke zweisprachig ist. Und dies selbst bei dem ansonsten sehr klaren Derrida, zum Beispiel in seinem Buch *Totenglocke*. Eine solche Schwierigkeit umgehen beispielsweise die Franzosen Ferdinand Alquié und Vladimir Jankélévitch, die freilich keine speziell phänomenologisch ausgerichtete Philosophen sind. Allenfalls könnte man einwenden, dass Jankélévitch griechische Zitate im Original anzuführen, aber erstens übersetzt er diese meistens selbst im nächsten Satz und zweiten könnte man einwenden, dass er in einer humanistischen Tradition steht, als noch alle Gelehrten Altgriechisch beherrschten. Kurzum, es handelt sich darum, zu wissen, ob man noch einsprachige Philosophie treiben kann?

Das ist auch eine Frage des Denkens, ich glaube nicht, dass man in zwei Sprachen zugleich denken kann. Man kann nacheinander zwischen zwei oder mehreren Sprachen springen, aber der Gedanke wird nur in einer Sprache, wahrscheinlich der Muttersprache, erfasst. Erst nachdem man mehrere Jahre in einem fremden Land gelebt hat, kann man in dessen Sprache direkt denken. Im Prinzip gebe ich aber Noam Chomsky recht, wenn er meint, dass sprachliche Muster angeboren sind. Dennoch ist die sprachliche Entwicklung eine Frage der Sozialisation und also der Kommunikation in einer Sprachgemeinschaft. Wenn man in Bildern, wie beispielsweise in den Träumen, „denkt“, dann fehlt die begriffliche Interpretation und wir verstehen deshalb oft, aber nicht nur deshalb, unsere Träume nicht.

Es wird ja diskutiert, ob die Schrift oder die sprachliche Äußerung in der Anthropogenese zeitlich vorhergeht. Derrida plädiert für die Vorrangigkeit der Schrift, Rousseau für die der mündlichen Äußerung. Auguste Comte meint dagegen, dass wir im fetischistischen Zeitalter alle Dinge, wie Bäume, Tiere und Steine mit subjektiven Projektionen beseelt haben. Diese Projektionen bestanden aber hauptsächlich aus Gefühlen und nicht aus Gedanken, welche letztere begrifflich hätten gefasst werden müssen, um zum modernen Bewusstsein zu kommen. Comte teilt ja die menschlichen Vermögen in Verstand, Herz, das ist das Gefühl, und die Handlung ein. Das Gefühl nimmt bei ihm den höchsten Rang ein, weshalb nach Comte ein afrikanischer Mediziner mehr von Philosophie versteht als die geschwätzigen deutschen Doktoren, was wohl eine Spitze gegen Hegel ist. Ferdinand Alquié, der Descartes-Spezialist und mein Doktorvater, hat mir einmal kurz vor seinem Tode gesagt, dass er von Comte nicht viel versteht; dennoch kann man in seinem Dualismus zwischen einer affektiven Vernunft und einer intellektuellen Vernunft eine Übereinstimmung zwischen ihm und Comte sehen. Die Frage ist nur, ob der Dualismus Alquiés nicht auf eine Triplizität zwischen Gefühl, Verstand und Dingwelt als Außenwelt hinausläuft, wogegen die meisten heutigen Denker wohl nicht einverstanden wären. Heideggers In-der-Welt-sein des Menschen impliziert ja einen strengen Monismus von Bewusstsein und Gegenstand. Schon Hegel wollte diesen Dualismus in seiner *Phänomenologie des Geistes* überwinden und dann intendiert ja auch Husserl diese Überwindung. Wie ich in meinem Buch *Phänomenologie und Idee* gezeigt habe, kann die Phänomenologie einen streng genommenen Empirismus nicht überwinden. Der Vorteil und der eindeutige Beitrag der Phänomenologie zur Geschichte der Philosophie bestehen darin, unser Sein als Menschliches bestimmt zu haben, bei Lévinas zum Beispiel durch das Antlitz des Anderen. Dadurch entsteht ein Schweben des Menschen im Verhältnis zur Natur und, wie ich meine, zur Schöpfung, obgleich Lévinas das Antlitz des Anderen geradezu als Offenbarung des Göttlichen darstellt. Dagegen war im physiko-teleologischen Gottesbeweis bei Hume die Natur als Offenbarung aufgefasst worden, und ich glaube, dass wir uns nicht von der Natur und, philosophisch gesehen, nicht zu weit vom Empirismus entfernen sollten. Die Offenbarung ist nämlich ein Wunder, und vielen ist die Natur in einer erhabenen Landschaft eher ein Anlass zu einer den Gott ahnenden Erhebung als das Antlitz eines Menschen, das eine solche Erfahrung hauptsächlich in der Liebe bietet. Die Menschen untereinander haben zu gegensätzliche Gefühle füreinander, wie Hass, Antipathie, Sympathie und Freundschaft, als dass das Gesicht des Anderen schlechthin als Offenbarung des Göttlichen gelten könnte. Freilich gibt es eine Notwendigkeit, den Anderen als ebenbürtig anzuerkennen, sonst verfiere man in die Barbarei der Shoah. Gerade die Shoah zeigt aber, dass die deutsche Philosophie in eine Sackgasse geführt hat, mag der Weg zum Nationalsozialismus bei Hegel begonnen haben, wie Georg Lukaács behauptet, oder nicht. Und wenn es erst des Beistands der Franzosen bedarf, um Nietzsche nicht als Vorläufer des Rassismus zu sehen, dann zeigt sich, dass eine nationale, jedenfalls rein deutsche Philosophie ein Unding geworden ist.

Es gibt also außerphilosophische Umstände, die eine Mehrsprachigkeit der Philosophierenden erfordern. Im Fall der Interpretation Nietzsches durch die Franzosen stellt sich dann die Frage, ob es ausgereicht hat, Nietzsche in einer Übersetzung zu lesen, oder ob die Franzosen ihn auf Deutsch haben lesen müssen. Mit anderen Worten, was ist der Sinn einer Übersetzung eines philosophischen Textes. Vielleicht sollte eine Übersetzung eines philosophischen Textes aus der Fremdsprache nur dazu dienen, den Leser neugierig zu machen, nun den Text auch in der Ausgangssprache zu lesen und die

entsprechende Fremdsprache zu lernen. So könnten meine Jankélévitch-Übersetzungen vielleicht jemanden veranlassen, nun auch das französische Original zu lesen. Analog dazu könnten die Übersetzungen von *Sein und Zeit* ins Französische einen Franzosen überzeugen, nun Heidegger im Original zu lesen. In der Tat gibt es mindestens zwei Übersetzungen von *Sein und Zeit* ins Französische: die von Waelhens aus den vierziger Jahren und die von Martineau aus den achtziger Jahren. Beide Übersetzungen weichen derart voneinander ab, dass sie geradezu zu einem Vergleich mit dem deutschen Original motivieren. So verhielt es sich ja auch mit Descartes, jeder nicht-französische und des Lateinischen unkundige Philosophiehistoriker muss die nun maßgebliche Ausgabe von Adam und Tannery benutzen. Jedoch liegt der Fall bei Descartes anders als bei Heidegger: Während Descartes klar und deutlich schreibt, hat Heidegger einen poetische, ja manchmal lyrischen Stil, der auch im Deutschen an Klarheit zu wünschen übrig lässt. Zweisprachige Ausgaben, die auf der linken Seite den Originaltext und auf der rechten die Übersetzung wiedergeben, sind wohl nur ein Behelf, der, was das Altgriechische angeht, heute die übliche Art ist, sich mit den Klassikern der Antike auseinanderzusetzen, da Altgriechisch nur noch an wenigen Schulen gelehrt wird. Als Lingua franca ist heute das Lateinische durch das Englische ersetzt worden, da der Handel und nicht die Humanwissenschaften unsere Gesellschaft dominiert. Zur Zeit des Hochadels war das Französische die Lingua franca, und nicht nur Leibniz hat auf Französisch geschrieben, sondern Friedrich der Große schrieb Gedichte auf Französisch. Die Vormachtstellung des Französischen im Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts entsprach mehr einer Inanspruchnahme der Macht durch die damalige herrschende Klasse, nämlich den Adel, als einem echten philologischen Interesse. Denn ein solches wurde vielmehr durch Martin Luther in seiner Bibelübersetzung bekundet. Die Lutherübersetzung ist so mächtig gewesen, dass von da an das Deutsche als Sprache sich in Deutschland behaupten konnte. Lange Zeit wurden wissenschaftliche Abhandlungen noch auf Lateinisch oder Französisch geschrieben, letzteres, weil es keine Akademie der Wissenschaften in Deutschland gab. Es war ja erst Klopstock, der eine deutsche Akademie der Wissenschaften gründen wollte.

Kurz, übersetzt wurde seit eh und je, in Europa war es die Bibel, die zum Beispiel in Gotische übersetzt wurde und im Mittelalter wurden die Artusepen aus dem Altfranzösischen ins Mittelhochdeutsche übersetzt: Chrétien de Troyes und Wolfram von Eschenbach mit dem Parzival beziehungsweise Béroul und Eilhart von Oberg mit Tristan und Isolde. Aber schon die Legende vom Turmbau zu Babel zeigt, dass das Problem der Übersetzung mit der Anthropogenese Hand in Hand geht. Erst mit dem Gedanken eines Nationalstaats seit der Französischen Revolution ist die bloße Einsprachigkeit zum Ziel erhoben worden. Die deutsche Romantik hat hier einen großen Anteil an Schuld zu verbuchen. So wurde von Wilhelm von Humboldt die Indogermanistik als maßgebliche etymologische Wissenschaft „erfunden“, eine Wissenschaft die den Begriff des Arischen begründete und damit ein Motor des Antisemitismus wurde. Heute gibt es Versuche, alle europäischen Sprachen von den semitischen abzuleiten, sei es von der hebräischen Sprache (Derrida) oder sei es von der arabischen Sprache (Karam Khella). Etymologische Probleme kommen aber in der philosophischen Übersetzung nur vor, wenn ein Wort der Ausgangssprache etymologische Anklänge hat. Es ist bekannt, dass Heidegger oft falsche Etymologisierungen vornimmt, so, wenn er den Begriff des Urteils auf Ur-Teile zurückführt und somit gleichsam ontologisiert. Eine Übersetzung dieses letzten Begriffs des Ur-Teils ins Französische dürfte Lösungen zeitigen, die den Zusammenhang mit Urteil (jugement) vermissen lassen: Ur-Teil wäre etwa proto-élément oder archi-élément.



Im Grunde ist die Problematik der deutsch-französischen Übersetzung philosophischer Texte auch zu eng gefasst, wenn man damit die Übersetzungen der westlichen Sprachen insgesamt exemplarisch behandeln will. Es hat immer in Frankreich und in Deutschland Experten für orientalische und fernöstliche Sprachen gegeben, die auf den Reichtum ihrer Philosopheme hingewiesen haben, so des Hinduismus, des Taoismus, des Konfuzianismus und des Zen. Und wir sehen ja, dass die Afghanen, die Pakistani und der Ferne Osten sich weigern, die kommerzialisierte westliche Kultur zu übernehmen. Hinsichtlich des Globus, um nicht von der (gescheiterten oder sich in Entwicklung befindlichen) Globalisierung zu sprechen, scheinen Probleme der deutsch-französischen philosophischen Übersetzung allzu speziell zu sein, um uns noch den Blick für die dringlichen Probleme frei zu halten. Derrida bewahrt sich diese Freiheit zum Beispiel in dem Buch *Schurkenstaat*. Aber auch dieser Aufsatz über Sprache und Philosophie unterliegt dem Mangel, die dringendsten politischen Probleme zu berücksichtigen. Im Grunde dient mir die deutsch-französische Übersetzungsproblematik paradigmatisch für alle auf der Welt praktizierten oder praktiziert gewesenen Sprachen.

Luisa Raizes, eine Pariser Psychoanalytikerin aus Buenos Aires, ist nicht der deutschen Sprache mächtig und hat Heidegger in ihrer spanischen Muttersprache gelesen: Sie findet ihn poetisch, klar und ist über die Übersetzung durch Gaos begeistert, wie sie mir in einem unserer zahlreichen Telefongespräche mitteilte. Es gibt in der Tat eine Übersetzung von *Sein und Zeit* ins Spanische, die 1951 im „Fondo de Cultura Económica“ in Mexiko-Stadt und in Buenos Aires erschienen und von José Gaos besorgt worden ist. So übersetzt Gaos das Heideggersche „Allgemeinheit“ durch „universalidad“ und schließt damit das Wort „generalidad“ aus, das doch ebenso angemessen wäre (Heidegger, 1991, 12). Meines Erachtens wäre sogar „generalidad“ besser, da „generalizar“ eher die Idee der Verallgemeinerung wiedergibt als „universalizar“, das mit Totalität in einem Zusammenhang zu stehen scheint. Das Heideggersche „Blickrichtung“ (Heidegger 1963, 3), das nichts mit einem visuellen Sehen zu tun hat, wird von Gaos mit „dirección visual“ (Heidegger 1991, 12) übersetzt, wodurch möglicherweise ein falscher Sinn entsteht, es hätte genügt, nur mit „dirección“ zu übersetzen oder mit „dirección teórica“, wobei die griechische Wurzel das „Sehen“ impliziert, aber inzwischen metaphorisch in fast allen modernen europäischen Sprachen verwandt wird. Eine zu wörtliche Übersetzung kann den Sinn verfälschen. Nun ist es zwar richtig, dass sich Heidegger gegen das Vorherrschen des Optischen in der Betrachtung des Seins wendet und mehr auf ein „Vernehmen“ hinlenkt, aber ich glaube, dass hier das Wort „Blickrichtung“ zu genau übersetzt wurde. Das spanisch-deutsche Wörterbuch von Slabý-Grossmann gibt für „dirección visual“ „Blickrichtung“ im Sinne der Optik an, während es für den übertragenen Gebrauch „modo de ver“ vorschlägt (Slabý-Grossmann-Illig 1989, 176); manchmal kann ein Nachschlagen im Wörterbuch nützlich sein. Der ganze behandelte Satz lautet bei Gaos: „Y cuando, finalmente, Hegel define el „ser“ como lo „inmediato indeterminado“ y da esta definición por base a todo el restante despliegue de las categorías de su „lógica“, se mantiene en la misma dirección visual que la ontología antigua.“ Die Interpretation im Sinne eines Optischen ist fehl am Platz; denn Hegel ist kein Empirist, es sind die klassischen Empiristen wie Hume, die dem Auge eine Vorrangstellung vor dem Denken geben. Hegels Dialektik überwindet so in der *Phänomenologie des Geistes* sehr schnell den sinnlichen Empirismus.

Auch in § 2 von *Sein und Zeit* findet sich in der Übersetzung durch Gaos eine solche Wörtlichkeit der Übersetzung, dass man sich fragen muss, ob Gaos nicht den Sinn des

Ganzen verschiebt. Bei Heidegger heißt es: „Die Frage nach dem Sinn von Sein soll *gestellt* werden. Wenn sie eine oder gar die Fundamentalfrage ist, dann bedarf solches Fragen der angemessenen Durchsichtigkeit.“ (Heidegger 1963, 5) Gaos übersetzt folgendermaßen: „Hay que *hacer* la pregunta que interroga por el sentido del ser. Si es una pregunta fundamental o incluso *la* pregunta fundamental, tal pregunta ha menester de que se llegue a “ver a través” de ella adecuadamente” (Heidegger, 1991, 14). Ich würde in letzten Teilsatz folgenderweise übersetzen: “tal pregunta ha menester de una transparencia adecuada”. ““Ver a través” de ella” ist meines Erachtens zu wörtlich übersetzt und gibt der Fragestellung einen dunkleren Sinn als nötig, denn es heißt rückübersetzt: ‚durch sie hindurch sehen‘. Wieder findet sich hier eine Visualisierung des Heidegger-Textes bei Gaos. Zwar muss man zugeben, dass bei Heidegger die visuellen Metaphern wie Lichtung, Unverborgenheit eine große Rolle spielen, aber diese Metaphern haben eben keinen visuell-optischen Sinn, sondern eben einen übertragenen Sinn, eben einen nicht-optischen. So ist im folgenden Satz das metaphorische „sichtbar“ richtig übersetzt: „Daher muss kurz erörtert werden, was überhaupt zu einer Frage gehört, um von da aus die Seinsfrage als eine *ausgezeichnete* sichtbar machen zu können“ (Heidegger, 1963, 5), spanisch bei Gaos: „De aquí que deba dilucidarse brevemente lo que en general es inherente a una pregunta, para poder hacer visible partiendo de ello que la pregunta que interroga por el ser es una *señalada* pregunta.“ (Heidegger 1991, 14.)

Auch das „ver a través“ lässt sich durch eine übersetzungstechnische Fragestellung erklären: soll man ein Wort, ein Begriff immer auf die gleiche Weise übersetzen, oder kann man in der Zielsprache variieren? So ist das „ver a través“ in folgender Übersetzung des Heideggerschen Satzes gerechtfertigt: „Das Fragen kann vollzogen werden als „Nur-so-hinfragen“ oder als explizite Fragestellung. Das Eigentümliche dieser liegt darin, daß das Fragen sich zuvor nach all den genannten konstitutiven Charakteren der selbst durchsichtig wird.“ – „El preguntar puede llevarse a cabo como un “no más que preguntar“ o como un verdadero preguntar. Lo peculiar de éste reside en que el preguntar “ve a través” de sí desde el primer momento en todas las direcciones de los mencionados caracteres constitutivos de la pregunta misma.” Hier hat Heidegger den Akzent wirklich auf eine visuelle Metapher gelegt, und man könnte meinen, dass das oben beanstandete Beispiel mit dem „ver a través“ rückläufig wegen des eben zitierten Satzes für das Substantiv „Durchsichtigkeit“ anstatt von „transparencia“ gewählt worden ist. Man sieht also, dass eine Invarianzforderung, d.h. die Forderung das gleiche Lexem der Ausgangssprache durch das gleiche Lexem der Zielsprache, zu eine gewisse Isotopieebene im Zieltext zur Folge haben kann, die einen gewissen Akzent – hier das Optische – des Ausgangstextes im Zieltext verstärkt und durch die Invarianzforderung eine größere Klarheit im Zieltext zur Folge haben kann, als dem Ausgangstext eigen ist.

Gaos, der 1900 in Spanien geboren wurde und im Bürgerkrieg nach Mexiko geflohen ist, musste zunächst den deutschen Text von *Sein und Zeit* verstehen und durch seine Übersetzung umsetzen; diese Umsetzung ist eine Interpretation und, wahrscheinlich, Vereinfachung, i.e. eine Rationalisierung, des Ausgangstextes. Durch die Rationalisierung wird die ursprüngliche Vielschichtigkeit eingeebnet, der Zieltext erscheint als klarer und verständlicher als der Ausgangstext. Eine solche klarere Interpretation legt Derrida in *Totenglocke* von Hegels Philosophie vor; denn Hegel hat allein durch seinen Satzbau nicht immer eine klare Ausdrucksweise. So sagte mir schon in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts der Leibniz-Forscher Klaus-Rüdiger Wöhrmann, dass er gern schwere

deutsche Philosophen in der französischen Übersetzung liest, da diese ihm klarer erschien, und in der Tat scheint mir die französische Übersetzung der *Phänomenologie des Geistes* durch Jean Hypolite klarer als der Ausgangstext zu sein, d.h. eindeutiger im Sinne einer historisierenden und rationalisierenden Interpretation.

Beim Übersetzen von längeren, mindestens hundert Seiten umfassenden Texten sollte man immer das gleiche Wort der Ausgangssprache durch das gleiche Wort der Zielsprache benutzen. Wenn es sich aber um Texte von zwei- bis dreitausend Seiten handelt, wie im Fall von Auguste Comtes *Système de politique positive*, kann man nicht immer der Invarianzforderung entsprechen, sei es, dass der Kontext eine Variante in der Zielsprache erfordert, sei es wegen der Vergesslichkeit des Übersetzers. Aber das Hauptproblem des Übersetzens liegt jedenfalls bei Comte nicht im Vokabular, sondern in dem Übertragen der Syntax. Durch die Endstellung des Partizips im Deutschen wird der Spannungsbogen oft zu lang, so dass man eigentlich zwei Sätze bilden müsste, was ich bei meiner Comte-Übersetzung nur ganz selten befolgt habe. Meist habe ich die Relativsätze oder anderen Nebensätze nach dem zweiten Prädikatsteil nachklappen lassen, was eine erhöhte Aufmerksamkeit des Lesers erfordert. Bei der Übersetzung vom *Système de politique positive* ging es in erster Linie darum, das monumentale Werk des Gründers der Soziologie, das in der französischen Ausgabe über dreitausend Seiten hat, überhaupt erst dem deutschen Publikum zugänglich zu machen; darum habe ich oft auf Feinheiten der Übersetzung nicht geachtet, um schnell voran zu kommen. Die weitere Schwierigkeit lag bei Comte auch nicht im Vokabular, sondern in der Auflösung der Relativpronomina und Personalpronomina: die ersteren haben ja im Deutschen drei Genera, während es im Französischen immer nur das „qui“ ist, das aufgelöst werden muss. Auch die Personalpronomina beziehen sich im Französischen im Genus nur auf das nachfolgende Substantiv, nicht aber wie im Deutschen auf das vorangehende Bezugswort: also wird „son“ zu „sein“ oder „ihr“. Man muss da den ganzen Absatz vor Augen haben und interpretieren. Die gesamte Interpretation des Comteschen Textes habe ich mir, bevor ich mit der Übersetzung des *Système de politique positive* begonnen habe, durch eine intensive theoretische Auseinandersetzung mit seinen Werken, wie dem *Cours de philosophie positive*, dem *Discours sur l'esprit positif* usw., angeeignet. Ich hatte also eine gründliche Theorie über Comte, bevor ich ihn zu übersetzen anfang. Dagegen habe ich eine Übersetzung des Buches *Le perçu* von François Wahl, nachdem ich den Teil über Husserl und Merleau-Ponty übersetzt hatte, aufgegeben, als es darum ging, den von Martineau ins Französische übersetzten Heidegger ins Deutsche zurückzuübersetzen (Wahl, 2007). Zwar hat François Wahl die Zitate immer mit den Seitenangaben bei Heidegger versehen, aber mir schien die Rückübersetzung von „ouverture“, das das Heideggersche „Erschlossenheit“ wiedergeben soll, in der durchgängigen, also textinvarianten Übersetzung mit „Erschlossenheit“ den Geist des Wahlschen Buches nicht wiederzugeben. Ich habe mir nicht zugetraut, zu entscheiden, ob „ouverture“ mit „Öffnung“ oder „Erschlossenheit“ übersetzt werden muss. Es schien mir selbst unmöglich, das ganze Buch zu übersetzen. Dabei bedeutet Öffnung oder „öffnen“ einen Ausblick nach vorn, auf die Zukunft, während das deutsche Wort „erschließen“ das Ergebnis einer Arbeit des Vergleichs von zwei oder mehreren Textstellen ist, um die Bedeutung eines nur einmal vorkommenden Wortes, eines Hapax, zu finden. Der Sinn des französischen „ouverture“ und des deutschen „Erschlossenheit“ deckt sich also nicht.

Jedenfalls scheint es, wenn man Texte übersetzt, die man voll verstanden hat, eine Art von Eins-zu-eins-Beziehung von Ausgangstext und Zieltext zu geben; dies ist vor allem im

Pressewesen der Fall, nicht aber bei Texten, deren Interpretation, wie bei Heidegger, nie zum Abschluss kommen wird. Bei Heidegger muss man die Begriffe hin- und herwenden und immer abstraktere Notionen einsetzen, so dass man sich fragen kann, wie Heidegger zu seiner Begrifflichkeit gekommen ist. Im Gegensatz zu Comte, der keine dunklen Fragen wie Metaphysik und Ontologie behandeln wollte, zeigen die ersten Seiten von *Sein und Zeit*, dass Heidegger sich in einem Rahmen bewegt, dessen Inhalt – das Sein – bei den Vorsokratikern blitzartig erschien, dann aber in der abendländischen Tradition in Vergessenheit geriet. Wenn man sagt, dass man in der Sprache denkt, wie kommt dann Heidegger zu seinen Wortneuschöpfungen? Kann man annehmen, dass Sprache und Denken unabhängig sind und erst die Wortfindung den Gedanken „klar“ erscheinen lässt? Wäre die Sprache nicht ein zu enges Korsett für das Denken? Und wie kann man die sprachliche Entwicklung, beispielsweise vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen, verstehen, wenn man annimmt, dass die Sprache das Bett des Denkens ist? Oder gäbe eine Art Intuition, die dem Sprechen und auch dem Denken vorgelagert wäre?

Wie kommt Oskar Loerke in dem Gedicht *Der Weisheit Schluß* zu dem Wort „seelenkahl“ in dem Satz: „Der Körper nährt sich noch, der seelenkahl, / Durch seiner Hände Betreuung, / Doch zwischen Mund und Fingern rauscht das schale / Dumpfe Meer der Zerstreung.“ (Loerke 2010, 483.) Ist das Verfahren der Interpretation durch den Leser dasselbe, das der Dichter benutzt hat? Es ist bekannt, dass im deutschen poetischen Expressionismus und im französischen Surrealismus Worte mehr oder weniger willkürlich konstruiert worden sind, aber das Wort „seelenkahl“ passt hier so gut, dass es wohl nicht durch einen Konstruktivismus geschaffen worden ist. Das Verfahren Loerkes bei der Wortschöpfung ist also nicht dasselbe, das bei der interpretatorischen Analyse verwandt wird. Aber ist die Kreation eine umgekehrte Analyse, oder ist der Weg des Lesers der umgekehrte wie der des Dichters? Im gemeinen Verständnis wird der Dichter höher eingestuft als sein Leser, und diese Einstufung beruht gewissermaßen auf dem Mysterium der dichterischen Schöpfung.

Man wird sogar zwischen der Schöpfung der philosophischen Sprache und der poetischen Sprache unterscheiden. Zwischen Kant, Fichte, Schelling und Hegel einerseits und Hölderlin andererseits. Diese Philosophen haben die Geschichte und Tradition der philosophischen Sprache genau gekannt, bevor sie ihre eigenen sprachlichen Neubildungen gebrauchten, dagegen wollte Hölderlin den griechischen Geist in Deutschland heimisch machen. Den klassizistischen (und romantischen) Philosophen entsprechen gewissermaßen Klopstock, Schiller und Goethe; ihre Sprache bewegt sich grundsätzlich im Rahmen des von Martin Luther geschaffenen Schriftdeutschen. Es wird dann erst die Neuerungs- und Aufbruchsbewegung des Expressionismus sein, der einen Schub in der sprachlichen Entwicklung bringt; man denke nur an Franz Kafka oder Georg Trakl. Das Neue besteht in der Dichtung seit Hölderlin in der sprachlichen Bewältigung von Phänomenen des alltäglichen Lebens, die der Philosophie entgehen. Gerade an das Anschneiden dieser Phänomene wollte Heidegger gehen, aber seine Aufbruchsstimmung hat sich nicht mit dem Expressionismus vereint, sondern mit dem scheußlichen Nationalsozialismus. So hat Heidegger den französischen Philosophen wie Henri Bergson unterstellt, dass sie auf Deutsch dächten, um zu philosophieren.

Auch ist das Denken nicht eine Frage des Unbewussten, das im Grunde ein rein psychologischer, von Freud begründeter Begriff ist. Zwar sei das Unbewusste nach Lacan sprachlich strukturiert, aber was ist das Unbewusste, ist es die Hirnrinde oder das verdrängte

Bewusste? Das Denken ist wahrscheinlich tatsächlich ein Epiphänomen des Hirns, also der Materie, und je nach Sprachgemeinschaft wird dies Denken sprachlich formiert.

Möglicherweise, falls die Schriftsprache der mündlichen Sprache vorausgeht, hängt die Sprache mit dem Wahrnehmen des Geländes und seiner Merkmale zusammen, mit dem Zeichenlegen für die Nachfolger des eigenen Stammes. So erstellt der Hautarzt ja auch seine Diagnose, d.h. den Begriff für das Gesehene, im Ausgang von der Wahrnehmung; er wendet gleichsam die Schemata und Kategorien der Kantischen Apperzeption an. Kants Dreiteilung in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft ist ja gewissermaßen eine gewaltsame Einteilung eines zusammenhängenden Komplexes: des Bewusstseins in seiner Totalität. Das Bewusstsein ist eine synthetische Einheit, die selbst in der *Phänomenologie des Geistes* nur theoretisch und gleichsam übertragen analysiert wird. So wie das Bewusstsein eine Einheit ist, so ist Sprechen und Denken auch eine Einheit, man denkt in der Sprache und man spricht nicht, ohne zu denken, d.h. die Logik des Denkens ist eine Voraussetzung für ein sinnvolles Sprechen.

### **Zusammenfassung**

In diesem Artikel stelle ich mehr die Probleme des Bilinguismus im Rahmen der Übersetzung und die der Frage, ob Denken und Sprechen dasselbe sind. Ich bin der Meinung, dass es verschiedene Grundformen des Denkens gibt, vor allem des Logischen, die nicht alle von der Sprache abgedeckt werden. Dennoch gilt, was Kant gesagt hat, nämlich dass das Bewusstsein eine Einheit bildet, die nur theoretisch analysiert werden kann. Bilinguale Probleme zeigen sich in modernen Übersetzungen ins Französische und ins Deutsche vor allem da, wo in Klammern die Wörter der Ausgangssprache angegeben werden, so dass der potentielle französische oder deutsche Leser der respektiven Übersetzungen eigentlich zweisprachig sein muss, um die Übersetzung richtig zu verstehen. Von daher zeigen sich zugleich ein gewisser Manierismus, den ich im Artikel als „Scholastik“ bezeichnet habe, und die heute unumgängliche Forderung, sowohl beim Abfassen von philosophischen Texten als auch bei der Lektüre von Übersetzungen zwei- oder mehrsprachig zu sein.

### **Literatur**

- Gondek, Hans-Dieter & László Tengelyi (2011): *Neue Phänomenologie in Frankreich*, Frankfurt am Main: Suhrkamp  
Heidegger, Martin (1963): *Sein und Zeit*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag  
Heidegger, Martin (1991): *El Ser y el tiempo*, traducción: José Gaos, tercera reimpresión argentina, Buenos Aires: Fondo de Cultura Económica  
Loerke, Oskar (2010): *Sämtliche Gedichte*, Göttingen: Wallstein Verlag  
Slabý, Rudolf J. & Rudolf Grossmann & Carlos Illig 1989: *Wörterbuch der spanischen und deutschen Sprache*, 2. Band, Deutsch-Spanisch, 4. Aufl., Wiesbaden: Brandstetter  
Wahl, François (2007): *Le Perçu*, Paris: Fayard

† Dr. Jürgen Brankel,  
Hamburg (1943-2013), Literaturwissenschaftler  
und Philosoph, Übersetzungen aus dem Spanischen  
und Französischen. Autor der Abhandlung  
„Phänomenologie und Idee“ 2010.

**Teil III**  
**Literaturwissenschaft**

# **Literatur und Literaturdidaktik im Fach Deutsch als Fremdsprache: Rückblick auf die Methodendiskussion und Überlegungen zur Aktualität des Gegenstandes**

*Werner Biechele, Jena*

## **A. Zum Gegenstand und seiner Bedeutung in der neueren Geschichte des Faches**

Fragt man im Zeitalter der neuen Medien nach der Rolle der Literatur im Fremdsprachenunterricht, so ist eine zentrale Frage, die wir uns stellen müssen, die, was Literatur in dieser globalisierten Welt für Lerner noch interessant machen kann, besonders für jene, für die (schöne) Literatur im kulturellen Alltag im Vergleich zu den digitalen Medien nur noch von marginaler Bedeutung ist. Diese von Opaschowski mit Bezug auf Tapscott (Tapscott 1998, 103ff.) so genannte Generation @ entwickelt mehr und mehr eine eigene Lebenskultur, die bei der Vermittlung und Bildung und Erziehung unbedingt in Betracht gezogen werden muss (Opaschowski 1999, 23). Als Literaturdidaktiker müssen wir uns fragen, ob wir die intellektuelle und mentale Konstitution haben, uns produktiv mit den literarischen Werken der Vergangenheit und Gegenwart beschäftigen und den Lernern interessante neue Lektüren vorschlagen zu können. Der interkulturelle Ansatz seit den 1990iger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat insbesondere die Bedeutung literarischer Texte, sowohl im fremdsprachlichen als auch im muttersprachlichen Unterricht, für die Förderung eines gelingenden interkulturellen Dialogs durch interkulturelles Lernen ins Blickfeld geraten lassen. Der kompetente Fremdsprachenlerner zeichnet sich heute nicht mehr allein durch die fehlerfreie Beherrschung der Fremdsprache aus, sondern ebenso dadurch, wie es ihm gelingt, den sozialen Prozessen von Kultur, wie sie sich gerade in literarischen Texten offenbaren, in ihrer Beziehung zu sprachlichen Vorgängen nachzugehen und diese zu begreifen (Biechele, W. 2009, 35 ff.). Interkulturelle Kompetenz als Lehr- und Lernziel fremd- und muttersprachlichen Literaturunterrichts ist das Stichwort, Interkulturalität als Haltung und Einstellung, die sich in Prozessen interkultureller Begegnung herausbildet, hier wie da wichtiges Erziehungsziel. Die Verbindung von sprachlichem und kulturbezogenem Lernen ist heute nicht nur aus sprachdidaktischer, sondern auch aus politischer Sicht hochaktuell. Roche geht so weit zu behaupten, „ein Kulturverständnis, das Kultur als irrelevant für den Spracherwerb ansieht,“ verfehle „die Bedürfnisse des Sprachunterrichts“, und er sieht im Lehren und Lernen von Fremdsprachen „eines der wichtigsten politischen Instrumente unserer Zeit, auch wenn diese Tatsache von Politikern weitgehend ignoriert und ihre Signifikanz von Sprachlehrerinnen und -lehrern häufig verkannt wird.“ (Roche 2001, 4). Diese beiden wichtigsten Ziele, Sprachkompetenz und interkulturelle Kompetenz, lassen sich über literarische Texte besonders gut vermitteln, wenn wir zur Erschließung der Texte hermeneutische Verfahren nutzen, weil die Hermeneutik ein Verfahren ist, „das in grammatischen Zusammenhängen zugleich den empirischen Gehalt von [.....] Lebensverhältnissen erschließt (Habermas 1968, 218). Menschen schätzen an Literatur, dass diese sie mit ihren Fragen an das Leben nicht allein lässt. Im Unterrichtsprozess ist es didaktisch-methodisch die pädagogische Aufgabe des Lehrers, die literarischen Texten innewohnenden Gesprächsangebote zu Fragen auch der rezipierenden Lerner zu machen. Verstehen muss sich in einem solchen Unterricht in der Dialektik von Lenkung durch den Text und Freiheit der Deutung vollziehen, angemessenes, am Text belegbares

Interpretieren im Sinne einer kritischen Hermeneutik bei der Vielfalt der Interpretationsansätze immer Ziel sein.

Die fachwissenschaftliche Diskussion über Literatur im FachDeutsch als Fremdsprache war seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges lange Zeit in erster Linie von der Frage nach der Funktion der Texte bestimmt. Die Grammatik-Übersetzungsmethode verstand Sprachenlernen als Weg zur Herausbildung von logisch-abstraktem Denken, für die intendierte Sprachbeschreibung diente die geschriebene, literarisch geformte Sprache als Grundlage. Der Grundsatz, dass Sprachbeherrschung Sprachwissen bedeute, führte zu Arbeits- und Übungsformen wie Hin- und Rückübersetzungen schriftlicher Texte oder Satzumformungen nach formalen grammatischen Regeln. Die Mündlichkeit der Sprache erschien als nachrangig, als Konsequenz war der Ideengehalt der Texte und dessen Erörterung in einem solchen Unterricht nicht von Interesse.

Im kommunikativen FU seit den siebziger Jahren rückte das fremdsprachliche Können als Unterrichtsziel in den Mittelpunkt. Mündlichkeit erhielt den Vorrang vor Schriftlichkeit. Mit der Weiterentwicklung des pragmatisch-funktionalen Ansatzes spielten auch literarische Texte wieder eine größere Rolle, wesentlich bestimmt durch rezeptionsästhetische Ansätze in der Literaturwissenschaft. Die Rezeptionsästhetik führte zu einem neuen Leseverständnis, der Leser trat als Bedeutung konstituierende Instanz an die Stelle des Textes. Im Ergebnis dieser Entwicklung wurde der Lerner als aktiver und mitbestimmender Partner im Unterrichtsgeschehen entdeckt und im Kommunikationsvorgang als gleichberechtigte Instanz anerkannt. Die Grenzen dieses Ansatzes sind in der Vernachlässigung der Intentionalität literarischer Texte und der Beschränkung auf den bloß handelnden Umgang mit ihnen zu sehen. Literarische Texte sollten im Unterricht nur noch Spielmaterial zum Zwecke des Spracherwerbs und der Sprachproduktion sein, wenn Gerard Westhoff ganz im Sinne des rezeptionsästhetischen Umgangs mit literarischen Texten forderte, dass „weder der Text noch die Absichten seines Autors, sondern das Bedürfnis seines Lesers im Zentrum stehen“ (Westhoff 1989, 19) sollte. In den der 1980iger Jahre wurden solche Thesen zum Gegenstand der Forschung und zur Grundlage von Lehrwerken vor allem von Ingrid Mummert (Mummert 1984) und Bernd Kast (Kast 1985). Die von literarischen Texten gesetzten Bedingungen, unter denen sie verstanden werden wollen, und die für dieses Verständnis notwendigen Kompetenzen des Lerners waren für die Literaturvermittlung ohne Bedeutung, konkrete Fragen der Lerner an die Texte nicht vorgesehen.

Prinzipielle Aspekte der Literaturvermittlung wurden so vernachlässigt, einerseits die Tatsache, dass der literarische Text auch im FU einen Anspruch darauf hat, im unterrichtlichen Diskurs entschlüsselt zu werden, andererseits die Notwendigkeit, den Lerner durch sachkundige Unterrichtsgestaltung mit Konventionen des Deutens von Literatur vertraut zu machen und ihm damit entsprechende Werkzeuge zum Entschlüsseln der versteckten Botschaften der Texte in die Hand zu geben. Beides ist Voraussetzung für die Befähigung der Lerner, selbst konkrete Fragen an Texte stellen zu können.

Welche Möglichkeiten der Bildung und Erziehung der Lerner vergeben wir, wenn wir den folgenden Text als Ausgangspunkt nehmen, die Konjugation von ‚wollen‘ zu üben oder die Lerner darüber sprechen zu lassen, was sie wollen oder nicht wollen?



## Matthias Schreiber

### Demokratie

Ich will.  
Du willst.  
Er will.  
Was wir wollen,  
geschieht.  
Aber was geschieht,  
will keiner von uns.

(Schreiber 1985, 120)

Ist es nicht viel wichtiger, gerade in einer sich verändernden Welt, in der für viele Menschen Erfahrungen mit Demokratie etwas Neues sind, über Demokratie mit den Lernern zu reden, Gedanken und Erfahrungen über deren Vorzüge ebenso wie über deren „grundsätzlich unlösbare Widersprüche und Konflikte“ (Herzinger 1997, 100) auszutauschen?

Interkulturelle Zielsetzungen im Fremdsprachenunterricht, um zum Ausgangspunkt dieses Kapitels zurückzukehren, sind heute in ihrer Bedeutung unstrittig; was im fremdsprachlichen Literaturunterricht gelernt werden sollte ist „Fremdheit zu ertragen, andere Ausdrucks- und Lebensformen als andere Möglichkeiten des Menschseins ernst zu nehmen und diese sowie Unterschiede in den Lebensumständen nach ihrer Berechtigung zu befragen (Griesmayer/Wintersteiner 1996, 7). Exemplarisch sei Willis Edmondson genannt, der nach eigener Aussage lange Zeit eine kritische Einstellung zur interkulturellen Didaktik hatte, dann aber bekannte: „Ich vertrete den Standpunkt, dass kulturelle bzw. interkulturelle Einsichten durchaus ein Gewinn für den Fremdsprachenunterricht sind, wenn sie sich aus einer spracherwerbsrelevanten Auseinandersetzung mit Aspekten der Zielsprache ergeben“ (Edmondson 2002, 355).

## B. Zum Voraussetzungssystem von Literatur im Fach DaF

Literatur ist ein gesellschaftlicher Vorgang, ist künstlerisch-schöpferische Tätigkeit sowohl durch den Autor als auch durch den Leser. Die Entstehungskultur wirkt auf den literarischen Text des Autors, der Text wirkt in die Kultur des Lesers. Literatur bezieht ihre Kraft aus den Wurzeln der Alltäglichkeit. Literatur, die „auf angemessene Weise von der Komplexität des Subjekts, der Welt und des Lebens spricht, über die wir uns über unser Dasein in der Welt und über unser Gegenüber-Sein zur Welt, also über uns selbst verständigen“ (Braungart 2004, 303), stellt, verbunden mit einem kompetenten Umgang mit Texten, einen hohen Wert dar, der in unseren modernen Bildungssystemen eine der zentralen Ressourcen für Erfolge in Bildung und Erziehung ist. Die Literaturdidaktik im Allgemeinen und die fremdsprachliche im Besonderen hat die Aufgabe, den literarischen Text in seinem Bezug zum Lerner, zu den Lernkontexten und –traditionen sowie zu seinem Schwierigkeitsgrad, seinem Aufbau und seinen Inhalten zu analysieren und im Hinblick auf die angestrebten Lehr- und Lernziele zu bewerten. Literatur im Fach Deutsch als Fremdsprache schließt in besonderem Maße Texte ein, die den interkulturellen Dialog

auslösen können. Der kulturelle Wert eines literarischen Textes ergibt sich aus seiner Mehrfachkodierung innerhalb einer plural verstandenen Welt, Literatur identifiziert in diesem Verständnis nicht, sie eröffnet Reflexionsräume. Diese mehrfache Kodierung ergibt sich aus einem Verständnis von der Identität des Menschen, die „nicht Herausbildung einer in ihm fest verwurzelten Anlage, sondern die produktive Auseinandersetzung mit divergierenden Tendenzen, die auf ihn einwirken“, ist (Hofmann 2006, 29). Interkulturelles Lernen ist vor allem Erfahrungslernen, interkulturelle Erziehung baut auf den in interkulturellen Begegnungen ablaufenden hermeneutischen Prozessen und den sie auslösenden Perspektivwechseln auf. Interkulturalität als übergreifendes Bildungs- und Erziehungsziel meint also „nicht Interaktion im Sinne des Austauschs von je kulturell Eigenem, sondern zielt auf ein intermediäres Feld, das sich im Austausch der Kulturen als Gebiet neuen Wissens herausbildet und erst dadurch wechselseitige Differenzidentifikation ermöglicht“ (Gutjahr 2002, 352f.). Wichtig für das Lernen mit literarischen Texten im FU ist der Begriff der **Symbolischen Kompetenz**. Er wurde von der US-amerikanischen Germanistin Claire Kramsch geprägt und als wichtiges Lernziel für einen zeitgemäßen Fremdsprachenunterricht bestimmt.

Symbolische Kompetenz umfasst eine differenzierte Deutungskompetenz sowie die Fähigkeit, Bedeutungen im Prozess der sprachlichen Interaktion flexibel auszuhandeln. Beides bildet die Voraussetzung für eine erfolgreiche Kommunikation zwischen Kommunikationspartnern, deren sprachliches Handeln durch vielfältige, zum Teil auch inkompatible sprachliche und kulturelle Bezüge bestimmt ist. Auf Grund ihrer Komplexität und Mehrdeutigkeit bildet Literatur ein besonders geeignetes Feld, an dem die vielfältigen Möglichkeiten sprachlicher Bedeutungsbildung erkannt und geübt werden können. (Riedner/Dobstadt 2001, 70) Literarische Texte im FU werden für ein Aushandeln kultureller Differenzen statt zur Identitätsstiftung in Anspruch genommen, sie bieten, so verstanden, auch Möglichkeiten, dem Interesse an Literatur neue Motivation für die Lerner zu geben, indem der traditionelle Ansatz in der Vermittlung von Sprache, Literatur und Kultur, Informationen über die jeweils fremde Kultur zur Verfügung zu stellen und damit Differenzen zu erklären, durch einen Ansatz ersetzt wird, der auf der Subjektivität der Prozesse kultureller Annäherung aufbaut und Sensibilisierung durch Differenzierung anstrebt. Die in der fremden Kultur beobachteten und den Beobachter befremdenden Handlungen und Einstellungen bewirken Aktivität, deren Wahrnehmung sowohl das Aufbrechen von Vertrautheiten als auch das Verstehen ermöglichen kann, beides ist für den Austausch zwischen den Kulturen wichtig (Biechele 2008, 22 ff). Im fremdsprachlichen Literaturunterricht spielt deshalb auch nicht die Vermittlung bestimmter Verhaltenselemente in einer konkreten Situation (z.B. das Verhaltenstraining in der interkulturellen Wirtschaftskommunikation) eine wichtige Rolle, sondern der literarische Text kann Medium sein, eigene Erfahrungen mit Stereotypie und Wirklichkeit in der Beurteilung von Menschen aus anderen Kulturen am Text zu untersuchen und zu überprüfen.

Didaktisch-methodischer Ausgangspunkt für die Behandlung des folgenden Textes könnte die Frage sein:

Ist das lyrische Subjekt interkulturell kompetent (wegen seines Wissens von anderen Ländern, Menschen und Kulturen), ethnozentristisch oder fremdenfeindlich?

## **Beat Brechbühl**

### **Aus dem Branchenbuch**

#### **Garagenbau**

Unsere Autogaragen

müssen sauber & geheizt sein

nicht so

wie in Anatolien Indien

Indochina

die Wohnungen und Häuser

der Leute

(Brechbühl 1989, )

Was lässt sich den Lernern mit diesem Text vermitteln?

Der Protagonist schreibt Schweizern Sauberkeit und Menschen in Indochina oder Anatolien Unsauberkeit als objektive Eigenschaften zu, die dort nicht geheizten Wohnungen und Garagen lassen den Rückschluss auf (selbst verschuldete) Armut zu. Gefragt wird nicht nach der kontextbezogenen Lebenssituation von Menschen, deren Lebensweise bestimmte soziale oder geographische Ursachen hat oder auf ein anderes kulturelles Verständnis gegründet ist. Der Protagonist nimmt ethnozentristisch nur seine auf eigene Lebenserfahrung gegründete Lebensweise zum Maßstab für die Sicht auf das Andere, fremd Erscheinende, stülpt das eigene Weltverständnis dem Text über. Die daraus resultierende Arroganz verstellt den Blick für die realistische Betrachtung des Fremden, Anderen und schließt dessen Anerkennung aus.

Anerkennung heißt aber, „den Anderen ernst zu nehmen, gerade auch dadurch, dass man sich mit ihm auseinander setzt. Die Bereitschaft dazu setzt freilich auch eine kritische Haltung gegenüber dem eigenen Orientierungssystem voraus, einen geschärften Blick für die Rationalitätsdefizite und Widersprüche in der eigenen Kultur und Gesellschaft, Wachsamkeit gegenüber den eigenen Wahrnehmungsgewohnheiten“ (Auernheimer 2000, 22). Die Perspektive zu wechseln und die Welt auch aus anderen kulturellen Blickwinkeln zu sehen, also aus der Perspektive der jeweils fremden Kultur; das schließt ein, erkennen zu können, dass die eigene Wahrnehmung der Welt von den soziokulturellen Faktoren des eigenen Lebensbereichs geprägt ist. Genau diese Wachsamkeit gegenüber den eigenen Wahrnehmungsgewohnheiten will der Autor anregen, wenn er, seinen Lesern den Spiegel vorhaltend, ironisch seine geistige Überlegenheit demonstriert; ohne das Wissen um diese Ironie wäre der Text überhaupt nicht zur Vermittlung interkultureller Kompetenz geeignet. Und diese Ironie ließe sich den Lernern nicht vermitteln, setzte man sich im Unterricht nicht ernsthaft mit der Botschaft des Textes auseinander.

Die Erfahrung des Aufbrechens von Klischees und von Ethnozentrismus, die die Lerner in der Auseinandersetzung mit diesem Text machen können, kann die Bewusstwerdung kultureller Interdependenzen fördern und im Unterricht dazu führen, dass die Lerner diese auf andere Lebensbereiche übertragen. Rösch ist zuzustimmen, wenn sie in diesem Zusammenhang mit Blick auf die Auswahl der Texte konstatiert: „Will man im

interkulturellen Literaturunterricht nicht nur zur, sondern auch durch Literatur erziehen, sollten Werke mit Konfliktstoff ausgewählt werden, die die Lernenden in Erstaunen versetzen und eine konfrontative Anschlusskommunikation einfordern.“ (Rösch 2011, 348)

Eine Literaturvermittlung, die die Beschreibung der subjektiven Erfahrungen mit Fremdheit zum Gegenstand des Unterrichts macht und in der Auseinandersetzung mit dem Fremden, Anderen die Lerner zu Empathie, Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz anhält, wird zu Interkulturalität als Haltung und Einstellung und damit zu interkultureller Kompetenz als wichtiger Schlüsselqualifikation führen können, einer Schlüsselqualifikation, die befähigt, die Begrenztheit der eigenen Perspektive zu erfahren und kritisch zu reflektieren, Alternativen zu eigenen Verhaltensmustern zu erdenken und Fremdheit/Andersheit aushalten und tolerieren zu können. Solche Formen perspektivischen Sehens mit Hilfe literarischer Texte zu vermitteln gehört zu den in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzenden Aufgaben des Fremdsprachenunterrichts.

Esselborn hat die „Voraussetzungen zur systematischen Grundlegung einer interkulturellen Literaturdidaktik“ (Esselborn 2003, 480 ff.) dargestellt; ihm ist grundsätzlich zuzustimmen, wenn er die neuen Konzepte für die fremdsprachliche Literaturdidaktik an der muttersprachlichen Literaturdidaktik orientiert sieht und diese als Teil des literarischen, des wissenschaftlichen und des bildungspolitischen Diskurses zugleich auf die allgemeine Pädagogik und Erziehungswissenschaft und besonders auf die aktuelle Theoriediskussion der Literaturwissenschaft verwiesen sieht (ebd., 481). Die Literaturdidaktik bewegt sich in einem Spannungsfeld von Literaturwissenschaft, Schule (Unterricht) sowie Bildungs- und Lerntheorien. Die Vermittlung von Literatur im muttersprachlichen wie im fremdsprachlichen Unterricht kann einen wichtigen Beitrag zur Stiftung kultureller Kohärenz leisten, hier zwischen der aktuellen Lebenswelt der Lerner und der historischen Tradition, dort zwischen der fremdkulturellen Lebenswelt des Textes und der eigenkulturellen Welt der Lerner.

Die besonderen Potenzen erklären sich aus der Funktion von Literatur „als Träger landeskundlicher Inhalte“, die Einblicke in „Lebensformen, soziale Hierarchien, Konventionen und Formen bürgerlichen Selbstverständnisses gewähren“ (Ehlers 2001, 1335), und deren spezifischem Modellcharakter, der sich aus der Tatsache ergibt, dass „literarische Texte ihr Modell von ‚Welt‘ nicht so [präsentieren], dass sie als erkannt und durchschaut vor uns erscheint, sondern indem sie uns selbst in Prozesse der Erfahrungsbildung darin verstricken“ (Krusche 2002, 394).

Die fremdsprachliche Literaturdidaktik kommt dabei nicht ohne die germanistische Literaturwissenschaft als Referenzwissenschaft für das Fach Deutsch als Fremdsprache aus.

Welche Aufgaben bleiben für die germanistische Literaturwissenschaft als Referenzwissenschaft?

Es geht um

- die Entwicklung von Theoriemodellierungen und Methoden literarischer Interpretation, die für die fremdsprachliche Literaturdidaktik Grundlage und Ausgangspunkt fachspezifischer Modifikationen sein können

- den Rückgriff der Literaturdidaktik auf **die** Modelle/Methoden der Literaturwissenschaft, die ein ernsthaftes Sicheinlassen auf die Texte, auf die in ihnen gestalteten Inhalte, Personenkonstellationen, Konflikte zulassen
- anders ging um Methoden/Modelle, im Zentrum von deren Interesse nicht nur der literarische Text selbst, sondern auch die literarischen Kommunikationsprozesse zwischen dem deutschsprachigen Text und den fremdkulturellen Rezipient/inn/en stehen
- die also diese Dimensionen der literarischen Texte zur Entfaltung bringen, statt sich nur um stilistische Besonderheiten oder formale Merkmale sprachlicher Art zu kümmern

Die beiden folgenden Texte haben Lebenshaltungen und –einstellungen zum Gegenstand, die in ihrer künstlerischen Verdichtung als exemplarisch für Menschen in den deutschsprachigen Ländern in Mitteleuropa gelten dürfen und insofern auch direkter Ausdruck unserer Zeit und deren inneren Zustandes sind.

### **Kurt Marti**

#### **Leichenrede (I)**

betruern wir diesen mann  
 nicht weil er gestorben ist  
 betrauern wir diesen mann  
 tüchtig  
 weil er niemals wagte  
 glücklich zu sein

betrauern wir diesen mann  
 der nichts war als arbeit und pflicht  
 betrauern wir diesen mann  
 weil er immer getan hat  
 was man von ihm verlangte

betrauern wir diesen mann  
 der nie mit der faust auf den Tisch schlug  
 betrauern wir diesen mann  
 weil er nie auf das urteil anderer pfiiff  
 und einfach tat was ihm passte

betrauern wir diesen mann  
 der fehlerfrei funktionierte

betrauern wir diesen mann  
 weil er streit und frauen vermied

### **Kurt Marti**

#### **Leichenrede (II)**

welche wohltat  
 einmal auch sagen zu dürfen:  
 nein er war nicht

und wechselte oft die stelle  
 nein er war nicht fleißig  
 und arbeitete nur  
 sofern es nicht anders ging

sonst aber  
 las er lieber Sport oder Playboy  
 setzte sich nachmittags schon ins  
 kino  
 (EDDIE CONSTANTINE war sein  
 Liebling)

schlürfte cognac in straßencafes  
 meditierte die anmut der frauen  
 oder die tauben am turm

im frühling fuhr er  
 durch zart- und frechgrünes land  
 den sommer verlag er  
 gut geölt und behaglich im  
 schwimmbad  
 später im herbst dann streifte er  
 manchen stillen waldrand entlang

und heute von allen gerühmt wird

betrauern wir diesen mann  
nicht weil er gestorben ist  
betrauern wir diesen mann  
weil er war wie auch wir sind –  
betrauern wir uns

(Marti 1969, 32)

ehe er für den winter  
eine beschäftigung suchte  
und eine freundin  
weil er die festferientage  
nicht allein zu verbringen liebte

welche wohltat  
in einer welt  
die vor tüchtigkeiten  
aus den fugen gerät:  
ein mann der sich gute tage  
zu machen wusste  
ehe nach einigen bösen  
jetzt  
der letzte tag für ihn kam

(Marti 1969, 34)

In beiden Texten werden unterschiedliche Möglichkeiten der Lebensgestaltung dargestellt. Mit den Lernern ins Gespräch kommen lässt sich über Impulse wie

*Welche Art zu leben gefällt Ihnen/gefällt Ihnen nicht?*

*Mögen Sie die im Fokus der Leichenreden stehenden Menschen?*

*Sammeln Sie dafür Argumente/Gegenargumente (auch in Gruppen)!*

*Wie soll man leben?*

Der Unterricht mit literarischen Texten muss insgesamt zum Erwerb von Fähigkeiten und Fertigkeiten durch die Lerner führen, Texte möglichst vielfältig in Gebrauch zu nehmen, im Gespräch, über Anregungen zum Schreiben oder durch szenische Verfahren der Gestaltung eines Textes. Vergleiche fiktiver Texte, die der Lehrer entwirft, mit den Aussagen des jeweiligen konkreten Textes bieten gute Möglichkeiten der Kontrolle des Textverständnisses. Das fremdsprachliche Gespräch über Literatur wird zur Sprachlehre, anders als z.B. bei der GÜM mit literarischen Texten intendiert, wenn verschiedene Stellungnahmen artikuliert, Vergleiche mit anderen Meinungen gezogen und die jeweils eigenen Ansichten kontrolliert werden können.

Der Fremdsprachenunterricht will Lernerinnen und Lerner bilden und erziehen, indem er deren sprachliches Wissen und deren sprachliche Handlungsfähigkeit weiterentwickelt und gleichzeitig einen Beitrag leistet zur Erweiterung des Weltwissens und zur Förderung der Persönlichkeit der Lerner. Im Fremdsprachenunterricht treffen Erfahrungen, Gewohnheiten, Verhaltensweisen, Normen aus der Ausgangskultur der Lerner und die Anforderungen, Erwartungen, Normen und Lebensformen aus der Kultur des Zielsprachenlandes, denen die Fremdsprachenlerner über die in literarischen Texten handelnden Figuren begegnen, aufeinander. Lerner erleben die Texte als Zeugnisse einer fremden Kultur, mit denen sie aber ausgehend von der eigenen, ihnen vertrauten Kultur umgehen. Ziel der Arbeit mit literarischen Texten muss Verständnis sein, als Ergebnis einer Erkundung, die sich in der interkulturellen Begegnung vollzieht und in der

Differenzen überhaupt erst erzeugt werden. Die Bedingungen für dieses Verstehen werden wesentlich durch das, auch vom Lehrer initiierte, unterrichtliche Handeln bestimmt, für das ein Grundsatz immer entscheidend ist: Interkulturelle Kommunikation funktioniert wesentlich über die Anerkennung der Differenz.

### **C. Textauswahl und Kanonfrage**

Veränderte Perspektiven auf Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik haben auch die Überlegungen zu einem Kanon möglicher Texte für den (nicht nur) fremdsprachlichen Literaturunterricht und deren Auswahl beeinflusst. Der im 19. Jahrhundert als Ausdruck bildungsbürgerlicher Vorstellungen von einer deutschen Kulturnation begründete, von Exklusivität bestimmte Lektürekanon ist seit den 1960er Jahren von neuen Überlegungen zum Status der traditionellen Philologien und des literarischen Kanons geprägt. Im Fach DaF werden seit den 1990er Jahren literarische Texte nicht mehr im Rahmen eines Kanons deutschsprachiger Literatur in seiner traditionellen Form, sondern in dem ihres Stellenwertes für den sprachlichen und kulturellen Entwicklungsprozess der Adressaten ausgewählt. Es rücken Texte in den Blickpunkt, die sich vom herkömmlichen Kanon, orientiert allein an der Poetizität der Texte und ihrer Zurechnung zur Hochkultur, entfernen. Wichtiger als Art und Umfang des Textkanons ist ein Kanon der Umgangsformen; der fremdsprachige Deutschlerner sollte zuerst die Wörter kennen lernen, die ihm helfen, von sich zu erzählen, ausgehend von Themen, die sich seiner Erfahrungswelt erschließen, und unter Einbeziehung von literarischen Texten, weil nicht allein der pragmatische Wert von Sprache wichtig ist, sondern mindestens ebenso deren Bildungswert. Wichtig im Sprachunterricht ist der Lerner als handelnde Person, als verstehendes Wesen wie als Teilhaber an der sprachlichen Kommunikation. Er muss im Mittelpunkt des Interesses stehen, nicht die Vermittlung von kulturellem Wissen in welchem Verständnis auch immer.

Ein Text, der die genannten Kriterien erfüllt und bestens das Aushandeln kultureller Differenzen ermöglicht, indem er Fremdheit thematisiert, ist

#### **Dialog**

„Du redest so gut deutsch. Wo kommst du denn her?“

„Aus Hamburg.“

„Wieso? Du siehst aber nicht so aus!“

„Wie sehe ich denn aus?“

„Na ja, so schwarzhaarig und dunkel...“

„Na und?“

„Wo bist du denn geboren?“

„In Hamburg.“

„Und dein Vater?“

„In Hamburg.“

„Und deine Mutter?“

„Im Iran.“

„Da haben wir's!“

„Was denn?“

„Dass du keine Deutsche bist!“

„Wer sagt das?“

„Na ich!“

„Warum?“  
„Weiß ich auch nicht...“  
(Sieve 1993, 29)

An diesem Text von Nasrin Sieve lassen sich am Verhalten der beiden Dialogpartner, insbesondere an dem des jungen Mannes, der trotz seiner Zweifel angesichts des vor ihm stehenden Mädchens, von dem er eigentlich positiv beeindruckt scheint, an seinen Denkschemata festhält, bedeutsame Lehr- und Lernziele für den interkulturellen Fremdsprachenunterricht festmachen:

- Fremd ist nicht eine objektiv vorhandene Eigenschaft eines Menschen oder eines Gegenstandes
- Fremdheit kommt einem Objekt der Erfahrung zu, weil dieses nicht dem Erfahrungszusammenhang und dem Erwartungshorizont eines Subjekts entspricht

Am Ende lässt seine Unsicherheit erkennen, dass er keine Erklärung für seine Vorurteile, die er, wenn überhaupt, an der dunkleren Hautfarbe des Mädchens festmachen kann, hat. Er ist in ein selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe, auch als Kultur zu verstehen, verstrickt. Dessen Untersuchung ist, mit Clifford Geertz zu sprechen, „keine Wissenschaft, die nach Gesetzen, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht.“ (Geertz 1997, 9).

Zu hoffen ist, dass die Lerner in der Begegnung mit diesem Text zur Revision alter und zum Erwerb neuer Urteile und Einstellungen zum Thema Fremdheit bewegt werden, dann wäre das Ziel einer Unterrichtsstunde mit diesem Text bereits erreicht.

Als Instrument der kulturellen Sinnbildung und Sozialisation muss der Kanon seine formativen Funktionen immer wieder erneuern. Es ist notwendig, Texte auszuwählen, die in ihrem Sinnangebot plausibel auf die geschichtliche Situation, in der die Lerner leben, zu beziehen sind. Literarische Texte sind in diesem Verständnis auszuwählen mit Blick auf ihren Stellenwert im sprachlichen und kulturellen Entwicklungsprozess der Adressaten und immer wieder kritisch zu überprüfen mit Blick auf die Wirkung von Texten in Lesern, auf die kulturwissenschaftliche Frage nach den Interaktionen von Mensch und Literatur in sozialen Zusammenhängen. Nicht die ästhetische Isolierung, sondern der Blick auf deren soziokulturelle Einbettung kann die kulturvermittelnde Dimension literarischer Texte zum Tragen bringen. Durch die Darstellung von Menschen und ihren konkreten Erfahrungen kann interkulturelle Literatur, die kulturelle Interdependenzen zum Gegenstand hat, Fremdes emotional erfahrbar und in seiner Allgemeingültigkeit nachvollziehbar machen.

Zwei Texte entsprechen diesem Anspruch, sie behandeln das Problem des Fremdseins von unterschiedlichen Standpunkten des jeweils Fremden aus:

**Said**

**Senol Akkılıc**

### **Brief eines Emigranten**

### **Ein Wiener anderer Sorte**

Ich krieche mühsam hierher,  
setze mich geräuschvoll hin,  
strecke meine Gefühle von mir,

Ich bin ein Wiener anderer Sorte:  
Ein bisschen Kebab,  
ein bisschen Sachertorte.



nehme viel Platz ein –  
und werde nicht benötigt.

(Said 1990, 18)

Schau nicht auf meinen Namen,  
Frag nicht woher ich bin.  
Ich bin ein Mensch aus Wien.

(Akkilic 1999, 26)

Relevant für die fremdsprachliche Literaturdidaktik ist ein am Text belegbares Interpretieren im Verständnis einer interkulturellen Hermeneutik, die methodisch „im Spannungsfeld zwischen ästhetischem Lesen, soziokulturellen Determinanten des Lesens und interkulturellem Verstehen“ zu sehen ist (Mecklenburg 2008, 12). Die für den fremdsprachlichen Unterricht mit Literatur relevanten Texte sollten immer wieder neu vom Lehrenden für die konkrete Unterrichtssituation ausgewählt werden und sich nicht an einem vorgegebenen Kanon orientieren müssen.

Texte, die Fremdheitsthematik und Minderheitensituationen darstellen, Texte, die literarische Beziehungen und Parallelen zwischen den deutschsprachigen Literaturen und der des Kulturraumes der Adressaten offenbaren, auch Texte, die ausdrücklich kontrastiv zur kulturellen Tradition der Lerner/inn/en stehen, gehören dazu; Reiseliteratur, Migrationsliteratur und deutsche Minderheitenliteraturen sind wichtige Quellen. Zu heutiger interkultureller Weltliteratur gehören postkoloniale Literaturen, Literaturen von Minderheiten und Migranten, die durch Kulturgrenzen sowie deren Thematisierung und Überschreitung geprägt sind, oder Texte, in denen in der Inszenierung von Kulturthemen menschliche Universalien entdeckt und zum Brückenschlag zwischen Text- und Leserkultur führen ( Biechele 2010, 149; 223 f.). Beispiele für solche Universalien sind:

- Toleranzkultur
- Soziale Ungerechtigkeit
- Globale Tyrannei de Profits
- Zivilisationskritik, Umweltproblematik
- Frauenemanzipation

Besondere Bedeutung für den interkulturellen Fremdsprachenunterricht haben weiterhin Kulturthemen, die Opler als in allen Kulturen inhärente und diese gleichermaßen konstituierenden, verhaltensbestimmenden, expliziten oder impliziten dynamischen Einstellungen definiert hat (Opler 1969, 609). Auch hier ist es wichtig, Texte zu wählen, die sowohl an der Repräsentativität für die zu vermittelnde Kultur ausgerichtet sind als auch an der Relevanz für den lesenden Lerner als Adressaten. Alle angeführten Texte zum Kulturthema ‚Fremdheit‘ gehören in diesen Rahmen, der Vorteil des thematischen Ansatzes liegt in der den Dialog zwischen Angehörigen verschiedener Kulturen eröffnenden Anschließbarkeit der Lebenswelten. Wie eng die Verknüpfung zwischen fremdsprachlichen und muttersprachlichen Literaturunterricht sein kann, wird an der Realität in vielen deutschen Klassenzimmern deutlich; darin sitzen heute kaum nur noch Lerner mit derselben kulturellen Prägung, und das ist ein internationales Phänomen.

## **E. Ausblick**

Interkulturelle Kompetenz gehört in einer globalisierten Welt zu den wichtigen Schlüsselqualifikationen, die Menschen befähigen soll, die Begrenztheit der eigenen Perspektive zu erfahren, kritisch zu reflektieren und daraus Konsequenzen für das eigene Handeln in der Welt abzuleiten. Hofmann hat dieser Erkenntnis in seinem Lehrbuch über interkulturelle Literaturwissenschaft hohe gesellschaftliche Bedeutung zugewiesen: „Die Aufnahme von Fremdem in das Eigene, die Offenheit für Fremdverstehen und Fremderfahrung ist als eine Schlüsselqualifikation aller gegenwärtigen Gesellschaften anzusehen, und insofern ist die Einsicht in die Mechanismen der Aufnahme von Fremdem von entscheidender Bedeutung für die kompetente Teilnahme an gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen und ökonomischen Prozessen“ (Hofmann 2006, 18). Solche Formen perspektivischen Sehens mit Hilfe von Literatur zu vermitteln gehört zu den in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzenden Aufgaben auch des Fremdsprachenunterrichts. Interkultureller (Literatur-)unterricht, wenn Texte in ihm mehr sein sollen als bloße landeskundliche Dokumente oder Übungsplätze für Sprachlernen, steht und fällt mit einer Form von Kommunikation, in der die eigenen ästhetisch-kulturellen Selbstverständlichkeiten abgestreift und fremdkulturelle Einstellungen und Werthaltungen mit den eigenen vermittelt werden. Die Menschheit im 21. Jahrhundert muss einerseits die Differenz der verschiedenen Kulturen zu bewahren und zu respektieren lernen und gleichzeitig einen Konsens über grundsätzliche Normen der gegenseitigen Anerkennung und Koexistenz entwickeln. Diese Normen muss auch der Fremdsprachenunterricht vermitteln, sonst werden wesentliche Bildungs- und Erziehungsmöglichkeiten verschenkt. Er muss über die Vermittlung von Wissen über fremde Kulturen Verständnis wecken und Verstehen anleiten. Literarische Texte im FU bieten dafür beste Möglichkeiten, wenn man ihre Potenzen umfassend nutzt.

## **Literatur**

- Akkilic, Senol: Ich bin Kurde. In: Niederle, Hellmuth A. (Hrsg.): Die Fremde in mir. Lyrik und Prosa der österreichischen Volksgruppen und Zuwanderer. Klagenfurt et al, 1999.
- Auernheimer, Wolfgang: Grundmotive und Arbeitsfelder interkultureller Bildung und Erziehung. In: Interkulturelles Lernen. Bundeszentrale für politische Bildung, 2000.
- Biechele, Werner: „Liebe ist .... wenn alles so leicht wird!“ Kulturthemen als Gegenstand literarischer Texte im fremdsprachlichen (Literatur-)Unterricht. In: Kadzadej, Brikena/Kristo, Ema/de Matteis, Mario/ Röhling, Jürgen (Hrsg.): Methodik und Didaktik für den Deutschunterricht (DaF). Oberhausen: Athena, 2008.
- Biechele, Werner: Was zeichnet einen idealen Fremdsprachenlerner aus? Interkulturelle Kompetenz - eine Schlüsselqualifikation als Lehr- und Lernziel im fremdsprachlichen (Literatur-) Unterricht. In: Kadzadej, Brikena/Rieke, Jörg/Röhling, Jürgen/Skiba, Dirk (Hrsg.): Ditura 6. Zeitschrift für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft. Tirana, 2009.
- Biechele, Werner: Kanon, Nationalliteratur. In: Barkowski, Hans/Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Tübingen und Basel: Francke, 2010.
- Braungart, Wolfgang: „Gute Texte, schlechte Texte“. In: Schlechte Literatur, Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes. Jg.51, Heft 3, 2004

- Brechtbühl, Beat: Garagenbau. In: neue deutsche literatur. Monatsschrift für Literatur und Kritik. Jg. 37. Heft 12, 1989.
- Edmondson, Willis: Literatur und interkulturelles Lernen: ein Perspektivenwechsel. In: Barkowski, Hans/Faistauer Renate (Hrsg.): ... in Sachen Deutsch als Fremdsprache. Festschrift für Hans-Jürgen Krumm zum 60. Geburtstag. Hohengehren: Schneider, 2002.
- Ehlers, Swantje: Literarische Texte im Deutschunterricht. In: Helbig, Gerhard/Götze, Lutz/Henrici, Gerd/Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbband. Berlin – New York: de Gruyter, 2001.
- Esselborn, Karl: Interkulturelle Literaturdidaktik. In: Wierlacher, Alois/Bogner, Andrea (Hrsg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart – Weimar: Metzler, 2003.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M., 1997.
- Griesmayer, Norbert/Wintersteiner, Werner: Literatur als Angelegenheit des Volkes...In: die. Informationen zur Deutschdidaktik. 20. Jg., Heft 3/96. Innsbruck: Studien-Verlag.
- Gutjahr, Ortrud: Alterität und Interkulturalität. Neuere deutsche Literatur. In: Benthin, Claudia/Velten, Hans Rudolf (Hrsg.): Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Reinbek: Rowohlt, 2002.
- Habermas, Jürgen: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M., 1968.
- Herzinger, Richard: Jenseits des Prinzips Hoffnung. Liberalismus nach der Utopie. In: Jucker, Rolf (Hrsg.): Zeitgenössische Utopieentwürfe in Literatur und Gesellschaft. Zur Kontroverse seit den achtziger Jahren. Amsterdam – Atlanta: Rodopi, 1997.
- Hofmann, Michael: Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung. Paderborn: Fink, 2006.
- Kast, Bernd: Jugendliteratur im kommunikativen Deutschunterricht. Berlin, München: Langenscheidt, 1985.
- Krusche, Dietrich: Ist Fremde lehrbar? In: Barkowski, Hans/Faistauer, Renate (Hrsg.): ... in Sachen Deutsch als Fremdsprache. Festschrift für Hans-Jürgen Krumm zum 60. Geburtstag. Hohengehren: Schneider, 2002.
- Marti, Kurt: Leichenreden. Darmstadt: Luchterhand, 1969.
- Mecklenburg, Norbert: Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft. München: iudicium, 2008.
- Mummert, Ingrid: Schüler mögen Dichtung – auch in der Fremdsprache. Untersuchungen zum kommunikativen Literaturunterricht mit fremdsprachlichen Texten. Frankfurt/M.-Berlin-Bern-Bruxelles-New York-Oxford-Wien: Lang, 1984.
- Opaschowski, Horst W.: Generation @. Die Medienrevolution entlässt ihre Kinder: Leben im Informationszeitalter. Hamburg: British American Tobacco, 1999.
- Opler, Edward Morris: Kulturthemen. In: Bernsdorf, Wilhelm (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Kröner, 1969.
- Riedner, Renate/Dobstadt, Michael (Hrsg.): Fremdsprache Literatur. Heft 44/2011 der Zeitschrift Fremdsprache Deutsch. Ismaning: Hueber 2011.
- Roche, Jörg: Interkulturelle Sprachdidaktik. Eine Einführung. Tübingen: Narr, 2001.
- Rösch, Heidi: Inter- oder transkulturelle Literaturdidaktik? In: Barkowski, Hans et al (Hrsg.): Deutsch bewegt. Entwicklungen in der Auslandsgermanistik und Deutsch als Fremdsprache. Dokumentation der Plenarvorträge der XIV. Internationalen Tagung der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer . IDT Jena-Weimar 2009. Hohengehren: Schneider 2011.

- Said: Brief eines Emigranten. In: Dann schreie ich, bis Stille ist. Gedichte. Tübingen: Heliopolis, 1990.
- Schreiber, Matthias: Demokratie. In: Heid, Manfred (Hrsg.): Literarische Texte im kommunikativen Fremdsprachenunterricht. München: Goethe-Institut, 1985
- Siege, Nasrin: Dialog. In: Bartholl, Sylvia (Hrsg.): Texte dagegen. Autorinnen und Autoren schreiben gegen Fremdenhass und Rassismus. Weinheim, Basel, 1993.
- Tapscott, D.: Net Kids. Die digitale Generation erobert Wirtschaft und Gesellschaft. Wiesbaden, 1998.
- Westhoff, Gerard: Neue Perspektiven für die Didaktik des Lesetrainings (Vortragsthesen). In: IX. Internationale Deutschlehrertagung Wien. Moderner Unterricht Deutsch als Fremdsprache, Anspruch und Wirklichkeit. Thesen der Sektionsreferate. Wien, 1989.

Anschrift des Verfassers

*Prof. Dr. Werner Biechele*  
*Friedrich-Schiller-Universität Jena*  
*Institut für Auslandsgermanistik/Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*  
*E-mail: [werner.biechele@uni-jena.de](mailto:werner.biechele@uni-jena.de)*

## Gift und Gender

### Die Macht der Frauen im Fokus der mittelalterlichen Erzählliteratur

*Helmut Brall-Tuchel, Düsseldorf*

#### **Abstract**

Since antiquity the doctrine of feminine “venomousness” has been accepted and expressed in popular discourses about the relationship of the sexes, a way of thinking that survived even until modern times. In the occidental Middle Ages the prevalent ideas of female “nature” drew on biblical and theological traditions, on general knowledge in the field of medicine and pharmacology, on canonical codes and on information about norms and rituals of relevance and importance for the female body. Nonetheless, medieval historians and writers developed more and more a differentiated and sophisticated visualisation of female gender identity and own concepts of female power. The following essay exemplifies the function and relevance of poison and magic potions in a context of enmity, passionate love and treachery by analysing three episodes of medieval literature.

Von der Antike bis an die Schwelle der Neuzeit durchzieht die Doktrin von der „Giftigkeit“ des Femininen gelehrte und populäre Diskurse über das Verhältnis der Geschlechter. Die geläufigen Vorstellungen von der weiblichen „Natur“ im abendländischen Mittelalter stützten sich auf Spuren der biblisch-theologischen Überlieferung, auf medizinisch- pharmakologisches Allgemeinwissen, auf kirchenrechtliche Vorschriften und auf Kenntnisse über Normen und Rituale, die den weiblichen Körper betreffen. Geschichtsschreiber und Erzähler im Mittelalter entwickelten allerdings ein differenzierteres Bild der weiblichen Geschlechtsidentität und eigene Vorstellungen über die Macht der Frauen. Der Beitrag untersucht anhand dreier Episoden exemplarisch Funktion und Bedeutung von Gift und Zaubersäften im Kontext von Feindschaft, passionierter Liebe und Verrat.

#### **1. Gift und weibliche Geschlechtsidentität. Zwei Fallbeispiele**

Die *Gesta Romanorum*, eine seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts weithin beliebte, lateinisch und volkssprachlich verbreitete Sammlung lehrhafter Erzählungen, berichten über die mythische *regina aquilonis*, die Königin des Nordens, diese habe ihre Tochter von Geburt an mit Gift ernährt (Nickel 1991: 21 ff.)<sup>1</sup> Als die Tochter volljährig und in voller Schönheit erblüht war, schickte die Königin sie zu Alexander dem Großen,

damit sie seine Geliebte werde. Als Alexander die junge Frau sah, verliebte er sich sogleich in sie und wollte sie besitzen. Das bemerkte Aristoteles und sprach zu ihm: ‚Laßt davon ab. Wenn Ihr dies tut, dann werdet Ihr sofort sterben. Denn sie wurde zeitlebens mit Gift ernährt. Daß dies wahr ist, werde ich gleich beweisen: Hier ist ein Übeltäter, der zum Tode verurteilt ist. Er soll mit ihr schlafen, und dann werdet ihr sehen, ob ich die Wahrheit sage.‘ Und so geschah es. Der Übeltäter küßte sie in Gegenwart aller Anwesenden. Sofort brach er tot zusammen. Als Alexander dies sah, lobte er den Philosophen überschwänglich; denn dieser hatte ihn vor dem sicheren

---

<sup>1</sup> Es handelt sich um die Erzählung (GR XI) mit dem deutschen Titel „Die vergiftete Schöne“.

Tod bewahrt. Das Mädchen schickte Alexander zu seiner Mutter zurück (Nickel 1991: 21).

Diese Erzählung bestätigt altgediente und kaum ausrottbare Vorurteile über die Gefährlichkeit des weiblichen Geschlechts. Aufgrund der vom Philosophen antizipierten und experimentell nachgewiesenen Giftigkeit der jungen Schönen klassifiziert die abschließende moralisatio die beiden weiblichen Figuren als Allegorien der Laster. Die Lehre der Erzählung fordert die Männer dazu auf, sich mit allen Kräften gegen „den Teufel, die Welt und das Fleisch zur Wehr zu setzen“ (Nickel 1991: 21).<sup>2</sup>

Felix Fabri (1438-1502), ein weit gereister, welterfahrener Dominikaner,<sup>3</sup> der in den Jahren 1480 und 1483 zwei Reisen in das Heilige Land unternahm, zeigte sich bei seinem Aufenthalt in der Stadt Candia (Iraklion) auf der Insel Kreta ebenfalls über die „Giftigkeit“ der dortigen Frauen im Bilde. Zwar kann auf Kreta „kein giftiges Tier leben, weder Kröten, noch Schlangen; und wenn man giftiges Gewürm hineinbrächte, so würde es sofort sterben.“<sup>4</sup> Der gelehrte Dominikaner zieht hier einen auf Diodor (90-30 v. Chr) zurückreichenden, historisch-mythographischen Wissensfundus heran, der sich im Laufe der verschiedenen Überarbeitungen seines Reiseberichts um das geläufige misogynne Detail angereichert hat.<sup>5</sup> Diodor zufolge hatte ein Herakles die Insel aus Dankbarkeit gegenüber den Kretern von allen wilden Tieren gesäubert (Griechische Weltgeschichte, IV 17, 3). An anderer Stelle wird berichtet, dass die Kreterinnen diesem Gott, der ein Zauberer gewesen muss, auch ihre Zauberformeln verdanken und dass sie darum sein Bildnis auf ihren Amuletten tragen (V 64).

Vermutlich gaben solche Kenntnisse der heidnisch-mythologischen Vergangenheit nur den Anstoß dazu, den Frauen auf Kreta einen besonderen Bezug zu, ja ein Monopol auf die giftigen Substanzen im Lande anzudichten, von dem sie zu gegebenem Anlass auch Gebrauch machen würden: „Und es sagen die Landbeschreiber, daß alles Gift des Gewürms den Frauen des Landes anvertraut sei. Und man berichtet es als Wahrheit, daß, wenn eine Frau in dem Land zornig würde und im Zorn einen Mann bisse oder kratze, müßte der Mann sofort sterben, so als hätte ihn ein tollwütiger Hund gebissen oder ein Skorpion gestochen.“<sup>6</sup> Der Vergleich von zornigen, beißenden und kratzenden Frauen mit

---

<sup>2</sup> Die Königin repräsentiert die *abundantia*, den Überfluss, das giftige Mädchen *luxuria et gula*, Unzucht und Begierde, Aristoteles hingegen das wache Bewusstsein und die Vernunft.

<sup>3</sup> Über ihn vgl. Gieraths OP 1959: 726 ff., Hannemann 1972: S. 681 ff. und jüngst die biographische Skizze bei Reichert 2012: 407 ff.

<sup>4</sup> Ich zitiere hier aus der Übersetzung der deutschen Druckfassung aus dem Jahr 1557 von Sollbach 1990: 57.

<sup>5</sup> Folker Reichert, der eine kritische Ausgabe des *Evagatoriums* von Felix Fabri vorbereitet, danke ich für wertvolle Hinweise. Zum Stand der germanistischen Forschung vgl. Ertzdorff 2000: 219-262 und die verschiedenen Beiträge zu Fabri bei Achnitz 2012.

<sup>6</sup> Sollbach 1990: 57. Die Passage im *Evagatorium* lautet: „In den Wäldern auf dieser Insel wachsen Zypressen, Brombeer-, Rosmarin- und Salbeisträucher, mit ihrem Reisig machen sie Feuer. Rinder als Haustiere gibt es in Menge, Hirsche und Ziegen nur wenige, Wölfe, Füchse, Wildschweine, Löwen, Bären und dergleichen raubgierige und schädliche Tiere aber finden sich nirgends. Keine Schlange, keine Viper, keine Kröte und kein Skorpion kann hier entstehen, und wenn einmal ein giftiges Tier hergebracht wird, stirbt es. Denn von allen schädlichen Tieren hat Herkules die Insel gereinigt, der auch mit einem hier gesammelten Heer nach jeder Richtung hin gegen wen er wollte kämpfte, da er hier im Mittelpunkt der Welt war, wie es bei Diodor im V. Buch steht. Eine Tierart

giftigen Tieren wie Skorpionen, tollwütigen Hunden und Schlangen meint in diesem Kontext offensichtlich, dass es selbst einem so kulturförderlichen Gott wie jenem Herakles nicht gelungen sei, weibliche Furiosität wie alle anderen toxischen Substanzen zu entsorgen oder unschädlich zu machen.

Diese beiden Anekdoten aus dem beginnenden und dem ausgehenden 14. Jahrhundert bezeugen die ungebrochene, sowohl in die Geschichte wie in die Ferne schweifende Lust an der Schmähung des weiblichen Geschlechtswesens. Ob nun habitualisiert oder emotional typisiert – für eine besondere Affinität des weiblichen Geschlechts zum Gift findet sich in den mittelalterlichen Diskursen über die „Natur“ der Frau<sup>7</sup> überaus vielfältiges und reichhaltiges Anschauungsmaterial. Es liegt darum nahe, diesem Reizthema in einigen seiner historischen und literarischen Ausgestaltungen vergleichend nachzugehen.<sup>8</sup> Meine beiden Fragen an die Überlieferung lauten: Was hat es für eine Bewandnis mit der auffällig engen und häufigen Verbindung von Weiblichkeit und Gift? Wie setzten mittelalterliche Dichter dieses Motiv in ihrem Frauenbild um?

## 2. Biblisch-theologische und medizinisch-pharmakologische Herleitungen

Eine der wichtigsten Spuren führt zu den Interferenzen zwischen biblisch-theologischen und medizinisch-pharmakologischen Überzeugungen. Der bedeutende Franziskaner Berthold von Regensburg (um 1210-1272) begründet in einer seiner Predigten, in der er den Aufbau der menschlichen Gesellschaft darlegt, wie die Menschheit überhaupt an ihre Krankheiten geraten ist.<sup>9</sup> Unter Bezug auf den heiligen Anselm von Canterbury erläutert der Prediger: Alle Krankheiten stammen wie Sünde und Tod vom Rat der Schlange, von der verbotenen Frucht zu essen. Mit dieser Frucht oder mit der Verführung, jedenfalls als Folge der Übertretung des göttlichen Gebots, schluckten alle das Gift und den Eiter, der in der Schlange war. Durch dieses Gift wurden wir an Körper und Seele krank und sterblich. Doch da erbarmte sich Gott über uns und gab uns für jede Krankheit, die sich von der Schlange auf uns übertrug, eine Arznei, welche die Krankheit des Körpers heilte. Denn Gott hat den Wurzeln und Kräutern, den Samen, Edelsteinen und den Worten die Kraft gegeben, die uns wieder gesunden lässt. Der erste Pharmazeut war Adam selbst, der die Wirkung und den Geschmack aller Wurzeln kannte und daher sind noch heute die großen Meister mit der Kunst begabt, des Menschen Natur und Krankheit an einem Glase zu erkennen (Berthold meint hier die Urinschau) und sie sind auch darin erfahren, die Krankheit zu heilen, die heilbar ist, denn es gibt auch unheilbare Krankheiten.

---

aber hat diese Gegend mit den anderen gemeinsam, deren Biß giftig und todbringend ist. Man sagt nämlich, daß ein Mann, den eine wütende Frau mit ihren Zähnen beißt oder mit den Nägeln zerfleischt, sogleich am Gift stirbt, als wäre er von der schlimmsten Bestie gebissen worden.“ (*Evagatorium*, ed. Hassler, 3, 280 f.)

<sup>7</sup> Vgl. dazu Röckelein, Goetz 1996 und Lundt 1991.

<sup>8</sup> Zur Rezeption der Medea-Gestalt in der Literatur des Mittelalters, die wir in diesem Beitrag aussparen, vgl. Sieber 2008.

<sup>9</sup> Pfeiffer, 1. Bd., Predigt X. *Von zehen koeren der engele unde der kristenkeit*, S. 140-156. Zu Berthold vgl. Banta 1978: 817 ff.

Das Gift der Schlange bediente sich dieser Auslegung der Schöpfungsgeschichte zufolge der Frau als eines Mediums, um sich in der Menschheit auszubreiten. Der substanzielle Ursprung jeder Krankheit liegt also in dem Gift begründet, das der Mensch als Gattungswesen durch den Sündenfall inkorporiert hat.<sup>10</sup> Diese verbreitete Überzeugung hat gemeinsam mit herabsetzenden frühmittelalterlichen Vorstellungen im okzidentalen Mittelalter zweifellos entscheidenden Einfluss auf die Formierung der Geschlechterrollen genommen.<sup>11</sup> Wegweisend für die Erforschung von historischen Vorstellungen über weibliche Macht und Geschlechtsrollen im hohen Mittelalter sind die Studien des Mediävisten Georges Duby.<sup>12</sup> Duby macht keinen Hehl aus seiner großen Sympathie gerade für die Frauen und ihre Welt – ebenso wenig übrigens wie aus seiner Abscheu gegen Brutalität, Grausamkeit und Gewaltbereitschaft in der Welt der Männer. Er sucht weibliche Lebensformen und Lebenseinstellungen „hinter dem Schirm aus männlicher Verachtung und Schmähungen gegen die weibliche Natur“<sup>13</sup> zu entdecken und in ihrer Bedeutung zu würdigen. Vorsichtig, ja fast wider Willen, gibt Duby nach seiner Durchforstung der Quellen die liebgeordnete These von der brachialen Unterdrückung der Frau durch den Mann ein gutes Stück weit auf. Subtilere und ausgewogenere Muster der Geschlechterbeziehung und die Bereitschaft zur Reflexion über Geschlechtsrollen zeichnen sich seit dem 12. Jahrhundert in der gesellschaftlichen Oberschicht Mitteleuropas ab. Zu diesen Mustern und Möglichkeiten gehört eben auch die Anerkennung einer aus dem kulturell bestimmten Geschlechter-Leben (dem *gendered life*)<sup>14</sup> resultierenden Macht der Frau. Auch wenn Männer diese Macht und ihre Trägerinnen unermüdlich zu definieren, zu lenken, zu verzerren und zu diabolisieren suchen, wird sie Duby zufolge vom „anderen Geschlecht“ (Simone de Beauvoir) gleichwohl ausgeübt: „Ich ahne sie [sc. die Frauen des 12. Jahrhunderts] auch mit großer Macht begabt – Macht über das Gesinde und die Nachkommenschaft dank ihrer Stellung als Ehefrau und Mutter, Macht über die Ritter, die sie umschwärmten, dank ihrer Kultur, ihrer weiblichen Reize und der Beziehungen, die sie, wie die Männer meinten, zu den unsichtbaren Mächten unterhielten. Starke Frauen und durchaus glücklich – warum eigentlich nicht? Sehr viel stärker, als ich angenommen hatte.“ (Duby 1999: 611 f.)<sup>15</sup>

Doch kehren wir zu dem spezielleren Thema Gift und Geschlechtsidentität (gender) zurück. In hochmittelalterlichen Klerikerkreisen kursierte ein lateinisches Schmähgedicht, das fälschlicherweise dem bedeutenden Dichter und Erzbischof Hildebert von Lavardin

---

<sup>10</sup> Dass die Geschlechterliebe und insonderheit die Sexualität essentielle Gefahren für den Mann bergen, diese Weisheit glaubte man im Mittelalter auch von der Antike übernehmen zu dürfen. Und noch bis in die Moderne hinein fanden solche misogynen Vorstellungskomplexe ihre Verfechter, etwa bei Weininger 1903.

<sup>11</sup> Die Frauenforschung hat dazu in den letzten Jahrzehnten differenzierte Ergebnisse vorgelegt. Vgl. dazu allgemein Becker und Budrich 2010. Zur historischen Frauenforschung siehe auch den kulturübergreifenden Artikel von Gössmann e. a. 1989: 852-874. Zur Rolle der adeligen Frau in der Gesellschaft des hohen Mittelalters siehe Rösener 1990: 171-230.

<sup>12</sup> Duby 1999, Duby 1993-1995, zuvor Duby 1985.

<sup>13</sup> Duby 1999: 611.

<sup>14</sup> Vgl. Butler 1991: 57.

<sup>15</sup> Dass eine Aufwertung des weiblichen Geschlechts seit dem 12. Jahrhundert zu verzeichnen ist, gilt in der heutigen Forschung als unumstritten.



(1056-1134) zugeschrieben,<sup>16</sup> teilweise aber auch in Bernhards von Cluny satirischer Schrift *De contemptu mundi* überliefert worden ist. Dort heißt es:

*Femina perfida, femina sordida, digna catenis,  
Mens male conscia, mobilis, impia, plena venenis ...  
est tua vita.*<sup>17</sup>

Neben entwürdigenden Epitheta wie *treulos*, *schmutzig*, *geistlos*, *trügerisch* und *unfromm* treffen wir an zentraler Stelle auf das uns interessierende *misogyne* Motiv: „voller Gift ist Dein Leben.“ Der Weg von dieser Schmähung bis zum so genannten *Herrenwitz*, wie er im Ansatz auch bei Felix Fabri auftaucht, ist nicht weit. Eine St. Emmeramer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert macht aus dem *digna catenis* (*kettenwürdig*), das sich auf *plena venenis* (*giftig*, *voller Gift*) reimt, ein *dignaque penis* (*und peniswürdig*). Die Zielrichtung dieser als Hör-Fehler getarnten Variante ist klar: Sie verweist auf das verbreitete Stereotyp vom unersättlichen Sexualwesen Frau.

Das Nomen *venenum* bedeutet *Giftrank*, *Liebestrank*, abgeleitet von der Liebesgöttin *Venus*, aber auch *Zaubermittel*, *Unheil* und *Verderben*. Das entsprechende mhd. Substantiv *gift* dagegen ist weitaus *schillernder* als das altfranzösische *poisûn*. *Gift* bedeutet zunächst, wie im engl. *Gabe*, *Geschenk* und erst dann auch *Gift*. Das heute nicht mehr gebräuchliche mhd. Verb *giften* kann dementsprechend ebenso „geben“, „schenken“ wie „vergiften“ meinen. Nicht jede *Gabe*, so legt die Sprache uns nahe, gereicht dem Empfänger zum Guten. *Gift* als *Pejorativum* von *Gabe* ist erstmals bei Notker von St. Gallen bezeugt (*hec venena -- tie gifte die ih sago*).<sup>18</sup> Das grammatische Geschlecht des Wortes war übrigens bis in das 18. Jahrhundert hinein vorwiegend *Femininum*, hin und wieder ist auch das *Neutrum* belegt und nur gelegentlich findet man die *maskuline Form*.

Wie ihr harmloseres Seitenstück, die *Gabe*, ist *Gift* auch ein „*fait social total*“ (Marcel Mauss), ein *totales soziales Faktum*. *Gift* zählt zu den *Gaben* unter einer *Tarnkappe*. Und diese *Gabe* ist *heimtückisch*, denn der Empfänger kann sie weder ablehnen noch sich ihrer entledigen. Nach der Theorie von Marcel Mauss haben ja schon unerwiderte *Gaben* „*magische und religiöse Macht über den Empfänger*“ (Mauss 1989: 27) Wie sehr also muss es das *Selbstgefühl* berauschen, auf *indirektem Weg* *Macht*, *physische Macht* über das *Befinden* und das *Leben* anderer zu gewinnen? Der *Besitz* und *Gebrauch* von *giftigen*

---

<sup>16</sup> Für Hildeberts von Lavardin Dichtungen charakteristisch ist vielmehr die *Ambivalenz* seines *Frauenbildes*, das in seiner Darstellung der ägyptischen *Maria* als *übermäßiger Sünderin* und *Heiliger* zu seinem *Höhepunkt* kommt. Er lotet hier die *Spannung* und *Gegensätzlichkeit*, aber auch die *Zusammengehörigkeit* von *virgo* und *femina* aus: *Ad te, virgo pia, virgo sacra, virgo Maria, / Virgo novae sortis venio, sed feminae mortis, / Sed male vulgaris, sed sordida, sed stabularis [...]*. Vgl. von Moos 1963: 217. Mit Recht weist Peter von Moos darauf hin, dass Hildebert nicht in erster Linie eine *Theologie* und *Anthropologie* der *Geschlechtlichkeit* im Sinn hat, vielmehr eine *Erbauung* und *geistliche Unterweisung* der jeweiligen *Adressaten*. Peter von Moos spricht von „*Stärkungen für den Einzelfall*“, S. 218.

<sup>17</sup> Wattenbach 1883: 122.

<sup>18</sup> Grimm 1949: 7424.

Substanzen wurde schon früh von weltlicher und religiöser Gesetzgebung verboten und unter Strafe gestellt. Eines der frühesten Zeugnisse ist die Lex Cornelia des Diktators Sulla aus dem Jahre 88 v. Chr. mit Strafbestimmungen gegen Meuchel- und Giftmörder (sicarii et venefici).<sup>19</sup> Der Codex Justinianus (534) verbietet Besitz und Anwendung giftiger Substanzen.<sup>20</sup> Regino, Abt in Prüm und in St. Martin bei Trier, legte in seinem Handbuch kirchlicher Disziplinarbestimmungen gegen Ende des 9. Jahrhunderts fest, dass eine Frau, die einen Mann mit Zauberei, sei es einem Trank oder einer anderen Kunst, umbringe, sieben Jahre Buße zu leisten habe, eine armselige (paupercula) Frau immerhin noch drei Jahre. Einer Frau jedoch, die ihren Gatten wegen Hurerei mit Gift umbringt, werden zehn Bußjahre auferlegt, weil sie ihren dominus und senior tötet.<sup>21</sup>

Schon der Antike war die Vorstellung geläufig, Gift sei die genuine Waffe der Frauen. Die veneficia, die Giftmischerin und Zauberin, schien prinzipiell bedrohlicher und unberechenbarer zu sein als ihr männliches Pendant, der Magier oder Zauberer. Frauen, so meinte man, verfügten über Quellen des Wissens und über Kompetenzen, die Männern nicht zu Gebote standen. So konnte es dazu kommen, dass in misogynen Überspitzungen der Geschlechtscharakter der Frau, das Wesen des Weiblichen insgesamt plena venenis erschien. An dieser untergründigen Verbindung des Weiblichen mit dem Giftigen haben religiöse Wertvorstellungen, tradiertes Wissen, aber auch Rituale und Normen, die den weiblichen Körper, seine Sexualität und Generativität betreffen, wesentlich mitgewirkt. Es lassen sich drei Lebensbereiche unterscheiden, in denen Diskurse über die Macht der Frauen und die Besonderheit weiblicher Geschlechtsidentität besonders intensiv geführt wurden.

a. Menstruation, Defloration und ehebrecherischer Geschlechtsverkehr, Geburt und Wochenfluss standen im Zentrum von Phantasien, die im Mittelalter besondere Vorkehrungen und Vorschriften zur Schadensverhütung beim männlichen Geschlecht nötig erscheinen ließen.<sup>22</sup>

b. Darüber hinaus sah man eine geschlechtsbedingte besondere Verbindung der Frau zu den Bereichen vor und nach dem Leben, also zu den Ungeborenen und den Toten.<sup>23</sup> Klage um die Toten, Herrichtung der Leichname und Gedenken an die Ahnen fielen in ihren Aufgabenbereich. (Duby 1999: 191) Diese Affinität zu den Eckdaten des Lebens ließ sie „anders“ und darum gefährlich erscheinen.

c. Heilkundige, weise Frauen und wilde Frauen haben einen festen Platz in der volkstümlichen und der gelehrten Vorstellungswelt. Sie nehmen sich der Wunden und Krankheiten an oder erzeugen sie erst. Ich erinnere an die Mythe von den Töchtern Adams, die gegen das Verbot ihres Vaters während der Schwangerschaft Kräuter zu sich nahmen und Missgeburten zur Welt brachten, aber auch an die große Zahl heilkundiger Frauen in

---

<sup>19</sup> Vgl. Lewin 1920: 367.

<sup>20</sup> Lewin 1920: 55.

<sup>21</sup> Wasserschleben 1840: Liber secundus, cap. CLXXXI und CLXXXIV.

<sup>22</sup> Dazu die quellenkundige Abhandlung von Browe 1932.

<sup>23</sup> Ginzburg 1993: 304.

der Literatur wie Crescentia, Isolde, Brünhild, Hiltgund, Cundrîe und die Feen wie Fâmurgan und die große Zahl der Meerweiber, Wasserjungfern und wilden Fräulein.<sup>24</sup>

Viel wichtiger als die Reproduktion von Klischees dieser Art war den mittelalterlichen Erzählern freilich der Blick auf die soziale Welt ihrer Epoche, die literarische Erkundung ihrer spezifischen Schwachstellen und typischen Konfliktlagen. Im weiteren Verlauf dieses Beitrags möchte ich zeigen, wie differenziert mittelalterliche Erzähler die Macht von Frauen gesehen und wie unterschiedlich sie den Einsatz von Giften und Zaubersäften bewertet haben. Die sozialen Räume, in denen Gifte kursierten, wechselten im Lauf der Zeiten. Das Schwergewicht verlagerte sich vom Verwandten- und Völkerkrieg auf das Feld der passionierten Geschlechterliebe und schließlich auf die individuelle Lebensführung, insbesondere auf Freveltaten im privaten Leben. Aus allen dieser drei Bereiche, die nicht selten ineinander spielten, will ich jeweils ein Beispiel untersuchen.

### **3. Völker und Feindschaften. Das völkervernichtende Gift der Grausamkeit**

Die geschichtliche Welt, die uns der fränkische Bischof Gregor von Tours (540-594) vor Augen führt, unterscheidet ganz klar einen männlich-kriegerischen von einem weiblich-intriganten Umgang mit Gift. So erwähnt Gregor in seinen Historien, dass die Franken im Kampf Pfeile verwendeten, die in den Saft giftiger Kräuter getaucht waren und so auch bei geringfügigen Wunden tödlich wirkten. Der Einsatz dieser Waffen gegen die römischen Eindringlinge erschien dem fränkischen Kirchenmann aber nicht verwerflich – ebenso wenig wie das Legen eines Hinterhaltes und das taktische Ausnutzen geographischer Gegebenheiten. Im Krieg sind alle Mittel erlaubt, und der Erfolg gab den Franken recht.<sup>25</sup> Frauen hingegen mischten das Gift heimlich den Getränken bei, um ihre Feinde oder Widersacher auszuschalten. So suchte Königin Marcatrude mit einem Gifttrunk einen Bastard des austrasischen Königs Gunthramn aus dem Weg zu räumen, um die Aussichten ihres eigenen Sohnes auf Macht und Besitz nicht zu schmälern. Zwar gelang es ihr, den missliebigen Bastard – und Gregor schränkt hier ein, „wie man sagt“ – durch Gift umzubringen, aber nach dessen Tod „verlor sie selbst durch Gottes Gericht ihren Sohn und lud des Königs Zorn auf sich; sie wurde von ihm verstoßen und starb nicht lange nachher.“ (Buchner 1990: IV., 25. 227). Wer derart gegen Gott und König frevelt, für den gibt es weder ein Lebensrecht in dieser noch in der jenseitigen Welt. Das rasche Ende von Sohn und Mutter bezeugt Marcatrudes Giftmischerei in Gregors Augen eindrucklicher als alle Gerüchte über ihre mörderische Tat.

Ebenfalls Gregor von Tours erzählt vom Giftmord der bei ihm namentlich nicht genannten Rosimunda, dem ihr Gatte, der Langobardenkönig Alboin, im Jahre 572 zum Opfer fiel.<sup>26</sup> Unter dem Aspekt der Geschlechtsrollen ist diese Geschichte – unabhängig von ihrem historischen Wahrheitsgehalt – besonders aufschlussreich. Als Motiv der Tat gibt Gregor an, dass Alboin kurze Zeit zuvor Rosimundas Vater getötet und sie zum Weibe genommen

---

<sup>24</sup> Belege in großer Zahl in den Kapiteln über weise Frauen und über Krankheiten bei Grimm 1875-1878: Bd. 1, 368 ff., Bd. 3, 112 ff. und 333 ff. Siehe auch Wisbey 1975: 9-34.

<sup>25</sup> Buchner 1990.

<sup>26</sup> Zu dieser Episode Baesecke 1940: 326-329 und Gschwantler 1960: 49 ff.

hatte. Rosimunda rächt sich. Sie begehrt einen von Alboins Gefolgsleuten und vergiftet ihren Gatten (*virum veninu medicaret*). Rosimunda und ihr Liebhaber werden nach dem Königsmord ergriffen und getötet. So weit Gregors knapper Bericht. Halten wir fest: Ehebruch und Gift sind in Gregors Optik die ultimativen weiblichen Waffen, Totschlag und Begattung die nicht minder üblen männlichen Äquivalente. Die Feindschaft der Völker (*gentes*) findet ihre Fortsetzung in Haus und Bett.

Zur Logik der Überwältigung gehört nun vor allem auch die schäbige Lust, das jeweilige Objekt der Begierde zu entwürdigen und zu entehren. Wie ausgeklügelt diesen Lüsten gefrönt wurde, dies lässt sich besonders gut am Beispiel von Alboin und Rosimunda illustrieren. Denn Paulus Diaconus (720-799), Priester, Mönch, Geschichtsschreiber und zeitweilig Lehrer am Hof Karls des Großen erzählt uns die gleiche Geschichte vom Giftmord ca. zweihundert Jahre später noch einmal – allerdings mit sehr viel mehr Details als Gregor von Tours und mit einem ausgesprochen wachen Sinn für die Dramatik und Grausamkeit bei der Fortsetzung des Krieges auf dem Feld des Geschlechterkampfes.

Im zweiten Buch der Geschichte der Langobarden sehen wir König Alboin bei einem ausgelassenen Gelage im Kreise seiner Männer in Verona, „den Becher vor sich, den er aus dem Schädel seines Schwiegervaters [*sc. des von ihm getöteten Gepidenkönigs Kunimund*] hatte machen lassen“. (Heine 1992: 99)<sup>27</sup> Und als ob das Maß des Erträglichen mit solch einer archaisch-brutalen Siegergeste noch nicht voll wäre, „da befahl er auch der Königin Wein zu trinken, und forderte sie selbst auf, lustig mit ihrem Vater zu trinken.“ (Heine 1992: 99) Paulus Diaconus, entsetzt über solche Rohheit, beteuert, die Wahrheit zu schreiben und versichert, den makabren Becher mit eigenen Augen gesehen haben.

Alboins höhnischer Befehl zum Trunk degradiert Rosimunda als Frau. Er macht sie zu einer Kriegs- und Saufkumpanin der Langobarden. Als öffentlichkeitswirksame Entehrung der Herkunft, der Standes- und Geschlechtsehre einer Frau königlichen Geblüts besiegelt diese Geste aber auch den Untergang ihres Volkes. Bei ihrem Gegenschlag zielt die aufs Äußerste gedemütigte Frau auf die geheiligten Ehrbegriffe der langobardischen Männerwelt. Zunächst treibt sie einen Keil zwischen den König und seinen engsten Vertrauten, den Schwertträger und Milchbruder Helmechis. Nachdem sie ihn auf ihre Seite gezogen hat, gibt er ihr den Rat, einen erprobten Kämpfer aus dem Gefolge Alboins für den Anschlag auf den König zu gewinnen. Rosimunda verkehrt daraufhin mit diesem Krieger im Bett ihrer Kammerfrau, mit der dieser ein Verhältnis unterhielt, und gibt sich ihm nach dem Beischlaf zu erkennen. Dann stellt sie ihn vor die Alternative, entweder den König zu töten oder durch dessen Schwert zu fallen. Zur Zeit des Mittagsschlummers lässt sie den gedungenen Mörder in das königliche Schlafgemach ein. Zuvor hatte sie eigenhändig alle Waffen aus dem Raum entfernt und das Schwert des Königs so festgebunden, dass man es weder von der Wand nehmen noch aus der Scheide ziehen konnte. Verzweifelt verteidigt sich Alboin eine Zeit lang mit einem Fußschemel: „Aber ach! der streitbarste und kühnste Mann vermochte nichts gegen seinen Feind und wurde wie ein Schwächling umgebracht; er, der durch die Besiegung so vieler Feinde sich den größten Kriegsruhm erworben hatte, fiel durch die Ränke eines Weibes.“ (Heine 1992: 100)

---

<sup>27</sup> Zitate nach: Heine 1992: Buch II., Kap. 2, 99.

Wenn wir uns die geschilderten Ränke einmal genauer ansehen, werden wir feststellen, wie präzise und planvoll (so Paulus Diaconus) „das unnatürlich grausame Weib“ die solidaritätsbegründenden Bindungen der männerbündischen Kriegergesellschaft aushebelt. Verschwörung und Verrat von Vertrauten und Gefolgsleuten, Ehebruch und schließlich die Entwaffnung des Königs und sein unmännlich-schmählicher Tod im Bett durch die Hand eines gedungenen Mörders und Beischläfers – ein schlimmeres Geschick konnte sich ein Mann mit einem kriegerischen Ehrbegriff zu dieser Zeit wohl kaum vorstellen.

Paulus Diaconus versieht seine dramatische Erzählung von der wechselseitigen Überwältigung und Entehrung am langobardischen Königshof zu Verona mit einem zweiten Akt. Wie reagierten die Langobarden und welche Strafe erteilte die noch lebenden Übeltäter? Helmechis nahm Rosimunda zum Weibe, konnte jedoch als Verschwörer gegen den König die Herrschaft über die Langobarden nicht an sich reißen. Rosimunda bat in dieser gefährlichen Situation Longinus um Hilfe, den Statthalter im byzantinischen Ravenna. Er schickte ein Schiff, mit dem das Paar bei Nacht entkam. Auf Zureden willigte Rosimunda dann ein, nun Helmechis umzubringen, Longinus zu heiraten und Herrin von Ravenna zu werden: „als Helmechis sich einst badete, reichte sie ihm, als er aus dem Bad kam, einen Gifttrank dar, den sie für besonders gesund ausgab. Als jener aber merkte, daß er den Becher des Todes getrunken, so zog er das Schwert gegen Rosimunda und zwang sie, den Rest zu trinken. Und so starben durch das Gericht des allmächtigen Gottes die ruchlosen Mörder in einer Stunde.“ (Heine 1992: 101 f.)

Dieses Ende ist furchtbar, aber es ist auch erbaulich und gerecht! Hat sich die Ordnung von Welt und Überwelt nicht einmal mehr bewährt? Das Schwert des Mannes gebietet dem Unwesen, das die Frau mit Gift anrichtet, schließlich doch noch Einhalt. Und dennoch: Helmechis und Rosimunda, was für ein rachsüchtiges Paar, so innig miteinander verbunden durch Demütigung, Verrat und Mordtat, durch ihre Liebe zur Macht und eine kurze Ehe, in der sie diese Macht nicht einmal genießen konnten, grausam auseinander gerissen schließlich durch den bösen Tod, den sie einander eigenhändig zufügen!<sup>28</sup>

Die Geschichtsschreiber der Merowingerzeit liebten es, Gipfelleistungen menschlicher Niedertracht derart drastisch hervorzuheben; nicht selten haben sie derartige Bilder einer zerrissenen und blutrünstigen Epoche gezeichnet. Dennoch ist ihre Sicht der Welt auf eigentümliche Weise klar: Leidenschaften, Lüste, Begierden bestimmen das Leben und Sterben in der unruhigen Völkerwelt. Aus ihnen erwächst das Gift der Feindschaft und des Hasses. In der Feindseligkeit der gentes wird das Gift angerichtet und Männer und Frauen schenken es einander auf ihre je eigene Weise ein – das wohl ist die Botschaft, die Paulus Diaconus der Sage von Rosimunda und Helmechis einschreibt.

---

<sup>28</sup> Eine dritte Version der Geschichte gibt Agnellus von Ravenna in seinem *Liber pontificalis ecclesiae Ravennatis*, MGH Script. rer. Lang 1878, S. 275-391, cap. 96. Bei ihm übernimmt Helmechis noch die Rolle des Mörders Peredeo bei Paulus Diaconus. Das komplette Repertoire der skrupellosen Mörderin besitzt bei Gregor von Tours die Königin Fredegunde. Sie operiert mit vergifteten Dolchen, Zaubertänken, Giftränken und gilt als Muttermörderin.

#### 4. Liebe und Leidenschaft. Das antisoziale Gift der Minne

Die Ansicht, man könne mit Hilfe eines Zaubers ( *philtrum*)<sup>29</sup> menschliches Bewusstsein und Empfinden beeinflussen und steuern war im Abendland weit verbreitet. Auch Mediziner glaubten daran, dass *philtrum* Liebe entfachen können; aber man erblickte in ihnen auch gefährliche, krankheitsauslösende Gifte. Darum machte man keinen großen Unterschied zwischen Giften und Liebestränken. „Giftmischerei ist es, wenn man jemand ein tödliches Getränk oder einen Liebestrank reicht“, urteilt Georgius Cedrenus, ein byzantinischer Historiker des 10. Jahrhunderts.<sup>30</sup> Der Medizinhistoriker Benno Birchler stellt fest: „Unter den Krankheiten, die als Folge einer ‚Infiltration‘ beschrieben wurden, finden wir die Raserei (Furor, Manie) und auffallend häufig die Liebeskrankheit“.

Als Liebeskrankheit hat man eine durch körperliche Vorgänge (die etwa durch Infiltration manipuliert werden) verursachte pathologische Liebesleidenschaft zu verstehen. Für die von dieser Krankheit befallenen Personen wurden verschiedene Therapieformen entwickelt. Dem liebeskranken Mann empfiehlt der berühmte französische Arzt Bernard de Gordon (1250-1320):

Wenn uns zum Schluß kein Ratschlag mehr übrigbleibt, so erleben wir die Hilfe der alten Vettel. Sie sollen die Geliebte des Liebeskranken beschimpfen und in Verruf bringen, soviel sie können. [...] Man suche sich die häßlichste alte Frau aus, mit großen Zähnen, bebartet, gräulich und furchtbar anzusehen. [...] Sie soll dem Kranken sagen, wie häßlich und trunksüchtig seine Geliebte sei, daß in ihrem Körper enorme, schlecht riechende Ausdünstungen enthalten seien. Wenn ihr der Liebeskranke dies nicht glaube, soll sie sofort vor seinem Angesicht einen mit Menstrualblut getränkten Lappen hervorziehen, und dabei sagen: Derart ist deine Freundin, derart. Wenn auch dies nichts nützt, dann ist der Betroffene kein Mensch mehr, sondern ein inkarnierter Teufel.

Den Frauen wiederum empfahlen Mediziner noch bis in die Frühe Neuzeit hinein eine ganz andere Therapie zur Heilung von ungesunder Liebe und ungestilltem Liebesfieber:

In der cur hilft nichts leichter und eher, als öfterer beyschlaf mit einem guten starcken kerl. Denn auf diese art wird der verderbte saamen-liquor abgeführt, ein neuer sauerartig von dem männlichen saamen herzugebracht, und das blut fängt aufs neue an zu brausen, dannhero das gesicht eine rothe farbe bekommt, und auf diese art werden oft aus den gärtigsten jungfern die schönsten weiber.<sup>31</sup>

Auch Nichtmedizinern ist ersichtlich, dass von weiblichen Säften eher giftige Effekte, aus männlichen Säften hingegen heilsame Wirkungen zu erwarten sind. Sehen wir uns daraufhin an, aus welchen Substanzen man sich im Mittelalter die Liebestränke zusammenmischte oder zusammengemischt dachte: „Nebst sexuell stimulierenden Substanzen wurden dazu meist auf magischen Vorstellungen beruhende Mittel verwendet. So zum Beispiel Schwalben- und Taubenherzen, Hasenblut, Fische, Kröten, Schlangen usw. [...]. Auffallend häufig fanden Substanzen Verwendung, die im Zusammenhang mit der Frau stehen, so das Menstrualblut, Schleim, Kot der Geliebten, Teile von Nachgeburten und Nabelschnüre.“<sup>32</sup>

---

<sup>29</sup> Vgl. den Artikel ‚Philtrum‘ bei Biedermann 1986.

<sup>30</sup> Vgl. Lewin 1920: 365.

<sup>31</sup> Ettmüller 1717 (cf. Birchler 1975: 314).

<sup>32</sup> Birchler 1975: 317.

In der Geschichte der Medizin hat sich diese Vorstellung von der „Giftigkeit der Frau“ offenbar recht lange behauptet.<sup>33</sup> Zaubertänke wurden hier als Drogen oder Gifte angesehen, mit denen in der Regel Frauen<sup>34</sup> auf die Manipulation des Mannes in erotisch-sexueller Hinsicht abzielten.<sup>35</sup> Pharmazeutische Kompetenz in dieser Hinsicht suggerieren auch die unterschiedlichen, aber stets präzisen Angaben der mittelalterlichen Bearbeiter des Tristanstoffes über die Dauer und die Wirkung des Minnetrankes, der ja einerseits das unverwechselbare Kennzeichen der Tristanliebe und andererseits eine höchst zweifelhafte Legitimation von Liebe ist.<sup>36</sup>

Bei dem Normannen Bérol (ca. 1175) ist die Wirkung des Trankes auf drei Jahre begrenzt, die Liebe zwischen Tristran und Iseut klingt nach dieser Zeit jedoch nicht ab, sondern lodert unvermindert weiter.<sup>37</sup> Eilhart von Oberg (ca. 1170/90) terminiert die Wirkung auf vier Jahre. Diejenigen, die von dem getranck [...] aun iren danck (V. 9489 f., „ohne es zu wollen“) getrunken haben, müssen dahinsiechen, wenn sie einander nicht täglich sehen. Nach Ablauf einer Woche ohne persönliche „Ansprache“ müssen die Liebenden sterben:

*der tranck waß so getan:*

*welch wib und man*

*deß truncken baiden,*

*sy mochten sich nit me schaiden*

*in vier jauren.*

*wie gern sie eß enbaren,*

*sie musten sich minnen*

*mit allen iren sinnen [...]*

*ja daß sie sich nit schaiden*

---

<sup>33</sup> Die vielfältigen Mythen, die sich insbesondere um die Menstruation und ihre vergiftende Wirkung auf alles Lebendige und Fruchtttragende ranken, hat bereits Plinius der Ältere in seiner Naturgeschichte aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert detailliert aufgelistet.

<sup>34</sup> Die Verderben bringende Paradiesfrucht wurde wohl auf diesem Wege zum Todesbecher, aus dem Adam und Eva den Tod tranken und so die Erbsünde auf sich luden. Schon Gregor der Große schreibt, dass die Frau dem Mann den Tod kredenzt hat, ebenso Abaelard im *Planctus Israel super Sanson* II, 66 f.: *et mortis poculum / propinat omnibus*, vgl. Okken 1984-88.

<sup>35</sup> Dem Minnetrank bei Gottfried von Straßburg haften auch Elemente eines Vergessenheitstrankes an, da er neben der lebenslangen Liebe Isolde zu ihrem zukünftigen Gatten König Marke zugleich auch den Kummer ihres Fremdseins überwinden hilft. Das Glöckchen des Hundes Petitcriu, das alle Schmerzen vergessen lässt, fungiert als akustisches Signal des Vergessens, aber auch des Verdrängens. Isolde aber lehnt diese Form der „Bewältigung“ schroff ab.

<sup>36</sup> Die Forschungsliteratur zum Tristanstoff und zu Gottfrieds Tristan ist so gut wie unüberschaubar geworden. Darum sollen an dieser Stelle nur einige jüngere Darstellungen und Materialien genannt werden: Huber 2013: 81 ff., Tomasek 2007 und Buschinger, Spiewok 1991.

<sup>37</sup> Isolde gibt dem Kräutertrank die ganze Schuld ihres Unglücks, als sie weinend zu Füßen des Eremiten liegt: *'Sire, por Deu omnipotent, / Il ne m'aime pas, ne je lui, / Fors par un herbé dont je bui, / Et il en but; ce fu pechiez.* (V. 1412 ff.) „Herr, bei dem allmächtigen Gott, er liebt mich und ich liebe ihn nur wegen des Kräutertranks, von dem ich getrunken habe, auch er hat davon getrunken; das war Sünde.“ Molk 1962: 73.

*möchten och ainen tag. [...]  
 daß macht ouch der tranck,  
 daß yeglichß ward siech und kranck,  
 ob sie waren ain wochen  
 von ain ander ungesprochen,  
 sie musten baide wesen tod. (V. 2279 ff., Lichtenstein 1877)<sup>38</sup>*

Nachdem Marke zu spät den Trank als die wahre Ursache der Untreue und des Betrugs erkannt hat, beklagt er heftig, dass die Liebenden sich ihm nicht schon zu ihren Lebzeiten anvertraut hatten (V. 9477 ff.).

Die Infiltration dient als pharmakologische Erklärung für eine Macht, die stärker ist als Recht und Sitte. Infiltrierte werden nach dem Genuss unzurechnungsfähig. Damit fällt der passionierten Geschlechterliebe eine brisante, aber eben auch eine gefährliche Rolle unter den personalen Beziehungsformen zu. Diese seltsame Sonderrolle einem ominösen Trank zuzuschreiben, das mag als eine männlich-rationale Erklärung von Liebesgefühlen bis hin zur erotischen Abhängigkeit erscheinen, von Gefühlen und Erfahrungen mithin, die im wesentlichen den Bedürfnissen und Interessen der Frauen in der Feudalgesellschaft entsprochen haben werden. Die Tristanliebe bringt eine gewaltsame Einschränkung, ja Reduzierung von Lebens- und Weltbezügen bei gleichzeitiger Steigerung der Gefühlsintensität mit sich, und genau darin spiegeln sich Befähigungen zu mitmenschlicher Nähe, zu Kontakt, Kommunikation und Kontinuität. Dieses Können und diese Praxis, so scheint es aber, weckte Ängste und obskure Assoziationen an eine zersetzende Kraft, welche in die Welt von Recht, Sitte, Hierarchie und Kampf einsickert und sie von innen aufweicht. Schon im Tristan des Thomas d'Angleterre (ca. 1160/1173), im Sir Tristrem (Ende 13. Jh.), in der Saga (1226) und bei Gottfried von Straßburg währt die durch den Trank ausgelöste Liebe oder Liebeskrankheit lebenslang.<sup>39</sup> Wer einmal davon gekostet hat, vergisst nimmermehr. Es mangelte darum auch nicht an vehementen Einsprüchen gegen das Konzept einer magisch induzierten Liebe. Vor allem Chrestien de Troyes hat sich vielleicht sogar schon in seinem verlorenen Episodengedicht *Del roi Marc et d'Iseut la blonde* (Cligés V. 5), in seinem Roman *Erec et Enide*,<sup>40</sup> im Cligés<sup>41</sup> und in einer Canzone mit den Implikationen und Konsequenzen der Liebe Tristans und Isoldes auseinandergesetzt. Wendelin Foerster schreibt in seiner Ausgabe: „Und wie im Tristan der Trank die Liebe verschuldet, ist es im Cligés der Trank, der dem Liebenden die Geliebte unbefleckt bis in die Ehe bewahren soll.“ (1910: XLVII) Hier handelt es sich um

---

<sup>38</sup> „Der Trank war so beschaffen: Welche Frau und welcher Mann zusammen davon tranken, die konnten sich vier Jahre lang nicht voneinander trennen, wie gerne sie es auch wollten; sie mussten sich mit allen ihren Sinnen lieben, [...] dass sie sich auch nicht einen Tag voneinander trennen konnten [...]. Der Trank verursachte auch, dass jeder von beiden krank und schwach wurde. Wenn sie eine Woche nicht miteinander gesprochen hatten, mussten beide sterben.“

<sup>39</sup> Es sei aber noch ausdrücklich darauf hingewiesen, dass auch bei Berol und Eilhart Tristan und Isolde nach Ablauf der Frist ein Liebespaar bleiben, das sich über die höfischen Konventionen weiterhin listenreich hinwegsetzt.

<sup>40</sup> Vgl. Hofer 1954: 99 ff.

<sup>41</sup> Vgl. Foerster 1910: XXXIX ff.



ein Narkotikum, das die Empfindung von Geschlechtslust vortäuscht. Und in Chrestiens höfischer Canzone bekennt der Liebende, niemals von dem Trank genossen zu haben, dont Tristan fu empoisonnez; mes plus me fet amer que lui / fins cuers et bone volentez („mit dem Tristan vergiftet wurde; besser zu lieben als er, dazu bringen mich ein edles Herz und ein guter Wille“). Unter den zeitgenössischen Dichtern schließen sich Heinrich von Veldeke und Bernger von Horheim diesem Protest gegen eine pharmazeutisch bewirkte Leidenschaft an. Dabei denken sie durchaus an das Leiden, das die höfische Liebe dem Mann bereitet. Aber formuliert Veldeke nicht das bessere Argument auch im Blick auf die Geliebte, wenn er die Leistung des abstinente[n], des „ungedopten“ Liebenden höher einschätzt und erklärt: dat ich nîne gedranc / sulic pîment ende ich si minne / bat dan hê mach dat sîn? („Dass ich niemals einen so gewürzten Trank zu mir nahm, und ich sie mehr als er liebe, wie kann das sein?“)

Nicht übersehen sollte man, dass es auch textinterne Strategien gibt, um der infiltrierten Liebe die Aura der Exklusivität zu nehmen. Bei dem Normannen Thomas und im Sir Tristrem reicht Brangäne König Marke in der Hochzeitsnacht wenigstens den Rest vom Liebestrank, während Isolde ihn wissentlich ausschlägt. Die Saga zieht das Motiv des dritten Liebenden gar ins Komische. Tristans Hund Hodain leckt den Becher aus, in dem Ysolde Tristrem den Liebestrank überreicht hat, und fortan ist er dem Liebespaar treu ergeben. Gottfried von Straßburg hat sich gegen eine magisch induzierte Dreieckskonstellation gleich welcher Art und für die Exklusivität der beseligenden und todbringenden Liebe entschieden.<sup>42</sup> Brangäne wirft den Trank ins aufgewühlte Meer:

*si nam daz leide veige vaz,*

*si truoc ez dannen und warf daz*

*in den tobenden wilden sê:* (V. 11693-95)<sup>43</sup>

Der Minnetrank ist weder ein harmloses Elixier noch ein lästiges stoffgeschichtliches Relikt. Er fungiert als poetische Chiffre für die weltausschließende, asoziale Macht der Geschlechterliebe und darüber hinaus für die Macht, das Klima in dieser besonderen Form der personalen Beziehung zu bestimmen.<sup>44</sup> Sehen wir darum noch einmal genauer in Gottfrieds Text, was dieser Trank bewirken soll und was er dann tatsächlich anrichtet!

Die Vermählung der jungen Isolde mit König Marke soll unter anderem dazu dienen, die gespannten politischen Beziehungen zwischen England und Irland zu verbessern. Dem Brautwerber Tristan bringt diese Mission überdies Entlastung vom Vorwurf der Erbschleicherei, mit dem er als Favorit Markes bei den englischen Baronen zu kämpfen hat.<sup>45</sup> Die alte Isolde versucht, die politisch zweckmäßige Lösung der Heiratsfrage auch auf eine tragfähige emotionale Basis zu stellen. Zu diesem Zweck mischt sie kurz vor der

<sup>42</sup> Okken 1989: 127 f. nennt den Minnetrank ein Hexengebräu und ein Rauschgift, das der Hexenküche der Königin Isolde entstammt.

<sup>43</sup> „Sie nahm das unselige verwünschte Glas, trug es hinfort und warf es in die tobende wilde See.“

<sup>44</sup> Vielleicht muss man das auch als poetische Chiffre ansehen. Es fällt den Müttern zu, die „Chemie“ der Liebe, aber auch das Gelingen der Ehe ihrer Töchter positiv zu beeinflussen. Zur Rolle der Mütter in der mittelhochdeutschen Epik vgl. Miklautsch 1991.

<sup>45</sup> Dazu Gruenter 1964: 113 ff.

Abreise jenen ominösen Trank und gibt ihn der Tochter beim Abschied ohne deren Wissen und ohne deren Zustimmung über eine Stellvertreterin, nämlich Brangäne, mit auf den Weg ins künftige Eheleben.

Der Minnetrank ist nun eine reine Frauensache. Die alte Isolde verfügt über das Wissen und das Material, Brangäne soll ihn verabreichen, der jungen Isolde – ihr vor allem – soll er nutzen. Die Solidarität der Frauen in der höfischen Epik erstreckt sich über Generationen, übersteigt häufig auch ständische Schranken und sie ist offenbar weitaus enger als die narrativ häufig ausgeblendete Vater-Sohn-Beziehung.<sup>46</sup> Womöglich kompensiert das stille Wissen und Mitwissen der Frauen und ihre feste Bindung aneinander die öffentliche und politische Macht der Männer (nicht nur) in der Feudalgesellschaft.

Gottfried von Straßburg hat die Minnetrankepisode ungefähr in der Mitte seines unvollendeten Werkes angesiedelt. Sie markiert eine Zäsur, wenn nicht gar die Peripetie des gesamten Romans. Tristans Kindheit steht ganz im Zeichen seiner männlich-intellektuellen Ausbildung und seiner Befähigung zu rationaler Weltbeherrschung. Seine ritterliche Karriere führt ihn weit über seine Herkunft und die damit verbundenen Erblasten hinaus. Er geht im ritterlichen Dienst für seinen König, für das Recht und die Freiheit auf – eine Bereitschaft, die ihn zwei Mal fast das Leben kostet. Danach freilich wird sein weiteres Leben ausschließlich von der Minne bestimmt.<sup>47</sup> Mit Ausnahme der schöntraurigen Liebesgeschichte von Riwalin und Blancheflur gilt der epische Blick bis dahin einer weitgehend geschlossenen Männerwelt mit ihren brutalen und prächtigen Seiten. Die Interessen der Männer gelten der Politik, dem Krieg, der Jagd, dem Handel und dem Vergnügen an männlicher Gesellschaft. Erforderten die militärischen, rechtlichen und kulturellen Aufgaben dieser Krieger (bellatores) nicht zwangsläufig eine männerbündische Lebensart?<sup>48</sup>

Der Tristanstoff, die große Liebes- und Ehebruchsgeschichte des europäischen Mittelalters, geht von der Voraussetzung aus, dass Männer und Frauen nicht füreinander geschaffen sind. Sie leben in grundverschiedenen Welten. Wenn deren Grenzen – und ich betone: auf weibliche Initiative hin – aufgehoben werden, ergreift die Geschlechterliebe absolute Macht über die Menschen. Welche Rolle spielt dabei der Minnetrank? Er hebt Grenzen auf eine höchst widersprüchliche Art auf: Er stärkt den Einfluss der Frauen und wertet damit die Bindung zwischen Mann und Frau grundsätzlich auf. Und er diskreditiert diesen Einfluss andererseits, indem er die Asozialität fehlgesteuerter Leidenschaft beschwört und die Liebesbindung so radikalisiert, dass sie alle gesellschaftstragenden Sozialbeziehungen in Mitleidenschaft zieht, nicht nur die Ehe, sondern sogar die Frauensolidarität und vor allem die Beziehungsformen von Treue und Verwandtschaft.

---

<sup>46</sup> Zu diesem Thema vgl. Storp 1994: 180 ff. Neben der Namensgleichheit der beiden Isolden wäre das Wort der Mutter an ihre Nichte Brangäne anzuführen: *ich bevillhe dir Isôte / vil tiure und vil genôte, / an ir sô lit mîn beste leben / ich unde sî sîn dir ergeben / ûf alle dîne saelekeit*. V. 11469-73 („Ich vertraue Dir Isolde ganz inständig an. Bei ihr liegt der beste Teil meines Lebens, ich und sie, wir sind dir bei deinem Seelenheil anvertraut“). Auf der Männerseite blühen derartig innige Gefühle und entsprechende Verbindlichkeiten eher in einer Grauzone. So fühlt König Marke eine ihm unerklärliche Zuneigung, als er den schönen, aber ihm unbekanntem Tristan zum ersten Mal erblickt. Später stellt sich heraus, dass Tristan der Sohn seiner Schwester ist.

<sup>47</sup> Ruh 1980: 214 spricht von der Jugend-, Helden- und Liebesgeschichte Tristans.

<sup>48</sup> Brall 1991: 5-27 geht dem Komplex von Geschlechtlichkeit, Homosexualität und Freundesliebe in hoch- und spätmittelalterlichen Zeugnissen nach. Vgl. auch Brall 1998: 89-105.

Der Minnetrank in den Tristanromanen ist das Symbol für jenen geheimnisvollen Prozess, in dem die Bindungen und Gefühle, die unter Blutsverwandten bestehen, destilliert und einer anderen Verwendung zugeführt werden: der Geschlechterliebe und der Ehe. Für männliches Denken, das sich in den Kategorien von Abstammung, Verwandtschaft und Gefolgschaft bewegte, verwischten sich in der Liebe zur Frau oder wie im Minnesang in der Liebe zur Herrin, gruppeninterne Gefühlsbände mit den Beziehungen, die man zu Außenstehenden pflegte. Die Kreuzung dieser Beziehungsformen wurde als ein brisantes, ja als ein gefährliches Experiment begriffen, das die Orientierungen des Lebens vielfältig irritieren konnte.<sup>49</sup>

Der älteste französische Text des Tristan gibt uns einen besonders guten Eindruck von dieser Verwirrung der Gefühle. Er demonstriert sie bezeichnenderweise in jener Situation, in der Isolde beim belauschten Stelldichein im Baumgarten ihren Gatten Marke mit ihren Äußerungen über die Verwandtenliebe täuscht und damit Tristan gleichzeitig vor unbedachten Worten und Taten warnt. Paradoxa- und listigerweise spricht Isolde von der ordentlichen Liebe, um die außerordentliche, die entgrenzende Liebe zu verhehlen:

Tristan, bestimmt weiß der König nicht, daß ich Euch seinetwegen sehr geliebt habe. Weil ihr mit ihm verwandt waret, hatte ich Euch lieb. Ich dachte damals daran, daß meine Mutter auch die Verwandten meines Vaters sehr liebte, sie sagte, daß eine Frau ihren Herrn nicht lieb hätte, wenn sie nicht auch seine Verwandten liebte. Ich bin sicher, daß sie die Wahrheit sagte. Herr, seinetwegen habe ich dich sehr geliebt und habe deswegen sein Wohlwollen verloren. (Berol, V. 69-80).

Der Minnetrank hatte aus männlicher Sicht nicht grundlos und zufällig eine solche Nähe zum Gift und zum schaurigen Walten teuflischer Mächte. Und genau in dieser Ideenverbindung von Geschlechterliebe und Gift ist der Tristanstoff seiner Herkunft und Intention nach durch und durch zeitverhaftet. Gottfried von Straßburg überwindet zwar die Magie der Liebe: Er integriert die Forderungen Chrestiens, Veldekes u. a. in sein Konzept der Tristanminne. Der Trank und die inneren, freiwilligen Antrieben der Liebe, ein reines Herz und ein guter Wille müssen sich nicht ausschließen. Gottfrieds Tristan empfindet sich in der Minne nicht als Opfer, sondern als glücklicher Täter. Auf Brangaenes Eröffnung hin, dass der Trank ihr beider Tod sei, relativieren sich für den Helden im Hochgefühl der Minne Leben und Tod, die jetzigen und die letzten Dinge verlieren für ihn ihre heilige Ordnung:

*"nu walte es got!" sprach Tristan*

*"ez waere tôt oder leben:*

*ez hât mir sanfte vergeben.*

---

<sup>49</sup> Für die Frau galt das Gesetz, dass die Liebe für den Herrn und Gemahl auch auf dessen Verwandtschaft übertragen werden musste. Vgl. Duby 1985: 256 und passim. Aber die Liebe für den Herrn war eben häufig eine Form der Ehrerbietung und eine professionell ausgeübte Rolle in der Hofgesellschaft. Wenn diese Pflicht sich kreuzte und auflud mit den Gefühlen inniger Zuwendung und emotionaler Aufgehobenheit, wie sie in der Herkunftsfamilie und unter den Geschlechtsgenossen ihren Platz hatten, dann konnte leicht die Konstellation aufgehen, die sich die ältere Isolde für ihre Tochter mit dem Minnetrank ausgedacht hatte.

*i'ne weiz, wie jener werden sol:  
dirre tôt der tuot mir wol.  
solte diu wunneclîche Îsôt  
iemer alus sîn mîn tôt,  
sô wolte ich gerne werben  
umb' ein êweclîchez sterben."* V. 12498-12506<sup>50</sup>

Die gewaltige Anstrengung Gottfrieds, Zwang und Freiheit in der Liebe miteinander auszusöhnen, führt bis an die Grenzen der hochmittelalterlichen Auffassung von Moralität und Lebensführung. Bei diesem Experiment verlieren die elementaren Orientierungen des Lebens an Kontur und Geltung: Das asoziale Gift der Minne generiert Zweideutigkeiten und Ambivalenzen, die Leben und Sterben austauschbar werden lassen. Damit hebt Gottfried das misogynen Erbe des Tristanstoffs auf eine neue, eine überaus reflektierte Ebene, aber er hebt es nicht auf. Denn dieses Erbe will es, dass die Sphäre des Weiblichen mit Gift assoziiert bleibt.<sup>51</sup> Was von den Frauen ausgeht, das ist im Tristanstoff in letzter Konsequenz für die Männer und die von ihnen zu erhaltende Weltordnung schädlich.<sup>52</sup> Die Anfälligkeit gerade der empfindsameren männlichen Seelen für das süße Gift der Frauenliebe verweist auf eine denkwürdige Affinität der christlichen Klerikerkultur mit vorchristlichen, heidnischen bzw. häretischen Vorstellungen von der Giftigkeit des Weiblichen. Ihr gemeinsamer Nenner scheint die Angst vor einem schleichenden Prozess gewesen zu sein, der den Mann aus seinen sozialen Bindungen und gesellschaftlichen Halterungen löst und ihn unfreiwillig, eben *âne sînen danc*, der Macht des anderen Geschlechts unterwirft.

## **5. Ordnung und Eigenmacht. Das selbstzerstörerische Gift der Treulosigkeit**

Konrad von Würzburg (ca. 1230-1287) könnte man bei seiner Lust am gewundenen Stil und an alten Stoffen als einen Thomas Mann seiner Epoche bezeichnen.<sup>53</sup> Er war überdies ein Autor, dem in seinen höchst kunstsinnigen Erzählungen nicht selten der Ausgleich, die Auflösung von höchst vertrackten Konflikten und Problemlagen gelingt. Dass deren Komplexität sich dem Leser erst nach langer Umschau in den Quellen erschließt, macht

---

<sup>50</sup> ‚Das liegt bei Gott!‘, sprach Tristan, ‚es wäre nun Tod oder Leben, es hat mich sanft zugrunde gerichtet. Ich weiß nicht, wie jener Tod wird: dieser Tod, der tut mir wohl. Sollte die wunderbare Isolde so immer mein Tod sein, so wollte ich gerne nach einem ewigen Sterben streben.‘

<sup>51</sup> Auch in der ersten Hälfte des Tristanlebens kommt dem Gift eine eminente Rolle zu. Hier zeitigen das Gift der Feindseligkeiten und Arglist beim Zweikampf ihre Wirkung, die im zweiten Teil vom „Gift“ der passionierten Liebe abgelöst und auf eine sublimere Stufe gehoben werden.

<sup>52</sup> Der Gottsucher Parzival mit seiner uns fremd gewordenen Frömmigkeit ist in der Liebe viel mehr unser Zeitgenosse als Tristan. Tannhäuser in seiner Zerrissenheit zwischen Sinnenfreude und hehren Idealen nicht weniger. Bei all den Verunglückten der Liebe gerade in Wolframs *Parzival* kommt nicht einmal der Verdacht auf, dass sie sich wider Willen der Macht der Minne unterstellt hätten.

<sup>53</sup> Vgl. zu Autor und Forschung den Artikel von Brunner 1985: 272-304, zum Werk vgl. Kokott 1998, der Vergleich mit dem Alterswerk Thomas Manns stammt von Ruh 1978: 144.

ihn zu einem der herausragenden Vertreter der späthöfischen Dichtung. In unserem Zusammenhang ist nun besonders wichtig, dass Konrad seinen fragmentarisch überlieferten antikisierenden Roman, den Trojanerkrieg, in stetem Bezug auf Gottfrieds Tristanroman und die höfische Romankunst insgesamt erzählt.<sup>54</sup> Die Problematik der „infiltrierten Liebe“ und andere Mythen über Gift nehmen dabei eine prominente Stellung ein.

In der Waffenruhe nach der zweiten Schlacht finden die Griechen vor den Toren Trojas Zeit, sich mit Erzählungen über vergangene Heldentaten zu trösten und wiederaufzurichten. Konrad benutzt diese Gelegenheit, um das unrühmliche und schaurige Ende des Helden Hercules in Erinnerung zu bringen. Seine Quellen sind in erster Linie die Metamorphosen Ovids.<sup>55</sup> Der späthöfische Dichter bastelt aus verschiedenen Versatzstücken der Überlieferung eine eigene Geschichte, welche die Mythen vom Gift auf eine höchst eindrucksvolle Weise durchspielt und zu einem überraschenden Ende bringt. Auf die Aufforderung von Hercules Sohn soll der Augenzeuge Philoctet davon berichten,

*wie der vil küene dur ein wîp  
verdürbe, daz vernement hie,  
wan es enwart gehoeret nie  
sô rehte bitterlîche nôt,  
sô der vil angestbaere tôt  
den er dur minne hât geliten* V. 37942-47 (Keller 1858).<sup>56</sup>

Wer sich nun auf eine schöntraurige Minnegeschichte freut, wird gründlich enttäuscht. Philoctet erzählt, wie Hercules mit reinem Willen und voller Liebe die schöne, stolze, tugendhafte und etwas einfältige Kaisertochter Dîanîrâ als Gattin heimführte. Unterwegs hält ein reißender Fluss das Paar auf. Hercules fürchtet, Dîanîrâ könne beim Übersetzen zu Schaden oder ums Leben kommen. Da er bietet sich wortreich der hinterhältige und treulose Zentaur Nessus, daz minneclîche wîp gefahrlos über das tobende Wasser zu bringen. Hercules willigt arglos ein. Nessus bringt die ihm anvertraute Dîanîrâ über den Fluss, nutzt aber dann die Gelegenheit, und fällt am anderen Ufer umstandslos über daz minneclîche wîp her. Dîanîrâ schreit auf, zornentbrannt spannt Hercules seinen Bogen und trifft Nessus mit einem Pfeil tödlich durch Herz und Rückgrat:

*verlüppet mit vergiften  
was der pfl, der in dô traf.  
in eines slangen eitersaf*

---

<sup>54</sup> Dazu Lienert, 1996: 207 ff. und 328 f. Zur allegorisierenden Erzählweise Konrads von Würzburg vgl. Seus 2011: 119 ff. und neuerdings Gebert 2013.

<sup>55</sup> Zu den Quellen Konrads und seinen Abweichungen im Detail vgl. die akribische Darstellung von Lienert 1996: 164 ff.

<sup>56</sup> „Wie der kühne Held durch ein Weib zugrunde ging, davon verneht hier; denn man hat noch nie von so unglaublicher Not, von einem so beängstigendem Tod gehört wie dem, den er um der Minne willen erduldet hat“.

Der sterbende Nessus trânt sein Hemd mit Blut und bietet es Dîanîrâ dar: Es könne helfen, ihr die Liebe des Hercules zu erhalten. Wenn um einer anderen Frau willen seine Liebe zu ihr einst erkalte, solle sie dafür sorgen, dass er dieses Hemd auf bloßer Haut trage; dann würde sie seinem Herzen wieder am nächsten stehen. Dîanîrâ fällt auf den Betrug herein und nimmt die Gabe entgegen: diu gift, mit sînem bluote rô / bekleibet, hete sich dar in (38158f. „das Gift, mit seinem roten Blute beschmiert, befand sich darin“) und versteckt sie. Nach diesem Zwischenfall führt Hercules seine Gattin heim, und lässt sich mit ihr häuslich nieder, um kurz danach in Minne zu einer anderen Frau, der Prinzessin Îolê zu entbrennen, nach der er sich bereits vor seiner Verbindung mit Dîanîrâ verzehrt hatte. Deren Vater hatte Hercules die Tochter zwar versprochen, sie ihm dann aber doch verweigert. Hercules rächt sich für diese Schmach, vertreibt Îolês Vater aus seinem Land, Dîanîrâ aus seinem Herzen und genießt die Minne Îolês. In dieser schmerzlichen Situation erinnert sich die verlassene Gattin des Nessushemdes. Sie sendet ihren Kämmerer Licas mit dem todbringenden Utensil als dem Unterpfand ihrer triuwe in das Land, das Hercules erobert hat. Sie bittet ihn inständig, an Treue zu denken und das Hemd anzulegen, weil es gegen alle Widrigkeiten helfe und keine Waffe dieses Hemd durchdringen und ihn verletzen könne. Die Aussicht, dass ihm auf Erden kein Leid geschehen könne (38312 f.), ist zu verlockend, als dass Hercules die Annahme der Gabe verweigern könnte. Er schlüpft in das mit giftigem Blut getränkte Hemd und als

*der verworhte gifte saf*

*an sîner hût erwarmete,*

*zehand er dô verarmete*

*an lîbe und an dem herzen,*

*wan er gewan den smerzen,*

*der im biz ûf die sele dranc.* V. 38404-09<sup>58</sup>

In einer gewaltigen Arie beklagt Hercules sein Unglück, die Schmach dieses unmännlichen Todes und die Hinterlist Dîanîrâs (V. 38442-86). Mit detailversessener Präzision schildert Konrad dann den qualvolle Zersetzungsprozess von Hercules' Körper, die seelische Not und die Todesangst des Heroen, die letzte Rache des unbändigen Helden am Boten Licas, die allmähliche Einsicht in seine eigene Treulosigkeit, schließlich seine Auswilderung (nach dem Muster des höfischen Aventiureritters Iwein) und die Vorbereitungen zu seiner Verbrennung.

Konrad von Würzburg sieht im Gift mit letzter Konsequenz ein totales soziales Faktum. Er ist fasziniert von den dramaturgischen Möglichkeiten dieses Themas. Viele Aspekte aus

---

<sup>57</sup> „Mit Giften getränkt war der Pfeil, der ihn da traf. In den Eitersaft einer Schlange hatte Hercules ihn gestoßen.“

<sup>58</sup> Der schändliche Saft des Giftes erwärmte sich an seiner Haut; auf der Stelle fühlte er sich an Leib und Herz versehrt, denn er spürte einen Schmerz, der ihm bis in die Seele hinein fuhr.

dem Spannungsfeld Gift und Gender werden in dieser Episode des Trojanerkrieges beleuchtet. So spielt Konrad an auf die Beziehungen von Gift und Krieg, Gift und Verrat, Gift und Rivalität, Gift und Minne, Gift und Unverwundbarkeit und Gift und Mord. Zentrale Motive auch aus der höfischen Epik werden in den antiken Stoff hineingewirkt: die tobende See im Tristan, auf der die Liebenden zueinander finden, und der tobende Fluss, der die Liebenden trennt. *Dianîrâ* scheint auch an den Minnetrank zu denken, wenn sie das Nessushemd als Liebesgarantie an den treulosen Gatten sendet. Das *krâmgewant*, wie Konrad es nennt, verweist als todbringende Mitgift auf das *krâmgewant* Clinschors in Wolframs Parzival, das der Zauberer dort der männerfeindlichen Orgelûse überlassen hat, in deren Dienst der Gralkönig Anfortas mit einem vergifteten Speer an seinen Geschlechtsteilen verwundet wurde. Der Zentaur Nessus sucht sich eine Frau gefügig zu machen, doch er wird getötet wie ein halbtierischer, unvollendeter Siegfried, der im Nibelungenlied verraten und ermordet wird. Konrads Hercules überhitzt, entfleischt und entseelt sich am giftigen Blut, das er für eine in Drachenblut getauchte, unverwundbar machende Haut hält.

Für Konrad symbolisiert das Motiv des Giftes den Normbruch, das ordnungswidrige Verhalten schlechthin. Die Episode bietet ihm insoweit die Gelegenheit, eine profane Genealogie der Amoral, ein Exempel ihrer unheilvollen Rolle im Leben und einen Vorschlag zu ihrer Beseitigung miteinander zu verknüpfen. Das Gift kam durch den Triumph des Hercules über die Hydra in die Welt. Der Held konnte der urmännlichen Versuchung nicht widerstehen, an der Macht des Bösen zu partizipieren und tunkte seine Pfeile in den giftigen Schlangeneiter. Er hat nach Kräften an der ersten Zerstörung Trojas mitgewirkt. Erst der halbtierische Nessus vermag in seiner listigen Bosheit die giftbewehrte Übermacht des Hercules durch sein Blut auf ihn zurückzulenken. Das Gift folgt also einer Kreisbewegung und kehrt am Ende zu seinem ersten Nutznießer zurück. Dabei wandelt sich freilich sein Charakter grundstürzend. Aus der überlegenen Angriffs- und Distanzwaffe wird eine grausame Leibesstrafe, eine enge, klebrige, nässende, bis ins Mark gehende, langsam tötende Berührung. Der bedenkenlose Einsatz von Waffen und männliche Treulosigkeit in der Liebe strafen sich selbst in einem drakonischen Fanal der Ordnung. In einer grauenvollen Heldendämmerung – grauenvoll, weil sie dem Heroen eine ausführliche, bekenntnishafte Selbstverleugnung abfordert – lodert noch einmal ein gewaltiges Feuer auf, aber diesmal das des Scheiterhaufens, auf dem der Held seinem Leben und Treiben ein furchtbares Ende setzt.

Die Geschichte des Hercules gibt dennoch weder Anlass zu Freude noch zu Mitgefühl. Das Urteil hat er sich selber gesprochen und er hat es auch selber vollstreckt. Mit seiner Rückkehr zu Hercules hat das Gift sich nicht in den Dienst der verratenen und unterdrückten Frauen gestellt, sondern in den Dienst des Zivilisationsprozesses, wenn man die Selbstbestrafung der Treulosen einmal so nennen darf. Aber Konrads Hercules geht noch einen Schritt weiter – er nimmt seine giftigen Pfeile mit sich in sein unbekanntes Grab.

\*\*\*

Die höfische Erzählkunst thematisiert erstmals außerhalb von Geschichtsschreibung und Legende die Macht von Frauen in der Auseinandersetzung mit den Helden- und Kriegstaten des männlichen Geschlechts. Dieser Diskurs – selbstredend männlich geprägt – interessierte sich auch für jene Seiten des anderen Geschlechts, die man für dunkel und bedrohlich hielt und von denen man glaubte, warnen und sich schützen oder in Acht nehmen zu müssen. Verständnis für die Antriebe, „Schwächen“ und Sozialisationsdefizite auch der weiblichen Helden und ihre Selbstbehauptungszwänge in der von Männern beherrschten Öffentlichkeit zeichnet sich ansatzweise in den höfischen Artus- und Tristandichtungen ab. Rosimunda und ihre Nachfolgerinnen in der mittelhochdeutschen Blütezeit suchten sich nach dem Ausweis der Dichtungen mit ihren Mitteln in einer männlich-kriegerisch geprägten Welt und in der Geschlechterbeziehung zu behaupten: Lavinia, die Amazonen, Enite, Laudine, Blancheflur, Herzloyde, Kundwiramurs, Kudrun, Brünhild und Kriemhild und all die anderen, für die wir hier stellvertretend Dianrâs unwissentliche Verstrickung in die Machenschaften der Männer untersucht haben. Unbeschadet ihrer Motive, ihrer Mittel und der unterschiedlichen Bewertung ihrer Taten drängt sich die Frage auf: Dürfen wir in ihnen Vorkämpferinnen einer beginnenden Emanzipation der Frauen aus den Fängen der Abhängigkeit, Unterdrückung und Unmündigkeit sehen?

Doch wird man sich gerade bei diesem Thema vor generellen Schlüssen hüten müssen. Jede Bewertung von unserem modernen Standpunkt aus verfehlt leicht die historische Funktion der Metaphorik und Motorik solcher Mythen. Aber gewisse Tendenzen zeichnen sich auf der Basis der von uns gewählten Beispiele gleichwohl ab: Während die Überwältigung des Weiblichen durch den Mann ganz wesentlich in der Metaphorik der Jagd, also im System eines regelgeleiteten tödlichen Sports imaginiert wurde, verlegte man die Überwältigung des Männlichen durch die Frau vornehmlich in Bild- und Handlungsbereiche der Infiltration und Intoxikation. Die Gewalt des Mannes äußerte sich nach diesen Grundmustern unvermittelt, faktisch und öffentlich, sie vollzog sich im Raum zwischen feindlichen Körpern, konfrontativ und mit eindringender Dynamik. Weibliche Macht bis hin zur Gewaltanwendung konzentrierte sich nach dem Ausweis der Quellen und Zeugnisse auf die Bereiche des Hauses, der Familie, der Nachkommen und seit dem 12. Jahrhundert vor allem auf die Steuerung des Liebes- und Sexuallebens. Frauen bedienten sich dabei willentlich und unwillentlich besonderer Methoden und Mittel; sie übten ihre Macht eher symbolisch und oftmals heimlich aus. Dementsprechend kam sie vergleichsweise indirekt zur Geltung, man assoziierte sie wohl darum auch eher mit Gift, das seine Wirkung im Verborgenen entfaltet.

Gerade auch in Epochen der „Entdeckung der Liebe“ lässt sich also ein durchaus erschreckendes Ausmaß an wechselseitiger Verkennung und Verachtung des jeweils „anderen“ Geschlechtes und seiner sozialen Geschlechtsidentität erkennen. Mag sein, dass eine Ausdehnung des Untersuchungsfeldes ergibt, dass wir nicht nur eine Unterdrückungsgeschichte der Frau in der Kultur des Abendlandes zu rekonstruieren haben, sondern auch die wechselvolle Geschichte einer sozialen und mentalen Apartheid der Geschlechter. Die Bilder und Vorstellungen in unseren Köpfen, seien es nun die vom Mann als Jäger und der Frau als Wild oder von der Frau als todbringender Herrin über das Leben, Bilder wie diese haben eine enorme Beharrungskraft und Wandlungsfähigkeit. Wir können sie nicht abschaffen. Aber wer sie kennt, unterschätzt ihre Bedeutung in der Geschichte der Kultur nicht.



## Bibliographie

- Achnitz, Wolfgang (ed.) (2012): *Deutsches Literatur-Lexikon. Das Mittelalter. Autoren und Werke nach Themenkreisen und Gattungen*, Bd. 3: Reiseberichte und Geschichtsdichtung, Berlin/Boston.
- Baesecke, Georg (1940): *Vor- und Frühgeschichte des deutschen Schrifttums*, Bd. 1: Vorgeschichte, Halle.
- Banta, Frank G. (1978): „Berthold von Regensburg“, in: Ruh, Kurt (ed.), *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd. 1, Berlin, New York, S. 817-823.
- Becker, Ruth, Budrich, Barbara (ed.) (2010): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden.
- Biedermann, Hans (1986): *Handlexikon der magischen Künste*, 2 Bde., 3. Aufl., Graz.
- Birchler, Urs Benno (1975): „Die Rolle der Frau bei der Liebeskrankheit und den Liebestränken“, in: *Sudhoffs Archiv* 59, S. 311-320.
- Brall, Helmut (1991): „Geschlechtlichkeit, Homosexualität, Freundesliebe. Über männliche Liebe in mittelalterlicher Literatur“, in: *Forum Homosexualität und Literatur* 13, S. 5-27.
- Brall, Helmut (1998): “Reflections of Homosexuality in Medieval Poetry and Chronicles”, in: Lorey, Christoph and Plews, John (ed.), *Queering the Canon: Defying Sights in German Literatures and Culture*, Columbia, S. 89-105.
- Browe S. J., Peter (1932): *Beiträge zur Sexualethik des Mittelalters*, Breslau (Breslauer Studien zur historischen Theologie Bd. 23).
- Brunner, Horst (1985): „Konrad von Würzburg“, in: Ruh, Kurt (ed.) e. a.), *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd. 5. Berlin, New York, S. 272-304.
- Buchner, Rudolf (ed.) (1990): *Gregor von Tours, Zehn Bücher Geschichten*. Auf Grund der Übersetzung W. Giesebrechts neubearbeitet, 2 Bde., Darmstadt.
- Buschinger, Danielle, Spiewok, Wolfgang (ed.) 1991: *Tristan und Isolde im Mittelalter. Ausgewählte Texte in Übersetzung und Nacherzählung*, Stuttgart.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter. Gender Studies*, Frankfurt a. M.
- Duby, Georges (1985): *Ritter, Frau und Priester*, Frankfurt a. M.
- Duby, Georges (ed.) (1993-1995): *Geschichte der Frauen*, 5. Bde., Frankfurt a. M.
- Duby, Georges (1999): *Frauen im 12. Jahrhundert*, Frankfurt a. M.
- Ertzdorff, Xenja von (2000): „Die ding muoss man mit gesunder vernunft ansehen.“ Das Evagatorium des Ulmer Dominikaners Felix Fabri 1484-ca. 1495, in: Ertzdorff, Xenja (ed.), *Beschreibung der Welt: Zur Poetik der Reise- und Länderberichte*, Amsterdam, S. 219-262 (Chloe Bd. 31).
- Ettmüller, Michael (1717): *Artzney-Kunst, aus seinen medicinischen Schriften zusammengezogen*, Leipzig.
- Foerster, Wendelin (ed.) (1910): *Kristian von Troyes, Cligés. Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung, Anmerkung und vollständigem Glossar*, 3. Aufl. Halle a. S.
- Gebert, Bent (2013): *Mythos als Wissensform: Epistemik und Poetik des Trojanerkriegs Konrads von Würzburg*, Berlin.
- Gieraths OP, Paul-Gundolf (1959): „Fabri, Felix“, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 4 S. 726-727.
- Ginzburg, Carlo (1993): *Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte*, Frankfurt a. M.

- Gössmann, Elisabeth e. a. (2002): Artikel „Frau“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. IV, Sp. 852-874.
- Grimm, Jacob (1875-1878): *Deutsche Mythologie*, Berlin.
- Grimm, Jacob und Wilhelm (1949): *Deutsches Wörterbuch*, 4. Bd., I. Abt. 4. Teil, Leipzig.
- Gruenter, Rainer (1964): „Der Favorit. Das Motiv der höfischen Intrige in Gottfrieds ‚Tristan und Isold‘“, in: *Euphorion* 58, S. 113 ff.
- Gschwantler, Otto (1960): *Studien zur Funktionsgeschichte der Heldensage. (Die langobardischen Heldensagen in der Historia Langobardorum des Paulus Diaconus und das Iringlied in den Res gestae Saxonicae des Widukind von Korvei*, Phil. Diss. (masch.), Wien.
- Hannemann, Kurt (1972): „Fabri, Felix“, in: Ruh, Kurt (ed.), *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Berlin, New York, Bd. 2, S. 681-689.
- Heine, Alexander (ed.) (1992): *Geschichte der Langobarden. Paulus Diakonus und die Geschichtsschreiber der Langobarden*. Nach der Übersetzung von Otto Abel, Kettwig.
- Hofer, Stefan (1954): *Chrétien de Troyes. Leben und Werke des altfranzösischen Epikers*, Graz, Köln.
- Huber, Christoph (2013): *Gottfried von Straßburg: Tristan*, 3. Aufl., Berlin.
- Keller, Adelbert von (ed.) (1858): *Der trojanische Krieg von Konrad von Würzburg* (Stuttgarter Literarischer Verein 44), Stuttgart.
- Kokott, Hartmut (1998): *Konrad von Würzburg. Ein Autor zwischen Auftrag und Autonomie*, Stuttgart.
- Lewin, Louis (1920): *Die Gifte in der Weltgeschichte. Toxikologische allgemeinverständliche Untersuchungen der historischen Quellen*, Nachdruck der Ausgabe Berlin, Köln 2000.
- Lichtenstein, Franz (ed.) (1877): *Eilhart von Oberge*, Straßburg.
- Lienert, Elisabeth (1996): *Geschichte und Erzählen. Studien zu Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘*, Wiesbaden.
- Lundt, Bea (ed.) (1991): *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter. Fragen, Quellen, Antworten*, München.
- Mauss, Marcel (1989): *Soziologie und Anthropologie*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1989.
- Miklautsch, Lydia (1991): *Studien zur Mutterrolle in den mittelhochdeutschen Großen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts*, Erlangen (Erlanger Studien 88).
- Mölk, Ulrich (ed.) (1962): *Berol. Tristan und Isolde*, München (Klassische Texte des Romanischen Mittelalters in zweisprachigen Ausgaben).
- Moos, Peter von (1963): *Hildebert von Lavardin 1056-1133. Humanitas an der Schwelle des höfischen Zeitalters*, Stuttgart (Pariser Historische Studien III).
- Nickel, Rainer (ed.) (1991): *Gesta Romanorum. Lateinisch/Deutsch*, Stuttgart.
- Okken, Lambertus (1984-88): *Kommentar zum Tristan-Roman Gottfrieds von Strassburg*, 3 Bde., Amsterdam.
- Okken, Lambertus (1989): „‚Nein, ez n was niht mit wine.‘ Über den Liebestrank in Gottfrieds Tristan-Roman“, in: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 29, S. 127-130.
- Pfeiffer, Franz (ed.) (1965): *Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten mit Anmerkungen*, 1. Bd., Berlin.
- Reichert, Folker (ed.) (2012): *Felix Fabri O. P., Tractatus de civitate Ulmensi*. Traktat über die Stadt Ulm, herausgegeben, übersetzt und kommentiert, Konstanz.

- Röckelein, Hedwig, Goetz, Hans-Werner (ed.) (1996): „Frauen-Beziehungsgeflechte im Mittelalter“, in: *Das Mittelalter*, Bd.1, Heft 2.
- Rösener, Werner (1990): „Die höfische Frau im Hochmittelalter“, in: Fleckenstein, Josef (ed.), *Curialitas. Studien zu Grundfragen der höfisch-ritterlichen Kultur*, Göttingen, S. 171-230.
- Ruh, Kurt (1978): „Epische Literatur des deutschen Mittelalters“, in: Erzgräber, Willi (ed.), *Europäisches Spätmittelalter*, Wiesbaden (Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 8), S. 117-188.
- Ruh, Kurt (1980): *Höfische Epik des deutschen Mittelalters. Zweiter Teil: ‚Reinhart Fuchs‘, ‚Lanzelet‘, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg*, Berlin (Grundlagen der Germanistik 25).
- Seus, Olga (2011): *Heilsgeschichten vor dem Heil? Studien zu mittelhochdeutschen Trojaverserzählungen*, Stuttgart.
- Sieber, Andrea (2008): *Medeas Rache. Liebesverrat und Geschlechterkonflikte in Romanen des Mittelalters*, Köln etc. (Literatur - Kultur - Geschlecht, Große Reihe 46).
- Sollbach, Gerhard E. (ed.) (1990): *In Gottes Namen fahren wir. Die Pilgerfahrt des Felix Faber ins Heilige Land und zum St. Katharina-Grab auf dem Sinai A. D. 1483*, Kettwig.
- Storp, Ursula (1994): *Väter und Söhne. Tradition und Traditionsbruch in den volkssprachlichen Literaturen des Mittelalters*, Essen.
- Tomasek, Tomas (2007): *Gottfried von Straßburg*, Stuttgart.
- Wasserschleben, F. G. A. (ed.) (1840): *Reginonis Abbatis Prumiensis Libri duo de synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis*, Leipzig.
- Wattenbach, Wilhelm (1883): „Femina perfida“, in: *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* 30, S. 121-124.
- Weininger, Otto (1903): *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*, Wien und Leipzig.
- Wisbey, Roy A. (1975): „Die Darstellung des Häßlichen im Hoch- und Spätmittelalter“, in: Harms, Wolfgang, Johnson, L. Peter (ed.), *Deutsche Literatur des späten Mittelalters. Hamburger Colloquium*, Berlin.

Helmut Brall-Tuchel  
 Remscheider Str. 6  
 D- 40215 Düsseldorf  
 E-Mail: [brall@phil.uni-duesseldorf.de](mailto:brall@phil.uni-duesseldorf.de)  
 Homepage: <http://user.phil-fak.uni-duesseldorf.de/~brall/>

### **Kurzbiographie:**

Prof. Dr. Helmut Brall-Tuchel (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf), Jahrgang 1951, Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte an den Universitäten Düsseldorf und Heidelberg. Lehre an den Universitäten Düsseldorf, Bayreuth, Kassel, Jakarta (Universitas Indonesia) und Tbilissi (Staatliche Ivane Javakishvili Universität). Forschungsschwerpunkte: Mittelalterliche Gestalten und Sinnbilder des Bösen, Magie und Aberglaube, Wahrnehmung des Fremden und Fernen, Reiseliteratur, Pilgerberichte, literarische Diskurse über Sexualität und gender, Rezeption mittelalterlicher Mythen in der Neuzeit.

# **Gerechtigkeit und Gewalt**

## **Zur Rechtsauffassung in der mittelalterlichen Tierepik**

*Helmut Brall-Tuchel und Susan Tuchel, Düsseldorf*

### ***Abstract***

This essay analyses the discourse and conditions of justice and violence in medieval beast epics. At first, the status of *iustitia* in the canon of principal Christian virtues will be specified, introducing some aspects of medieval understanding of justice in particular. The paper's main part depicts how early beast epics with fox, wolf and lion as protagonists conceptualise the idea of justice as indeed a means of injustice in a predominating atmosphere of violence and self-interest. If legislation forestalls justice though, there is still the option of showing injustice in a positive light. This twist is put to the test in subsequent compositions of fox literature, losing a standard of justice and generally challenging the value of virtues and of the good *per se*.

Der Artikel untersucht das Verhältnis von Gerechtigkeit und Gewalt am Beispiel der mittelalterlichen Tierepik. Nach einer Bestimmung der Position der Gerechtigkeit im Kanon der Tugenden und einigen Hinweisen auf den mittelalterlichen Begriff von Gerechtigkeit zeigt die Analyse der älteren Tierepik um die Akteure Fuchs, Wolf und Löwe, dass das Recht unter der Vorherrschaft von Gewalt und Eigennutz zum Instrument des Unrechts gemacht wird. Wenn aber Recht Gerechtigkeit verhindert, gibt es immer noch die Möglichkeit, das Unrecht zu positivieren. Diese Variante wird in den späteren Fuchsdichtungen erprobt. Auf der Strecke bleibt dabei der Maßstab der Gerechtigkeit; der Wert der Tugenden und des Guten wird grundsätzlich in Frage gestellt.

### **1. Zur Sonderstellung der Gerechtigkeit im Kanon der Tugenden**

Der Renaissance-Philosoph Michel de Montaigne macht in seinem Essay „Über die Grausamkeit“ auf einen wichtigen Unterschied zwischen den Tugenden und der Güte aufmerksam. In Bezug auf die subjektiven Motive unseres Verhaltens – hier die gelassene Reaktion auf eine erlittene Kränkung entweder aus Sanftmut oder aus Selbstbeherrschung – gibt er dem Leser den Hinweis: „denn das, was wir als *Tugend* bezeichnen, setzt, wie mir scheint, schwer zu überwindende Gegenkräfte voraus und kann daher ohne sie gar nicht ins Werk gesetzt werden. Das ist vielleicht auch der Grund, warum wir Gott *gut* und *stark*, *gnädig* und *gerecht* nennen, nicht aber *tugendhaft*: Alles, was er tut, geschieht völlig spontan und kostet ihn keinerlei Kampf.“ (Stilett 1998: Bd. 2, S. 143). Vernunft und Haltung seien hingegen die dem Menschen zu Gebote stehenden Mittel selbstbestimmten Handelns. Güte und Gerechtigkeit kämen in Gottes Werken uneingeschränkt, bei menschlichem Tun aber nur durch Veranlagung oder Disziplin zur Geltung.

Diese Überlegung Montaignes markiert die Sonderstellung der Gerechtigkeit im Kanon der vier sogenannten Kardinaltugenden. Denn der Begriff der Gerechtigkeit wurde in

biblischer und auch in mittelalterlicher Tradition keineswegs von den Geboten der Moral oder der politischen Ethik abgeleitet. Man sah ihren Ursprung in der Allmacht Gottes und stellte Gerechtigkeit als Bestandteil einer Heilslehre in kosmologische Bezüge. Nirgendwo schien das hohe Gut der Gerechtigkeit besser aufgehoben zu sein als bei Gott selbst. In der Hl. Schrift ist mehr als 800 Mal von Gerechtigkeit die Rede (Pieper 1964: 97). Montaigne sieht jedoch nicht erst im Christentum, sondern bereits in der Religion seiner heidnischen Vorfahren das Walten einer „göttlichen Gerechtigkeit“. Denn nach der Seelenwanderungslehre der Druiden, so führt er aus, erhalten die unsterblichen Seelen ihren Körper nach ihrer bislang gezeigten charakterlichen Beschaffenheit. So werde ihnen nämlich der Leib des Löwen bei Tapferkeit, der des Schweins bei Lüsternheit, der des Rehs oder des Hasen bei Feigheit und – im Falle der Arglist – der Leib des Fuchses zugewiesen, „bis sie, durch diese Züchtigung geläutert, wieder den Körper eines anderen Menschen“ (Stillett 1998: Bd. 2, 161) annehmen dürften.

Den „alten Galliern“ stellte sich Montaigne zufolge Gerechtigkeit als souveräner Akt göttlicher Erkenntnis dar, die den Zustand der menschlichen Seele sichtbar macht und spiegelt. Die ‚Vertierung‘ des Körpers dient folgerichtig auch dem Zweck der Besserung der Seele, die sich des Privilegs erneut würdig erweisen muss, in einem menschlichen Körper wohnen zu dürfen. Und sie wird dabei nicht verdammt, einem jenseitigen Raum überstellt oder körperlich gefoltert, sondern bleibt auch während ihres Aufenthaltes in der tierischen Gestalt dem diesseitigen Leben verbunden.

Die Seelenwanderungslehre, auf die Montaigne sich hier bezieht, kontrastiert ganz augenscheinlich das Konzept der Anthropomorphisierung,<sup>1</sup> das für die Tierepik im Allgemeinen als konstitutiv gilt.<sup>2</sup> Die ‚Vertierung‘ der defizienten Seele ist ein ausgleichender Akt göttlicher Gerechtigkeit, während die Vermenschlichung von Tieren oder die Animalisierung des Menschlichen ein metaphorisch-metonymischer Akt der Disqualifizierung ist. Beiden Vorstellungsbereichen eignet gleichwohl ein belehrender und moralisierender Geist. Die Seele im Tierkörper ist gehalten, sich anzustrengen, um wieder zur Menschengestalt zu finden. Das Tier im Menschen oder der Mensch als Tier erhält nach der Erzähllogik der Tierepik keine Aussichten auf Belohnung oder Restitution, von ihnen muss, wer sich bessern will, konsequent Abstand gewinnen.

Das literarische Spiel mit der Qualifizierung und Disqualifizierung der menschlichen „Natur“ unter dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit soll uns im Folgenden am Beispiel der mittelalterlichen Fuchsdichtungen beschäftigen. Der erste Teil des Beitrages referiert einige zentrale Bestimmungen des antiken und mittelalterlichen Gerechtigkeitsbegriffs und geht auf die spezifische Bedeutung von Gerechtigkeit, Recht und Gewalt in der politischen Theologie des Mittelalters ein. In den beiden folgenden Abschnitten werden dann die literarischen Diskurse um Gerechtigkeit und Gewalt am Beispiel einiger Reineke Fuchsdichtungen beleuchtet. Die permanente Ausübung unrechter Gewalt, das Verfahren der Rechtsprechung, sowie die Einkleidung der Fuchs-Wolf-Fabel in die Rahmenerzählung eines Hoftages, werden im Mittelpunkt des Interesses stehen. Abschließend wird der Frage

---

<sup>1</sup> Dazu Kehne 1992. Vgl. auch die kritischen Ausführungen bei Kokott 1997, bes. S. 62 f. und allgemein Becker 2013.

<sup>2</sup> Zur Tierepik des Mittelalters vgl. die Übersicht bei Knapp 1984. Knapp zufolge ist die Gattung des Tierepos „eine Erfindung des Mittelalters“, die stoffgeschichtlich auf der Tradition der antiken Tierfabel aufbaut.

nachgegangen, inwieweit die Tierepik als Gesellschaftssatire zu verstehen ist. Oder grundsätzlicher gefragt: Geißeln die Fuchsdichtungen unter dem Deckmantel anthropomorpher Simulationen das unauflösbare Gerechtigkeitsdefizit der mittelalterlichen Lebensordnung?

## 2. Zum mittelalterlichen Gerechtigkeitsbegriff

Gerechtigkeit gehört zweifellos zu den Schlüsselbegriffen des politischen Denkens der Neuzeit.<sup>3</sup> Eine der Erklärungen für die späte Ausbildung eines universalen Gerechtigkeitsbewusstseins geht davon aus, dass erst seit dem Zeitpunkt, an dem breite Bevölkerungsschichten an den Prozessen von Rechtsetzung und Rechtsprechung beteiligt wurden, das Ideal der Gerechtigkeit angestrebt werden konnte. *Conditio sine qua non* für ein solches Interesse an der Rechtsprechung war, dass den Menschen der Status ihrer persönlichen Freiheit zugebilligt wurde (Blickle 1999: 87).

Der Glaube an ein höheres Recht, an eine kosmische Gerechtigkeit, geht jedoch bereits ins 6. Jahrhundert vor Chr. zurück, auf Anaximander von Milet und Heraklit von Ephesos. Nach Platon ist Gerechtigkeit „die Übereinstimmung der Seele mit sich selbst und ein wohlgeordnetes Verhältnis der Seelenteile untereinander und zueinander; eine Haltung, die jedem das Seine nach Verdienst und Würde zuweist; eine Haltung, die dazu befähigt, das für den Einzelnen Richtige unter den Erscheinungen zu erfassen; sie ist der Gehorsam gegenüber dem Gesetz (nomos), die Anerkennung der Gleichheit unter den Bürgern und der Dienst an der Gemeinschaft“ (Horoi 411 d). Für Aristoteles ist die Gerechtigkeit die vornehmste der Tugenden, weil sie das Zusammenleben der Menschen regelt und der Gemeinschaft dient.

Das Mittelalter hat die Gerechtigkeit als eine der vier christlichen Kardinaltugenden, neben Tapferkeit, Weisheit und Mäßigung von Platon übernommen. Diese Tugend umfasst sowohl das rechte Handeln gegenüber Gott als auch gegenüber den Menschen und schließt so streng genommen die drei anderen Tugenden mit ein. Zum Ideal der Gerechtigkeit hat die mittelalterliche Tierdichtung trotz und wegen der zahlreichen Rechtsprozesse und Rechtsprobleme ein besonders heikles Verhältnis. Wolfgang Schild sieht in der mittelalterlichen Auseinandersetzung mit dem aristotelischen Gerechtigkeitsbegriff folgende charakteristische Tendenz: „Dieser Bezug der Gerechtigkeit auf den anderen (alle anderen) verschob den Schwerpunkt von dem Willen und der Haltung auf das äußere Verhalten diesen anderen gegenüber.“ (Schild 1988: 131) Und weiter: „In der Nachfolge der Aristoteles-Rezeption wurde somit Gerechtigkeit zunehmend zu der politischen, auf das Gemeinwesen und seine Ordnung bezogenen Tugend. Für diesen Bereich war sie in der Tat die höchste der Tugenden, und mehr: sogar die einzige Tugend.“ (Schild 1988: 134) Der Unterteilung in eine *iustitia commutativa* und *distributiva* trat seit dem 14. Jahrhundert verstärkt die *iustitia punitiva* an die Seite. In der darstellenden Kunst treten

---

<sup>3</sup> „Gefragt ist die Gerechtigkeit im gesamten Bereich der menschlichen Beziehungen, sowohl denen der Kooperation als auch der Konkurrenz, sofern dabei widerstreitende Interessen, Ansprüche und Pflichten auftauchen.“ (Höffe 1994: 27) Der Band gibt eine bündige Zusammenfassung der verschiedenen Gerechtigkeitsdiskurse.

neben die bekannten Iustitia-Darstellungen mit Waage und Kranich Darstellungen mit Schwert, Beil oder Rutenbündel.<sup>4</sup>

Der Kirchenlehrer Augustinus hat dem christlichen Mittelalter einen vielfach gestuften und in der Wurzel gespaltenen Begriff von Justitia vorgegeben, den er in Absetzung zu antiken Vorstellungen von Gerechtigkeit entwickelt hatte. Ernst Bernheim arbeitet dies in seiner präzisen Zusammenfassung augustinischen Denkens heraus: „Gott ist die Quelle aller Gerechtigkeit, ist der Gerechte in höchster Vollkommenheit, und für die Menschen, welchen die ewige Friedensseligkeit des Jenseits zu Teil wird, ist auch diese höchste Gerechtigkeit erreicht, da sie, befreit von dem Widerstreit des irdischen Wesens, ohne Mühe und Kampf mit Gott eins sind in hingebender Unterordnung. Dem gegenüber ist wiederum alle Gerechtigkeit auch der Besten hienieden unvollkommen, aber diejenige, welche das wahrhaft gute Endziel der ewigen Einheit mit Gott – den ewigen Frieden – vor Augen hat und dem nachstrebt, ist darum immerhin vera Justitia zu nennen, im Gegensatz zu der äußerlichen Justitia im landläufigen antiken Sinne des Wortes.“ (Bernheim 1918: 35).

Die Zielvorstellung einer den Menschen geschuldeten Gerechtigkeit setzte sich erst im Laufe des 12. Jahrhunderts auf breiter Front durch. Dies scheint mit der Versachlichung von Rechtsvorstellungen und mit der Herausbildung eines Juristenstandes zusammenzuhängen.<sup>5</sup> Die politische Theorie hatte Gerechtigkeit (*iustitia*) vornehmlich personal, nämlich als Herrschertugend aufgefasst und sie damit an das von Gott aufgegebene *officium* des weltlichen oder geistlichen Machthabers gebunden. Der König, so meinten und formulierten die Bischöfe des 10. Jahrhunderts, möge „*pie, iuste et misericorditer*“ regieren. (Fichtenau 1992: 238) Und auch der Bischof solle die Gerechtigkeit mit der Milde paaren, heißt es in nicht wenigen Bischofsviten. Dabei wird recht schnell klar, dass mit Gerechtigkeit in erster Linie die strenge Durchsetzung des Rechts, die unnachsichtige Bestrafung von Übeltätern, die Ausübung des Richteramt gemeint ist.

Eine gewisse Ausweitung des Begriffs lässt sich im *Policraticus* des Johann von Salesbury (1159) feststellen. „Durch die ‚iustitia, quae politica dicitur‘ existiert überhaupt erst menschliches Gemeinwesen. Sie weist als praktische Tugend einem jeden seinen Standort im Offiziensystem, im Vollsinn des Wortes, seinen Beruf (*professio*), zu und steckt so den Kreis seiner Interessen (*studia*) und den Umfang seiner rechtmäßigen Gewalt ab.“ (Berges 1938: 137). Wilhelm Berges hat ebenfalls darauf verwiesen, dass Johann von Salesbury die Begriffe *res publica* und *corpus iustitiae* mitunter synonym verwendet und damit die Lebensform des Gemeinwesens als eine rechtlich begründete begreift.

---

<sup>4</sup> „Freilich wird darin auch der Verlust und Verfall der Gerechtigkeit als einer Tugend deutlich. Denn zusehends verstehen sich die Darstellungen der Justitia nicht mehr als moralische Mahnbilder oder vorbildliche Exempla tugendhaften Handelns. Immer mehr tritt der Charakter als Legitimationszeichen in den Vordergrund: daß nämlich das agierende Gericht, die bestehende Herrschaft, das vorhandene Gemeinwesen die Gerechtigkeit auch tatsächlich verwirklichen.“ (Schild 1988: 148)

<sup>5</sup> Vgl. die Beiträge von Otte 1981 und Wolf 1981.

Thomas von Aquin schließlich setzt sich in der *Summa theologica* mit dem aristotelischen Begriff der Gerechtigkeit auseinander und integriert ihn in die christliche Lebenslehre des Mittelalters. Er unterscheidet drei Grundformen der Gerechtigkeit, die Tauschgerechtigkeit, die zuteilende Gerechtigkeit und die allgemeine Gerechtigkeit, denen ein Gemeinschaftsideal, die Idee des Interessenausgleichs und die Rechtsform des Vertrages zugeordnet werden. Aus dieser Gliederung ergeben sich die Forderungen der Gerechtigkeit gegenüber den Mächtigen, den Mitmenschen und dem Gemeinwohl. Das scholastische Gerechtigkeitsverständnis kennt eine durch Gott bewirkte innere Befähigung des Menschen, Gerechtigkeit durch den Bezug zum anderen und das Gebot der Gleichheit zu üben.<sup>6</sup>

Führen wir uns im Gegenzug die Ambivalenz des mittelhochdeutschen Wortes *gewalt* vor Augen. Es steht einerseits für *violentia*, also für Aggression und Gewalttätigkeit, andererseits für *potestas* im Sinne von göttlicher und weltlicher Macht, Herrschaft und Amt, aber eben auch von Gewalt, im Mittelalter verstanden als päpstliche und kaiserliche Gewalt sowie als die institutionalisierte, rechtmäßige Herrschaft über Sachen, Personen und ihre Organisationsformen in Ableitung von der Allgewalt Gottes. Diese Ambivalenz ist Ausdruck eines geschichtlich geformten Rechtsverständnisses. Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm ist unter *gewalt* oder Gewaltsamkeit in der Bedeutung von *violentia* von zwei Hauptbegriffen die Rede: „eine kraftfülle, die jeden widerstand niederzwingt, und eine anwendung der macht, die das recht beugt. so ergeben sich die bedeutungen ‚zwang‘ und ‚unrecht‘, die in der mittelhochdeutschen periode ihre eigenen kreise für die verwendung des wortes *gewalt* ziehen. beide führen im grunde auf die bedeutung ‚macht‘ zurück [...].“ (Grimm 1911: 4939)

Gewalt als Instrument zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Leben der mittelalterlichen Gemeinschaften und Gruppen war im frühen Mittelalter weithin akzeptiert. Heinrich Fichtenau stellt dazu fest: „Rechtmäßige Gewalt galt als natürliches Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung dort, wo andere Mittel versagten. Sie reichte von der Prügelstrafe in Familie und Schule über Rad und Galgen bis zum gerechten Krieg, über dessen Problematik man sich wenig den Kopf zerbrach.“ (Fichtenau 1992: 544) Diese Funktion der Gewalt als Ordnungs- und Strafmaßnahme, die dem Begriff der *potestas* erst Nachdruck verleiht, schärfte das Wissen um die politische Notwendigkeit, das Recht zur Gewaltanwendung zu kanalisieren, zu reglementieren und allmählich immer stärker zu begrenzen.

Vor diesem Hintergrund betrachtet erscheint die mittelalterliche Tierdichtung geradezu als Schauplatz ungezügelter und rechtsverletzender Gewalt. Weder Rechtsnormen noch Rechtsprechung gebieten der puren Willkür und brachialen Gewalt der tierischen Akteure wirksam Einhalt. Man wird nur wenige andere literarische Texte des hohen Mittelalters finden, in denen die Ausübung von Gewalt derart ungehemmt zum Untergang der Gesellschaft führt, wie dies im Tierepos *Reinhart Fuchs* des Elsässers Heinrich der Fall ist. Wenn nach den – dem römischen Juristen Domitius Ulpian (ca. 170-228) zugeschriebenen und im *Corpus Iuris Civilis* aufgenommenen – Worten das Wesen der Gerechtigkeit darin besteht, *honeste vivere, alterum non laedere, suum cuique tribuere* (10. Buch der Digesten), dann kann man die mittelalterliche Tierepik mit Fug und Recht als

---

<sup>6</sup> Vgl. dazu die Artikel ‚Gerechtigkeit‘, in: Ritter (ed.) 1974: 332 f. sowie von theologischer Seite Klauser (ed.) 1978: Bd. 10, 233-360.



Gegenprogramm zu diesen Regeln für den Umgang mit sich, mit den anderen und mit den materiellen Gütern in der Welt verstehen. Mittelalterliche Tierdichtungen stehen ja gerade im Zeichen des verletzten Rechts, des Regelverstoßes, der Übertretung und der heillosen Unordnung. Die tierische Gesellschaft agiert unter der Vorherrschaft der Laster und des Eigennutzes und lässt dabei weder heimliche noch gewaltsame Delikte aus. Wo Zuchtlosigkeit und Unordnung derart übermächtig walten wie im *Ysengrimus* oder in den Fuchsdichtungen, da dringt vielleicht noch die Idee der Ordnung oder eine Ahnung von Zucht an die Oberfläche, nicht aber die Zielvorstellung von Gerechtigkeit als eines bindenden oder eines universalen Prinzips des menschlichen Gemeinschaftslebens. Aus diesem Befund ergeben sich als leitende Fragen: Macht die Vorherrschaft von „Willkür“ und „Gewalt“ in der Fuchsepik das Gerechtigkeitsdefizit in der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung sinnfällig? Oder hält sie noch an der Idee von sittlicher Gerechtigkeit fest?

### 3. Gerechtigkeit und Gewalt in der mittelalterlichen Tierepik

Im Erzählkosmos der mittelalterlichen Tierdichtungen haben die in der höfischen Romanliteratur favorisierten Formen des Ausgleiches von Konflikten und die Bewährung des Protagonisten keine Konjunktur. Die tierischen Akteure, besonders deutlich an der Konstellation von Fuchs und Wolf erkennbar, sind in einen unaufhaltsamen Prozess der Zerstörung der sozialen Ordnung verstrickt. Der Kampf um Ansehen und Glücksgüter wird auf mentaler wie auf körperlicher Ebene ausgetragen und endet nicht selten mit der Schändung, Verstümmelung oder Vernichtung des Gegenspielers. Die volkssprachliche Tierepik bildet offensichtlich eine Nische, in der nur Arglist, Tücke und brutale Gewalt die Handlungsweisen der Akteure bestimmen.<sup>7</sup>

Ermöglicht wird dieses Bild einer defizitären Gesellschaft durch die konsequente Distanzierung von den höfisch-aristokratischen Repräsentationssystemen. Die Vermischung der menschlichen mit der tierischen „Natur“ lizenziert gewalttätige Übergriffe, sexuelle Nötigung, körperliche Strafen und Schändungen und stellt den Legitimitätsanspruch der herrschenden Gesellschaftsordnung damit rigoros in Frage. Man kann diese ursprünglich aus der Welt der lateinisch gebildeten Kleriker und Mönche stammende Einstellung zur Welt als grundsätzliche Kritik an den profanen Verhältnissen verstehen.<sup>8</sup> Diesen pädagogischen Grundsatz, den man ihr nicht selten zubilligt, umgeht und unterläuft die Tierdichtung auf der Erzählebene freilich in nicht wenigen Fällen. Der Fuchs kommt eben nicht in die Verlegenheit, die Ungerechtigkeiten, die er anderen zufügt,

---

<sup>7</sup> Tiere in der Dichtung sind sowohl mit einem artspezifischen als auch mit einem menschlichen Verhaltensrepertoire ausgestattet. So können sie einerseits komplizierte Spiegelfunktionen übernehmen, andererseits halten sie stets einen gewissen Abstand zum Menschlichen und vor allem zum Mitmenschlichen ein. Die folgenden Ausführungen stützen sich streckenweise auf den Aufsatz von Tuchel 1997.

<sup>8</sup> „Wenn es aber richtig ist, dass das oberste Gebot der Gerechtigkeit *neminem laede* (verletze niemanden!) lautet, dann lernt man Wert und Wirklichkeit der Gerechtigkeit und des rechtmäßigen Handelns am besten dadurch kennen, dass man die Folgen der Ungerechtigkeit an sich und anderen beobachtet.“ (Pleister 1988: 194).

auch am eigenen Leib zu erleben, denn es gelingt ihm immer zur rechten Zeit, der *iustitia punitiva* zu entfliehen oder die *iustitia distributiva* so zu verkehren, dass er keinen Nachteil davonträgt.

Das älteste Tierepos in deutscher Sprache klagt bitter über die heillosen Zustände und die Herrschaft des Unrechts in der Gesellschaft. Der vermutlich aus dem Elsass stammende Dichter Heinrich<sup>9</sup> hat mit seiner Bearbeitung des altfranzösischen *Roman de Renart* am Ende des 12. Jahrhunderts den zyklischen Branchen Pierres de Saint-Cloud und denen seiner Fortsetzer eine epische, auf ein Ziel hin gerichtete Struktur verliehen.<sup>10</sup> Der Kern der Fabel, die Feindschaft zwischen Fuchs und Wolf,<sup>11</sup> geht auf die lateinische Tierdichtung des 11. und 12. Jahrhunderts zurück, auf die in leoninischen Hexametern verfasste *Ecbasis cuiusdam captivi per tropologiam*<sup>12</sup> eines Mönches aus dem Reformkloster St. Asper in Toul und den *Ysengrimus*<sup>13</sup> des Magister Nivardus von Gent. In diesen beiden frühen Dichtungen ist der Wolf der Protagonist der Erzählhandlung, doch schon hier geht es ihm im wahrsten Sinne des Wortes ans Fell: Auf den Rat des Fuchses hin büßt er im *Ysengrimus* Haut und Haar ein, damit der kranke König geheilt werden kann.

Im mittelhochdeutschen Text Heinrichs liegt der Focus dann ganz eindeutig auf dem Thema der Delinquenz: Untreue, List und Verrat beherrschen die Szene. Von Gerechtigkeit im Sinne einer Tugend, die das rechte Handeln gegenüber Gott und den „Mittieren“ umfasst, findet man keine Spur. Im Hinblick auf Rechtsnormen und Rechtsprechung hingegen finden sich zahlreiche Signale. Der Luchs, der mit dem Wolf Isengrin und mit Reinhart verwandt ist, will einen Gerichtstag einberufen (V. 1077-1084).<sup>14</sup> Der Gerichtstag wird dann auch *gesprochen / vber dri wochen*, entsprechend der Frist, wie sie auch im Landrecht I, 67 § 1 des Sachsenspiegels belegt ist. Der Fuchs jedoch flieht die anberaumte Versammlung. Als Gipfel der Verhöhnung geltenden Rechts vergewaltigt er stattdessen die in einem Dachsbau eingeklemmte Wölfin Hersant. Das alles geschieht, wie der Spielmann Heinrich bemerkt, *in einem lantvride* (V. 1239). Für Vrevel,

---

<sup>9</sup> In der Frage, ob die Bezeichnung *glichezâre* als Cognomen des Dichters im Sinne von „Spielmann“ oder „Fahrender“ zu verstehen sei – wie dies seit dem diplomatischen Abdruck der Kasseler Bruchstücke durch Jacob Grimm immer wieder angenommen wurde – oder ob sie sich im Sinne von „scheinheilig“ und „heuchlerisch“ auf den Fuchs bezieht, kommt Düwel 1967: 243 nach einer Einsicht in die Hs. S<sub>3</sub> zu dem Schluss, dass das Wort „*g(i)lichezare*“ eine Bezeichnung für den Fuchs sei. Zum Autor und zu Fragen der Überlieferung vgl. auch Düwel 1981: 666-677, zu Fragen der Datierung Schwab 1967: 49.

<sup>10</sup> Vgl. Jauß 1959: 278 ff., der im Anschluss an einige vereinzelte Stimmen der älteren Forschung (E. Klibanski und G. Baesecke) die selbstständige Intention und Wertigkeit des mittelhochdeutschen Tierepos hervorhebt. Die kritischen Einwände gegenüber der romanhaften Tierdichtung reißen nicht ab, und noch Max Wehrli hält von der Bearbeitung Heinrichs nicht allzu viel: „Man sieht hier, wie ordinär Tierdichtung sein kann, wenn sie um den höheren Glanz der Form, ihren stilistischen Humor und ihre allegorischen Elemente kommt.“ (Wehrli 1969: 122)

<sup>11</sup> „Die Darstellung der Tierwelt als ein Reich, dessen Herrscher der Löwe ist und in dem die Feindschaft von Wolf und Fuchs die bewegenden Handlungen hervorruft, ist der Kern aller mittelalterlichen Tierdichtung.“ (De Boor 1974: 399)

<sup>12</sup> Vgl. hierzu Knapp 1979: 11-39.

<sup>13</sup> Vgl. Mann 1987: 1170-78.

<sup>14</sup> Zitate nach der Ausgabe Düwel e. a. 1984, der die Hs. K sowie in der Synopse die Kasseler Fragmente S zugrunde liegen. Wo die ältere Hs. S vorliegt, wird diese zitiert. Eine Ausgabe mit Übersetzung bietet Göttert 1976.

den König der Tiere, besteht nun die Verpflichtung, Gericht über die vorgebrachten Klagen zu halten. In sechs Wochen soll dem Übeltäter der Prozess gemacht werden. Alle Vorbereitungen werden getroffen, doch Reinhart bleibt der Versammlung erneut fern. Man beschließt, Reinhart aufzuhängen oder zumindest des Landes zu verweisen. Doch das Kamel aus Thuschalan gibt dem Hoftag eine Rechtsbelehrung, in der es auf das geltende Verfahren der dreimaligen Vorladung verweist.<sup>15</sup>

*[...] bi dem eide wil ich vch zv rechte han,*

*Swen man hie ze hove beklage,*

*ist er hie niht, daz manz im sage*

*Vnd sol in dristvnt vur laden.*

*kvmt er niht fvr, daz ist sin schade*

*Vnd sol im an sin leben gan.*

*bi dem eide ich ditz erteilet han. (V. 1446-1452)*

Zwei Boten werden daraufhin zu Reinhart geschickt, doch sie kehren nicht mit dem Beklagten, sondern mit erheblichen Blessuren und neuen Klagen über den Fuchs zum Hof zurück. Dem dritten Boten, Krimel, leistet Reinhart schließlich Folge. Er wehrt sich vor Gericht gegen die Anschuldigungen Bruns und Dieprechts, der ersten beiden Boten, indem er vorgibt, wegen der Krankheit des Königs – eine Ameise war ihm ins Gehirn gekrochen und verursachte ihm dort Leid – in Salerno gewesen zu sein. Unter der Vorgabe, den König heilen zu wollen, fordert er dann Fell, Haut, Fleisch und Leben der anwesenden Tiere. Gleichwohl nutzt auch die Ausplünderung seiner Getreuen dem König am Ende nicht, denn Reinhart verabreicht ihm einen Giftrank, der Haupt und Zunge des Herrschers in Einzelteile zerfallen lässt.<sup>16</sup> Das Gift freilich, an dem König und Reich zerbrechen und zerfallen, lässt sich sehr genau qualifizieren: Falschheit, Lug, Trug und Untreue am Hof und unter den Mächtigen.<sup>17</sup>

Die Stellung des Königs als Sachwalter der Gerechtigkeit wird in dieser Episode ebenso konterkariert wie das höfische Minne-Ideal in der Episode zuvor. Giftmord, Vergewaltigung und Verstümmelung besiegeln den Triumph der Barbarei über die Tugenden. Das Gemeinwesen ist seines Hauptes, seiner Sprache und seiner Glieder beraubt. Das löbliche Einhalten rechtlicher Verfahren – wie der dreimaligen Vorladung – führt keineswegs zur Gerechtigkeit, sondern begünstigt den Rechtsfeind. Das Recht führt

---

<sup>15</sup> Vgl. dazu Janz 1995: 181-197.

<sup>16</sup> Hierzu Widmaier 1993: 17: „Der Tod des Königs am Ende des Werkes ist ein Novum in der Tradition der Tierepik, scheint jedoch von der Anlage des Werkes nur konsequent und ist als gerechte Strafe für den *rex iniustus* aufzufassen.“

<sup>17</sup> In diese macht- und hofkritische Richtung zielt auch die Interpretation des Reinhart Fuchs-Epos von Johnson 1999: 379 ff.

im schlimmsten Fall zu dessen Ermächtigung, was gleichbedeutend mit dem Untergang der Rechtsordnung ist. Der Übeltäter könnte seiner gerechten Strafe zugeführt werden, wenn nicht auch der höchste irdische Vertreter des Rechts die Aufgabe der Rechtswahrung um des eigenen Vorteils willen preisgegeben hätte.<sup>18</sup>

Gewalt, im Sinne von unrechter Machtausübung, wird in dieser Fuchsdichtung unablässig und in steter Steigerung praktiziert. Sie reicht von kleineren Listen und Hinterhalten bis zu üblen Verstümmelungen, Vergewaltigung und schreckt auch vor Mord nicht zurück. Der eigene Vorteil, der sich hauptsächlich am animalischen Fress- und Selbsterhaltungstrieb, aber auch –wie bei der Belehnung des Elefanten oder der Begünstigung des Kamels – an Besitzständen festmacht, wird jederzeit über das Wohl des Gemeinwesens gestellt.<sup>19</sup> Besonders fatal wirkt es sich aus, wenn auch der oberste Hüter von Recht und Ordnung diesen Umtrieben nicht besser als der notorische Rechtsfeind Raum gibt. Mit dem Königsmord besiegelt der Epiker den Untergang des gesamten Staates. Keine der späteren Fassungen des Stoffes ist ihm hierin, wie etwa das Nibelungenlied um 1200 oder Wittenwilers „Ring“ zu Beginn des 15. Jahrhunderts, mit letzter Konsequenz gefolgt. Die späteren Bearbeiter nehmen in der Regel die mittelniederländischen Dichtungen aus dem 13. und 14. Jahrhundert als Vorlage, so dass dem *Reinhart Fuchs* mit seiner düsteren Diagnose unheilbarer Unrechtszustände in der Gesellschaft keine breitere Wirkung beschieden war.<sup>20</sup>

Gleichwohl reicht dieser Befund nicht aus, den *Reinhart Fuchs* des Elsässers Heinrich als zynische Satire auf die Machtpolitik in der Stauferzeit zu verstehen. Im Schlagschatten seiner Diagnose über die Herrschaft des Unrechts und den Erfolg der Treulosigkeit steht die bodenlose Enttäuschung über ein Gemeinwesen, in dem das hergebrachte, vielleicht auch idealisierte Netz sozialer Beziehungen, verwandtschaftlicher Verpflichtungen, gegenseitiger Bindungen (Minne) und Dienste längst gerissen und löcherig geworden ist. Die modernen, objektiven und kodifizierten Regeln und Institutionen des „Staates“, allen voran das Rechtssystem, fordern in seiner Sicht aber keine Ausbildung von Tugenden in dem hergebrachten personalen Sinne, sondern dienen als probate Mittel bei der

---

<sup>18</sup> Der ungerechte Richter ist keine Besonderheit der Fuchsdichtungen, sondern ein Spezifikum aller Tierfabeln. Hierzu Pleister 1988: 183: „Ihrer vorwiegend kritischen Weltsicht gemäß befasst sich die Fabel in erster Linie mit dem ungerechten Richter“. Der Prozess im *Reinhart Fuchs* wurde insbesondere von der rechtsgeschichtlichen Forschung zur Kenntnis genommen und als Quelle zur Erläuterung rechtssprachlicher Termini herangezogen.

<sup>19</sup> Linke 1974: 261 hat die Angriffe des Fuchses auf die verschiedenen Gemeinschaften näher untersucht und kommt zu dem Ergebnis, dass sie sich nach dem Prinzip der Steigerung zunächst gegen den fest umrissenen Kreis der Blutsverwandten richten, dann auf sogenannte Wahlverwandte und soziokulturelle Einrichtungen ausgedehnt werden, bis sie sich schließlich gegen „das Ganze von Gesellschaft und Staat“ richten: „Offensichtlich kam es dem Autor darauf an, das zerstörerische Eindringen des Fuchses in alle Formen sozialer Zusammenschlüsse zu demonstrieren.“ Ruh 1980: 32 hat darauf hingewiesen, dass es im ausgehenden 12. Jahrhundert noch keine Alternative zur feudalaristokratischen Gesellschaftsform gab: „Der ‚RF‘ als Kontrafakt höfischer Epik demaskiert mit Hilfe der Tiermaske die eben ausgeformte ritterliche Idealwelt, ohne ihr ein neues Bild der Gesellschaft gegenüberzustellen.“

<sup>20</sup> Grubmüller 1967: 117 sieht im *Reinhart Fuchs* ein „Formen- und Typenarsenal [...], aus dem die Tierschwänke des 13. Jahrhunderts leben – nicht unbedingt im Sinne historisch faßbarer Entlehnung, sondern als Idealtypus, in dem alle die aufgesplitterten Formtypen der Tierschwänke gemeinsam realisiert sind und der ihre relative Einheit konstituieren könnte“.

Durchsetzung eigennütziger Ziele. Solches „Recht“ verhindert Gerechtigkeit: In einer Welt, in der faktisch unrechte Gewalt triumphiert und *triuwe* als Prinzip personaler Bindung korrumpiert ist, verliert auch das Recht seine ordnende Kraft.

#### **4. Rechtsprechung, Unrecht und Gewalt in der niederländischen und niederdeutschen Tierepik**

In gewisser Weise ist es ein Paradox, dass gerade derjenige Stoff in der Geschichte der Tierdichtung zunehmend verrechtlicht wurde, dessen Grundzug gewalttätiges und unrechtmäßiges Handeln ist. Die Fuchsdichtungen, denen eine breitere Rezeption beschieden war, haben dafür die traditionelle Gerichtsverhandlung konsequent zu einer Rahmenerzählung ausgebaut. Die erste mittelniederländischen Dichtung, *Van den vos Reynaerde*, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, auch *Reinhart I* genannt,<sup>21</sup> führt den Hörer oder Leser gleich *medias in res*, zum Hoftag, an dem Reynaert wegen seiner Missetaten nicht teilnimmt. In Anlehnung an die Szenarien der höfischen Artusepik beruft der König diesen Hoftag zu Pfingsten ein. Isengrim erhebt als erster Klage wegen der Vergewaltigung seiner Frau Hersint, ihm folgen das Hündchen Courtois, das sich über den Diebstahl einer Wurst beklagt – dessen Klage von Kater Tibeert jedoch sogleich abgewiesen wird – und der Biber Panker, der den Fuchs ausgerechnet zur Zeit des Königsfriedens eines Mordversuchs an dem Hasen Cüwart bezichtigt.

Reynaert, selbst nicht zugegen, findet jedoch in seinem Neffen, dem Dachs Grimbeert einen Fürsprecher, der im Gegenzug unrechtes Verhalten des Wolfes ins Feld führt, von Episoden berichtet, in denen Reynaert als Verbündeter Isengrins für diesen Schollen und Schweinespeck ergaunert hat, von denen Reynaert lediglich die Gräten oder den Faden vom Speck bekommen habe. Die Vergewaltigung wird in Grimbeerts Darstellung zu einem Ehebruch, welcher zudem noch von der Wölfin ausging.

In dem Moment, in dem die Darstellung des Sachverhaltes Zweifel an der Schuld des Fuchses aufkommen lässt, erscheint der Hahn Canticleer mit der toten Henne Coppe. Die Waage der Iustitia neigt sich wieder zu Ungunsten Reynaerts. Braun wird als erster Bote vom König ausgesandt. Reynaert packt diesen bei seiner Naschlust, lockt ihn zu einem verkeilten Baumstamm, in dem Honigwaben sein sollen. Doch als der Bär den Kopf hineinsteckt, zieht Reynaert die Keile aus dem Stamm und alarmiert die Bauern. Um sein Leben zu retten, befreit sich Braun aus der Falle, lässt aber ein Ohr und seine Wangen im Stamm zurück. Der zweite Bote, der Kater Tibeert, verliert beim Mäusefang im Pfarrhaus ein Auge und kommt knapp mit dem Leben davon. Beide Male schafft der Fuchs es, die Ladung dadurch zu umgehen, dass er die Tiere mit ihren Lieblingsspeisen in eine Falle lockt. Die Bestrafung überlässt er dann den Menschen, ein Muster, das in vielen Episoden der Fuchsdichtungen begegnet: Im *Reinhart Fuchs* ist es der Ritter Birtin, der dem Wolf den Schwanz durchtrennt. Klosterbrüder verprügeln Isengrim, als sie ihn aus dem Brunnen ziehen, ein Pfaffe und seine Familie verbleuen den gefangenen Kater. Peinliche Strafen werden von Menschenhand vollzogen, doch der Drahtzieher des Ganzen bleibt der Fuchs.

---

<sup>21</sup> Autor ist der flämische Dichter Willem. Wir legen die Ausgabe von Kloos 1992 zugrunde.

Auf das schon erwähnte Verfahren der dreimaligen Vorladung des Beklagten beruft sich im *Reinhart I* der Dachs Grimbeert als dritter Bote. Ihm folgt Reynaert auch an den Hof. Dort tischt er dem König und der Königin, von deren Existenz man erst in Vers 2155 erfährt, eine Lügengeschichte über eine Verschwörung und einen Schatz auf. Die Begehrlichkeit des Königs ist geweckt, alle Missetaten des Fuchses sind vergessen. Reynaerd beschreibt dem Königspaar den Weg zum Schatz, will selber jedoch nach Rom pilgern, um sich vom päpstlichen Bann zu befreien. War bislang Federvieh die einzig lebende Beute des Fuchses, was seiner Natur ja durchaus entspricht, so rückt er von jetzt an auch anderen Tieren zuleibe: Vom Rückenfell des Bären lässt er eine Pilgertasche anfertigen, von den Vorder- und Hinterläufen Isengrins und Hersints je zwei Paar Schuhe. Seine Pilgerreise endet an seiner Festung Maupertüs; dort bringt er den Hasen Cüwart um und hängt dem Bock Belin die Tasche mit dem Kopf des Ermordeten um den Hals und schickt ihn damit an den Königshof. Als der König den Betrug erkennt, bietet er den geschändeten Tieren die Versöhnung an. Eher der Not als ihrem Herzen gehorchend, schließen die Tiere Frieden mit dem König. Die mittelalterliche Herrschertugend der *iusititia* hat der König in dieser Dichtung jedoch weit verfehlt. Zurück bleiben ein schaler Geschmack, der Ruf nach einem höheren Richter und die Forderung nach einer gerechten Bestrafung des Übeltäters.

Um 1375 wurde diese Reynaert-Fassung dann von einem flämischen Dichter überarbeitet. Der doppelte Umfang von Reynaerts Historie (*Reynaert II*) verdankt sich der Wiederaufnahme der Verhandlung gegen den Fuchs,<sup>22</sup> die mit einem gerichtlichen Zweikampf zwischen Fuchs und Wolf endet, ebenso wie in der bekannten niederdeutschen Fassung der Lübecker Mohnkopfdruckerei aus dem Jahre 1498, dem *Reynke de vos*.<sup>23</sup> Der Autor Hinrek von Alckmer hat den Stoff in vier Bücher unterteilt. Wieder ist es Isegrim, der bei dem zu Pfingsten anberaumten Hoftag als erster Klage wegen der Schändung seiner Gattin erhebt.<sup>24</sup> Zusammen mit Wackerlos, dem Hund, und dem Panther fordert Isegrim den Tod seines Feindes. Wieder springt der Dachs für Reynke in die Bresche und bietet sich – nachdem den ersten beiden Boten wieder übel mitgespielt wurde – aus freien Stücken als dritter Königsbote an. Auf dem Weg zum Hof gesteht Reynke: *Dat was myn schult. wo yd ok sy* (V. 1407)<sup>25</sup> und gibt zu: *Van rechte klaget de hane ouer my* (ebd.). Nach den 39 Kapiteln des ersten Buches wird – dies ist wohl eine Parallele zum gedoppelten Abenteuerweg des Helden im höfischen Roman – ein weiterer prächtiger Hoftag gehalten.<sup>26</sup> Kaninchen und Krähe figurieren nun als Hauptkläger. Den Anlass für einen erneuten Prozess sehen die Kläger darin, dass sich der König anderenfalls selber schuldig machen würde:

*Men sprickt. de is mede schuldich der daet*

*De nicht enstraffet. de myssedaet*

*Vnde eyn yslyck wyl dan wesen here*

<sup>22</sup> Dazu auch Tüchel 1998: 242 ff.

<sup>23</sup> Eine ausführliche Analyse zum Komplex des gerichtlichen Zweikampfes bei Janz 1994: 73-94.

<sup>24</sup> Vgl. dazu Kokott 1982: 42-70.

<sup>25</sup> Zitat nach Goossens 1983.

<sup>26</sup> Zum Sinn der Verdoppelung siehe Kolb 1983: 337 ff.

Der König schiebt der Königin die Schuld dafür in die Schuhe, dass er Reynke beim ersten Mal laufen ließ. Auf eigene Faust zieht daraufhin der Dachs los, um Reynke zu warnen. Auf dem Weg zum Hof beichtet Reynke und zählt alle Vergehen auf, deren er sich seit der letzten Beichte schuldig gemacht hat. Als Beweggrund gibt er an: *Dyt dede ik al dorch hates wyllen* (V. 3712) – der Trieb zur Nahrungsaufnahme ist hier offensichtlich einer niederen Gesinnung gewichen. Am Hofe angekommen, tischt Reynke Geschichten auf, die ihn nach altbekanntem Muster von allen Vorwürfen entlasten. Zur Klärung der Schuldfrage schlägt er selbst einen Zweikampf gegen den Wolf vor. Doch dauert es noch bis zur erneuten Klage Isegrims, bis der Wolf ihn ebenfalls zum Zweikampf fordert. Es ist die Fruchtlosigkeit seiner Klagen gegen den Fuchs, die Isegrim dahin bringt, Reynaert zum Zweikampf aufzufordern und ihm den Fehdehandschuh zu überreichen. Bis zu diesem Zeitpunkt hätte der Fuchs den Ausbruch von Kampfhandlungen noch abwenden können, denn: „Mittelalterliche Fehdeführung bestand ganz wesentlich aus gezielten Drohgebärden, die den Gegner zum Nachgeben und Einlenken aufforderten. Vor wirklicher Gewaltanwendung stand also eine Phase ihrer Androhung, in der man sehr genau die Risiken einer Eskalation abschätzen konnte [...]“<sup>27</sup>

Der physischen Stärke des Wolfes begegnet der Fuchs auf Anraten der Äffin Rukenae dadurch, dass er sich am ganzen Körper einölt und auf seinen Schweif uriniert. Der Ausgang des Kampfes endet zwar nicht mit der Tötung des Wolfes, jedoch mit dessen Entmannung. Der Fuchs siegt und wird vom König in den Rat aufgenommen. Im *Van den vos Reynaerde* flieht der Fuchs mit seiner Familie, nachdem er eine letzte blutige Tat begangen hat. Der König erkennt seinen Fehler, stempelt Belin flugs zum Sündenbock und erklärt Reinhart und seine Verwandten für vogelfrei, um sich mit seinen Getreuen wieder auszusöhnen. Die gesellschaftliche Ordnung kommt nach den turbulenten Vorkommnissen hier gerade noch einmal ins Lot. In *Reynaerts Historie* und im *Reynke de vos* wird der Fuchs nach dem Zweikampf jedoch nicht nur am Hofe wieder aufgenommen, sondern überdies noch mit dem wichtigsten Amt, dem des Reichskanzlers, betraut.<sup>28</sup>

In diesen späteren Bearbeitungen des Stoffes hebt der Fuchs die Regeln der Gesellschaft mit seinem Intellekt und durch rationales Kalkül – seiner sprichwörtlich gewordenen fuchsischen Schläue – aus den Angeln. Immer wieder nutzt er die Schwachstellen der anderen beim Kampf um die Verteilung der gesellschaftlichen Güter, um jeden denkbaren Vorteil für sich herauszuschlagen. Fress- und Habgier, Leichtgläubigkeit und Täuschbarkeit, Eigennutz und Unrecht produzieren einen unauflösbaren Bodensatz an Ungerechtigkeit. In diesem Sumpf geht nur derjenige nicht unter, der systematisch davon zu profitieren versteht. So ist es nur folgerichtig, wenn die bekannten Untaten des Fuchses

---

<sup>27</sup> Althoff 1998: 158.

<sup>28</sup> Der Fuchs vereinigt sich „mit König und Hof in einem Reinhardismus, der allen weltlichen und kirchlichen Höfen gemeinsam ist.“ Kloos 1992: XIX. Anders als im mittelhochdeutschen *Reinhart Fuchs* wird die Gesellschaft als solche nicht in Frage gestellt oder dem Zerfall anheimgegeben: „Er [sc. Reynke] verändert nicht die Verhältnisse, sondern er etabliert sich in ihnen.“ (Kokott 1981: 77)

in der Geschichte der Tierepik allmählich toleriert werden und schwankhafte Züge im Sinne von Streichen gewinnen.<sup>29</sup>

## 5. Gesellschaftssatire oder Gerechtigkeitssinn?

Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Fuchsdichtungen verbindet das gemeinsame Interesse, Ursachen und Ursprünge für das notorische Gerechtigkeitsdefizit in der Gesellschaft nachzuspüren. Recht (Gerechtigkeit) und Gewalt werden in vielen Episoden dieses literarischen Genres gegeneinander ins Feld geführt. Ob das Unrecht nun alle in den Untergang zieht, ob es sich gegen das Recht durchsetzt, ob es als Mittel zum Unrecht instrumentalisiert oder ob Unrecht einfach nur unbestraft und ungesühnt bleibt, nirgends gerät der Maßstab der Gerechtigkeit als einer höheren, das Recht gewährleistenden Instanz ins Blickfeld der Tierepik. Und eine weitere aufschlussreiche Tendenz zeigt sich: Der Sinn für die ordnungserhaltenden Kräfte in der Gesellschaft und für die Ursachen von Unrecht und Gewalt geht zunehmend verloren. Wenn Unrecht und Gewalt nicht mehr klar zu qualifizieren sind, wird es schwierig, sie einzudämmen oder zu bestrafen. Die düstere Prognose des Elsässers Heinrich hatte noch den Vorteil, dass im Sieg des Bösen über das Gute zwar die Macht, aber nicht der Wert der Tugenden und des Guten an sich in Frage gestellt wurde. In den Fabeln, in denen der Fuchs am Ende das Weite sucht, weiß man nach allerlei üblen Zwischenfällen die geltende Ordnung immer noch bestätigt. Die unrechte Gewalt wird zwar nicht gesühnt, muss aber zumindest der rechten Gewalt, dem positiven Recht weichen. Was fehlt, ist die Bestrafung des Täters und die für das mittelalterliche Rechtsverständnis wichtige Wiederherstellung der gestörten Ordnung. Gewalttaten sind nach den (Volks-)Rechten in der Regel durch festgelegte Geldbeträge zu sühnen, um der Selbsthilfe der Sippen Einhaltung zu gebieten. In der Tierepik greifen aber weder Ablösesummen noch das Vergeltungsprinzip. Auch diese Rechtsgrundsätze prallen an der Willkür und der List des Fuchses ab.

Die Fuchsdichtungen entwickeln einen Sinn für Gerechtigkeit nur insoweit, als sie die Unrechtmäßigkeiten und Fallstricke des zeitgenössischen Rechtssystems schonungslos offen legen und die (ungerechte) Rechtswirklichkeit satirisch anprangern. Zeugen, die für einen Angeklagten aussagen, sind nach mittelalterlichem Recht gewünscht, können eine gerechte Strafverfolgung aber auch vereiteln. Der Zweikampf, in dessen Ausgang sich göttlicher Wille offenbaren sollte, kann durch Manipulation und unehrenhaftes Verhalten zu einem Instrument des Unrechts werden. Der Übeltäter bleibt unbehelligt und wird am Ende sogar in Amt und Würden eingesetzt. Die späteren Bearbeitungen des Fuchsstoffes zeigen an, dass die Ordnung der Gesellschaft und ihr Rechtssystem nicht weniger in Gefahr gesehen werden als schon im Hochmittelalter. Wenn der Übeltäter aber ungehindert, straflos und der Rechtsordnung zum Trotz Erfolg in der Gesellschaft haben und Einzug in die höchsten Ämter halten kann, so ist dies auch ein Indikator für eine sich wandelnde Auffassung von Recht und Gerechtigkeit im Spätmittelalter und in der Frühen

---

<sup>29</sup> Vgl. auch Tuchel 1997: 165 ff.



Neuzeit. Auf der Basis des hier gesichteten Materials ist man versucht, von einer widersprüchlichen und diskontinuierlichen Entwicklungstendenz zu sprechen. Einerseits ist der im Kern mittelalterliche Wunsch nach Größe und Stärke der Garanten der gesellschaftlichen Ordnung noch sehr ausgeprägt, andererseits setzt sich eine gewisse Einsicht in die Unvollkommenheit und Schwäche dieser Werte und Institutionen durch. Ungerechtigkeit als vorherrschende Haltung unter den Mächtigen und Wissenden wird – zumindest von der mittelalterlichen Tierdichtung – allmählich als Faktum, ja als Normalfall akzeptiert.

Gegen diese resignative Akzeptanz der „Normalität“ von Gewalt, Unrecht und Grausamkeit in der Gesellschaft wendet sich Montaignes Denken in seinem eingangs angeführten Essay „Über die Grausamkeit“ mit großer Entschiedenheit. Gerechtigkeit avanciert bei Montaigne zum Bestimmungsgrund der Mitmenschlichkeit schlechthin. Wohlwollen und Barmherzigkeit walten als Tugenden der Mitkreatürlichkeit neben und unter der mitmenschlichen Gerechtigkeit. Der höchste Maßstab, der der menschlichen Gemeinschaft aufgegeben ist, dasjenige, was wir einander schulden und entgegenzubringen haben, ist und muss Gerechtigkeit sein. Damit sind wesentliche Fragen des Gerechtigkeitsverständnisses an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit aufgerufen. Vereinfacht gesagt erscheint die freiheitliche Gerechtigkeit als eine Verpflichtung, die sich aus dem Menschsein ergibt und nur daraus begründen lässt. Es ist unschwer zu erkennen, dass Montaigne kosmologische Positionen des antiken und ontologische Argumente des mittelalterlichen Gerechtigkeitsverständnisses aufnimmt und „humanistisch“ umformuliert. Für seine Konzeption von Gerechtigkeit formuliert Montaigne freilich keine rigorosen, sondern äußerst gemäßigte Grundsätze.

Überraschenderweise bezieht er einen wesentlichen Teil seiner Argumente aus der „Ähnlichkeit zwischen uns und den Tieren“: „Aber auch wenn die Tiere keinen einzigen dieser Vorzüge [die ihnen in Religion und Literatur zugehört werden] besäßen, sind wir zu einer gewissen Achtung und allgemein menschlichen Haltung ihnen gegenüber verpflichtet – und nicht nur ihnen gegenüber, die Leben und Empfindung haben, sondern ebenso gegenüber den Bäumen und Pflanzen. Den Menschen schulden wir Gerechtigkeit, aller anderen Kreatur jedoch, die dafür empfänglich ist, Freundlichkeit und Wohlwollen. Es bestehen mancherlei Beziehungen zwischen ihnen und uns und mancherlei wechselseitige Verbindlichkeiten.“<sup>30</sup>

---

<sup>30</sup> Stilett 1998 : 163.

## Bibliographie

- Althoff, Gerd (1998): „Regeln der Gewaltanwendung im Mittelalter“, in: Sieferle, Rolf Peter und Breuninger, Helga (ed.), *Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte*, Frankfurt a. M., S. 154-170.
- Becker, Ralf (2013): *Der menschliche Standpunkt: Perspektiven und Formationen des Anthropomorphismus*, Frankfurt am Main.
- Berges, Wilhelm (1938): *Die Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters*, Leipzig.
- Bernheim, Ernst (1918): *Mittelalterliche Zeitanschauungen in ihrem Einfluß auf Politik und eschichtsschreibung*, 1. (einziger) Teil, Tübingen (Nachdruck: Aalen 1964).
- Blickle, Peter (1999): „Gerechtigkeit und Freiheit als Schlüsselbegriffe des Reformationszeitalters in Deutschland“, in: Dornheim, Andreas (ed.) u. a., *Gerechtigkeit. Interdisziplinäre Grundlagen*, Opladen/Wiesbaden, S. 78-91.
- Boor, Helmut de (1974): *Die Höfische Literatur. Vorbereitung, Blüte, Ausklang. 1170-1250*, 9. Aufl. München.
- Düwel, Klaus (1967): „Zu den Versen 1784-1794 des Reinhart Fuchs“, in: Schwab, Ute, Zur Datierung und Interpretation des Reinhart Fuchs. Mit einem textkritischen Beitrag von Klaus Düwel. *Quaderni della sezione linguistica degli annali 5*, Neapel, S. 235-47.
- Düwel, Klaus (1981): Artikel „Heinrich, Verfasser des ‚Reinhart Fuchs‘“, in: Ruh, Kurt e. a. (ed.), *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 3, Berlin/New York S. 666-77.
- Düwel, Klaus e. a. (ed.) (1984): *Der Reinhart Fuchs des Elsässers Heinrich*, Tübingen (Altdeutsche Textbibliothek 96).
- Fichtenau, Heinrich (1992): *Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts. Studien über Denkart und Existenz im einstigen Karolingerreich*, Stuttgart 1984, Neuausgabe München 1992.
- Goossens, Jan (ed.) (1983): *Reynaerts Historie. Reynke de vos. Gegenüberstellung einer Auswahl aus den niederländischen Fassungen und des niederdeutschen Textes von 1498, mit Kommentar* (Texte zur Forschung, Bd. 42), Darmstadt.
- Göttert, Karl-Heinz (ed.) (1976): *Heinrich der glîchezâre. Reinhart Fuchs. Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch*, Stuttgart.
- Grimm, Jacob und Wilhelm (1911): *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 6, Leipzig.
- Grubmüller, Klaus (1967): „Deutsche Tierschwänke im 13. Jahrhundert. Ansätze zur Typenbildung in der Tradition des Reinhart Fuchs“, in: Glier, Ingeborg (ed.), *Werk – Typ – Situation. Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur*, Hugo Kuhn zum 60. Geburtstag, Stuttgart, S. 99-117.
- Höffe, Otfried (1994): *Gerechtigkeit. Eine philosophische Einführung*, München.
- Janz, Brigitte (1994): „‚Wo dat Reynke mit kloger lyst den kamp wan.‘ List und Recht im ‚Reynke de Vos‘ von 1498“, in: Buschinger, Danielle, Spiewok, Wolfgang (ed.), *Schelme und Narren in den Literaturen des Mittelalters. XXVII. Jahrestagung des Arbeitskreises Deutsche Literatur des Mittelalters (Greifswald) Eulenspiegelstadt Mölln, 24.-27. September 1992* (WODAN 31), Greifswald, S.73-94.
- Janz, Brigitte (1995): „Strukturierte Zeit: die dreimalige Ladung im ‚Reinhart Fuchs‘“, in: Dilg, Peter (ed.), *Rhythmus und Saisonalität*, Sigmaringen, S. 181-197.
- Jauß, Hans Robert (1959): *Untersuchungen zur mittelalterlichen Erzähldichtung*, Tübingen.

- Johnson, L. Peter (1999): Die höfische Literatur der Blütezeit (1160/70-1220/30), Tübingen (Heinzle, Joachim (ed.), *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit, Bd. II: Vom hohen zum späten Mittelalter, Teil I*).
- Kehne, Birgit (1992): *Formen und Funktionen der Anthropomorphisierung in Reineke-Fuchs-Dichtungen*, Frankfurt a. M.
- Klauser, Theodor (ed.) (1978): *Reallexikon für Antike und Christentum*, Bd. 10, Stuttgart.
- Kloos, Jan Willem (ed.) (1992): *Van den vos Reynaerde, mittelniederländisch / neuhochdeutsch*, Picardie (1992) (Wodan. Recherches en littérature médiévale 10, Serie 1, Bd. 3).
- Knapp, Fritz Peter (1979): *Das lateinische Tierepos*, Darmstadt (Erträge der Forschung, 121).
- Knapp, Fritz Peter (1984): „Tierepik“, in: Volker Mertens, Ulrich Müller (ed.), *Epische Stoffe des Mittelalters*, Stuttgart, S. 229-246.
- Kokott, Hartmut (1981): *Reynke de Vos*, München.
- Kokott, Hartmut (1982): „Id is recht tyd; wylle wy nu klagen.’ Der ‚Reynke de Vos‘ als Prozess“, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 105, S. 42-70.
- Kokott, Hartmut (1997): „Tiere sind auch nur Menschen. Zur Tierfiguration im Lübecker ‚Reynke de Vos‘“, in: *Eulenspiegel-Jahrbuch* 37, S. 61-83.
- Kolb, Herbert (1983): „Nobel und Vrevel. Die Figur des Königs in der Reinhart-Fuchs-Epik“, in: Strelka, Joseph P. e. a. (ed.), *Virtus et Fortuna. Zur deutschen Literatur zwischen 1400 und 1720*. Festschrift für Hans-Gert Roloff, Bern etc., S. 328-350.
- Linke, Hansjürgen (1974): „Form und Sinn des ‚Fuchs Reinhart‘“, in: Ebenbauer, Alfred e. a. (ed.), *Strukturen und Interpretationen. Studien zur deutschen Philologie*, gewidmet B. Horaček zum 60. Geburtstag, Wien, Stuttgart (Philologica Germanica 1), S. 226-62.
- Mann, Jill (1987): „Nivardus von Gent“, in: Ruh, Kurt e. a. (ed.), *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd. 6, Berlin, New York S. 1170-78.
- Otte, Gerhard (1981): „Die Rechtswissenschaft“, in: Weimar, Peter (ed.), *Die Renaissance der Wissenschaften im 12. Jahrhundert*, Zürich und München, S. 123-142.
- Pieper, Josef (1964): *Das Viergespann. Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Maß*, München.
- Pleister, Wolfgang (1988): „Menschenrecht, Tierfabel und Tierphysiognomik“, in: Pleister, Wolfgang / Latz, Hans (ed.), *Recht und Gerechtigkeit im Spiegel der europäischen Kunst*, Köln.
- Ritter, Joachim (ed.) (1974): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 3, Basel 1974.
- Ruh, Kurt (1980): *Höfische Epik des deutschen Mittelalters, Zweiter Teil: ‚Reinhart Fuchs‘, ‚Lanzelet‘, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg*, Berlin 1980 (Grundlagen der Germanistik 25).
- Schild, Wolfgang (1988): Gerechtigkeitsbilder, in: Pleister, Wolfgang / Latz, Hans (ed.), *Recht und Gerechtigkeit im Spiegel der europäischen Kunst*, Köln, S. 86-171.
- Schwab, Ute (1967): Zur Datierung und Interpretation des Reinhart Fuchs. Mit einem textkritischen Beitrag von Klaus Düwel. *Quaderni della sezione linguistica degli annali* 5, Neapel.
- Stilett, Hans (ed.) (1998): *Michel de Montaigne, Essais*. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett, Frankfurt.

- Tuchel, Susan (1997): „Kastration und Notzucht in der mittelalterlichen Tierdichtung. Zur Integration des Übeltäters in die höfische Gesellschaft“, in: *Reinardus* 10, S. 154-167.
- Tuchel, Susan (1998): *Kastration im Mittelalter*, Düsseldorf 1998 (Studia humaniora 30).
- Wehrli, Max (1969): „Vom Sinn des mittelalterlichen Tierepos“, in: Wehrli, Max: *Formen mittelalterlicher Erzählung. Aufsätze*, Zürich, S. 113-125.
- Widmaier, Sigrid (1993): *Das Recht im „Reinhart Fuchs“*, Berlin/New York (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker; NF 102).
- Wolf, Armin (1981): „Gesetzgebung und Kodifikationen“, in: Weimar, Peter (ed.), *Die Renaissance der Wissenschaften im 12. Jahrhundert*, Zürich und München, S. 143-172.

*Anschrift des Verfassers:*

Helmut Brall-Tuchel

Remscheider Str. 6

40215 Düsseldorf

E-Mail: [brall@phil.uni-duesseldorf.de](mailto:brall@phil.uni-duesseldorf.de)

*Anschrift der Verfasserin:*

Susan Tuchel

Remscheider Str. 6

40215 Düsseldorf

E-Mail: [DrTuchel@aol.com](mailto:DrTuchel@aol.com)

### **Kurzbiographie der Autoren:**

Prof. Dr. Helmut Brall-Tuchel (Heinrich-Heine-Universität-Düsseldorf), Jahrgang 1951, Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte an den Universitäten Düsseldorf und Heidelberg. Lehre an den Universitäten Düsseldorf, Bayreuth, Kassel, Jakarta (Universitas Indonesia) und Tbilissi (Staatliche Ivane Javakhishvili Universität). Forschungsschwerpunkte: Mittelalterliche Gestalten und Sinnbilder des Bösen, Magie und Aberglaube, Wahrnehmung des Fremden und Fernen, Reiseliteratur, Pilgerberichte, literarische Diskurse über Sexualität und gender, Rezeption mittelalterlicher Mythen in der Neuzeit.

Dr. Susan Tuchel M. A. (Jahrgang 1966) studierte Germanistik, Geschichte, Latein und Erziehungswissenschaften an den Universitäten Trier und Düsseldorf. Promotion mit der Arbeit "Kastration im Mittelalter" (1996) an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Wissenschaftliche Publikationen und Vortragstätigkeit in den Bereichen der Germanistischen Mediävistik, der Geschichte und der Medizingeschichte. Als Journalistin, Redakteurin und Lektorin arbeitet sie heute für die Tagespresse, Fachmedien, Verbände und Ministerien.

## **Die Kritik der Nietzsche (Anti-)lehre von der ewigen Wiederkunft (Wiederkehr) bei Grigol Robakidse <sup>1</sup>**

*Konstantine Bregadze, Tbilissi*

Friedrich Nietzsche (1844-1900) entwickelte eine eigene Idee von der *ewigen Wiederkunft (Wiederkehr) des Gleichen* im Kontext seines Postulats über den Tod Gottes in „Also sprach Zarathustra“, sodass die Idee der *ewigen Wiederkunft* und die des *Gottestodes* einen dialektischen Charakter aufweisen (vgl. „*Der Gedanke der ewigen Wiederkehr vollzieht den circulus vitiosus nach - ohne Gott*“ – Stegmaier 2011: 167).

Das Postulat des *Gottestodes* schließt eine neue ontologische Sichtweise ein, sie impliziert eine „Verengung“: die Deutung des Seins, als bloße Dingwelt, als bloße Empirie. Dort, wo die Gottesidee aufgehoben ist, ist auch die jeweilige Transzendenz aufgehoben und die Existenz des Menschen verengt sich somit auf bloße empirische Wirklichkeit:

*Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt Denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht.*

*Verächter des Lebens sind es, Absterbende und selber Vergiftete, deren die Erde müde ist: so mögen sie dahin fahren!* [Nietzsche 2000: 15].

Demnach ist für Nietzsche *Gott* eine Fiktion, mit der zusammen auch die Idee des ewigen himmlischen Reiches abgeschafft wurde. Es bleibt nur die immanente Seite des Seins übrig - das Sein bleibt nur blosser Erscheinungswelt („die Erde“).

Genau in dieser Dimension äußert und entwickelt sich *Leben* als einziger und an und für sich existierender irrationaler Ursprung des Seins. Die Existenzform des Seins als des Seiendens versteht sich nach Nietzsche als der unendliche, ewig wiederholte und immer gleiche Prozess von Geburt und Sterben in der empirischen Raum-Zeit-Dimension. Demzufolge wiederholt sich ewig auch die durch das *Leben* determinierte Existenz des Menschen im Allgemeinen und im Einzelnen als der gleiche und unendliche Prozess von Geburt und Sterben in der Raum-Zeit-Dimension:

---

<sup>1</sup>Grigol Robakidse (1880-1962) ist einer der Stifter und einer der bedeutendsten Autoren der georgischen literarischen Moderne. 1906-1908 studierte er Philosophie und Soziologie in Leipzig. 1931-1945 lebte er in Deutschland, nachdem er 1931 aus dem sowjetischen Georgien (bzw. aus der UdSSR) vor Stalins staatlichem Terror flüchtete. Nach dem II. Weltkrieg, von 1945-1962, lebte Robakidse in der Schweiz, wo er nach seinem Tod im Jahr 1962 in Genf beigesetzt wurde. In Deutschland veröffentlichte er folgende mythographische Romane existenzialistischen Inhalts - „Das Schlangenhemd“ (1928), „Megi: ein georgisches Mädchen“ (1932), „Die gemordete Seele“ (1933), „Der Ruf der Göttin“ (1934), „Die Hüter des Grals“ (1937), die Novellensammlung - „Kaukasische Novellen“ (1932); eine Sammlung philosophischer Essays „Dämon und Mythos“ (1935). Wie aus Robakidse's Privatbriefen bekannt wurde, verfasste er nach dem II. Weltkrieg ein Buch über Nietzsche („Friedrich Nietzsche Esoterisch“): „*Mein neues Buch Friedrich Nietzsche Esoterisch liegt nun fertig vor. Bruno Goetz schrieb mir – nachdem er das erste Drittel des Manuskripts gelesen -: „Alles Andere, was über Nietzsche geschrieben worden ist, verblasst daneben zur blossen Nietzsche-Literatur“*“ (14. III. 1949). Zurzeit ist das Buchmanuskript verlorengegangen. Eine ausführliche georgisch-deutsche Bibliographie der Werke Robakidse's findet sich in: N. Gagnidse/M. Schuchard, *Grigol Robakidse. Ein georgischer Dichter zwischen zwei Sprachen und Kulturen*, Shaker Verlag, Aachen, 2011 (S. 299-312).

*Alles geht, Alles kommt zurück; ewig rollt das Rad des Seins. Alles stirbt, alles blüht wieder auf, ewig läuft das Jahr des Seins.*

*Alles bricht, Alles wird neu gefügt; ewig baut sich das gleiche Haus des Seins. Alles scheidet, Alles grüsst sich wieder; ewig bleibt sich true der Ring des Seins. [...]*

*Sieh, wir wissen was du lehrst: dass alle Dinge ewig wiederkehren und wir selber mit, und dass wir schon ewige Male dagewesen sind, und alle Dinge mit uns. [...] – dass alle diese Jahre sich selber gleich sind, im Grössten und im Kleinsten, - so dass wir selber in jedem grossen Jahre uns selber gleich sind, im Grössten und auch im Kleinsten [Nietzsche 2000: 272-273, 276].<sup>2</sup>*

Mit der *Idee der ewigen Wiederkunft des Gleichen* hat Nietzsche also den „metaphysischen Trost“ aufgehoben: d. h., einerseits wird die Transzendenz selbst aufgehoben („Aufhebung aller Metaphysik“ könnte man sagen), andererseits - die Möglichkeit der weiteren nichtempirischen Existenz des Subjekts in der Transzendenz. Somit hat Nietzsche die menschliche Existenz nur auf die Erscheinungswelt (Dingwelt) reduziert und sie (die Existenz also) als zielloses und sinnloses empirisches Dasein bestimmt, in dessen Grenzen das Subjekt in den ewig wiederholten absurden Lebenskreislauf einbezogen wird:

*Die Dauer, mit einem >>Umsonst<< , ohne Ziel und Zweck, ist der lähmendste Gedanke [...]. Denken wir diesen Gedanken in seiner furchtbarsten Form: das Dasein, so wie es ist, ohne Sinn und Ziel, aber unvermeidlich wiederkehrend, ohne ein Finale ins Nichts: >>die ewige Wiederkehr<<.*

*Das ist die extremste Form des Nihilismus: das Nichts (das >> Sinnlose<<) ewig! Wir leugnen Schluss-Ziele: hätte das Dasein eins, so müsste es erreicht sein [Nietzsche 1996: 194-195].*

Hier ist es deutlich, dass es bei Nietzsche nicht nur um irgendeine Widerlegung des teleologischen Bewusstseins geht (obwohl auch das inbegriffen ist), sondern um die möglichst genaue und treffende Auffassung und Bestimmung des wahren Wesens des Seins als Seienden. Nach dieser ontologischen Auffassung Nietzsches ist also die Existenzform des Seins als ziel- und sinnlose Existenz (obwohl Nietzsche immerhin versuchte, dieser Existenz mit der Idee des *Übermenschen* und des *Willens zur Macht* Sinn zu verleihen), die vom *Leben* (als irrationalem Ursprung des Seins) in den unaufhörlichen absurden Kreislauf mitgenommen und in die ewigen und gleichen Wiederholungen der ewigen und gleichen Dinge und Geschehenisse der empirischen Wirklichkeit „wiederkehrend“ einbezogen wird - „ins Nichts“, „ohne Sinn und Ziel“.

---

<sup>2</sup>Vgl.: „*Die Welt der Kräfte erleidet keine Verminderung: denn sonst wäre sie in der unendlichen Zeit schwach geworden und zu Grunde gegangen. Die Welt der Kräfte erleidet keinen Stillstand: denn sonst wäre er erreicht worden, und die Uhr des Daseins stünde still. Die Welt der Kräfte kommt also nie in ein Gleichgewicht, sie hat nie einen Augenblick der Ruhe, ihre Kraft und ihre Bewegung sind gleich gross für jede Zeit. Welchen Zustand diese Welt auch nur erreichen kann, sie muss ihn erreicht haben und nicht einmal, sondern unzählige Male. So diesen Augenblick: er war schon einmal da und viele Male und wird ebenso wiederkehren, alle Kräfte genauso verheilt, wie jetzt: und ebenso steht es mit dem Augenblick, der diesen gebar und mit dem, welcher das Kind des jetzigen ist. Mensch! Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen – eine grosse Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislaufe der Welt, wieder zusammenkommen“ [Nietzsche 1996: 92].*

Diese ontologische Sicht beinhaltet also die Bestimmung der wahren Natur der Existenz des einzelnen Subjekts im Dasein: Nietzsche fasst die menschliche Existenz als ziellose und sinnlose Existenz, man könnte sagen, als *geworfene Existenz*, als *Geworfenheit* (Heidegger).

Mit der Setzung der *ewigen Wiederkunft/des Gleichen* wollte Nietzsche die Form der Existenz bzw. die Wesenheit des Seins bestimmen und das Problem klären, wie das Sein als Seiendes *möglich ist*, also in welcher Art und Weise es existiert: demzufolge wird das ontologische Wesen des Seins als ewig wiederholter Prozess des Sterbens und der Geburt innerhalb der Grenzen der Erscheinungswelt aufgefasst,<sup>3</sup> der sich unendlich und ewig ohne Ziel und Sinn aufgrund des *Lebens* - als des irrationalen Seinsurprungs und als der einzigen Seinskraft - unaufhörlich wiederholt, und somit „*ist man eingesperrt in die ewig sinnlose Äusserlichkeit des Werdens*“ [Figal 1999: 274].<sup>4</sup>

Wie steht es aber mit der *Idee der ewigen Wiederkunft/Wiederkehr* bei dem bedeutenden Autor und einem der Stifter der georgischen literarischen Moderne, Grigol Robakidse,<sup>5</sup> eine Idee, die ihn „fesselte“ und „lange quälte“ [Robakidse 1933: 5]. Eine eigene Interpretation und zugleich Kritik der nietzscheschen *Idee der ewigen Wiederkunft* entwickelte G. Robakidse in seinem philosophischen Essay „Uranst und Mythos“ [Robakidse 1935: 25-42], nachzulesen in der Sammlung philosophischer Essays „Dämon und Mythos“. Im Unterschied zu Nietzsches ontologischer Annahme, wonach *Leben* („die Welt der Kräfte“) als Seinsursprung sich a priori nur innerhalb der Immanenz, also innerhalb der empirischen Wirklichkeit, der Dingwelt („Erde“) entwickelt und ewig wiederholt, und somit in der Welt den ewig gleichen und ziellosen (bzw. sinnlosen) *Lebensprozess* des Sterbens und der Geburt stiftet, ist aus Robakidses ontologischer Sicht das Sein im Allgemeinen und die empirische Wirklichkeit im Einzelnen metaphysisch-transzendenten Ursprungs, welchen Robakidse mit dem Wort *Urbeginn* bezeichnet:

*Unauslöschlich dämmert in uns der Urbeginn. Es waltet geheimnisvoll in allen Dingen und in allem Geschehen. So entsteht jene mytische Auffassung des Seins, die dessen Sinnbild in der unheimlichen Idee der ewigen Wiederkehr gestaltet findet. In jedem Beginn rührt sich zu seiner Entfaltung der Urbeginn: eine urweither erschaute Vision* [Robakidse 1935: 36].

Mit der Dichotomie *Beginn*><*Urbeginn* lehnt Robakidse den ontologischen Monismus Nietzsches ab und setzt dann das Prinzip der ontologischen Synthese, wonach innerhalb des jeweiligen empirischen Phänomens („Beginn“) a priori sein nichtempirischer, metaphysischer Ursprung („Urbeginn“) vorhanden ist („dämmert“) - also, hier wird *Sein* als dialektische, gegenseitigbedingte Einheit aus Transzendenz und Immanenz, bzw. aus mythischer und historischer Wirklichkeit aufgefasst. Gleichzeitig aber stellt Robakidse hier die *mythisch-sakrale* Interpretation der *Idee der ewigen Wiederkunft* dar, womit er die Nietzsches nihilistische und desakralisierte Auffassung der Idee im Grunde genommen

---

<sup>3</sup>Vgl.: „*Ewige Wiederkunft des Gleichen ist der Name für das Sein des Seienden*“ [Heidegger 1967: 116].

<sup>4</sup> Vgl.: „*Die Kraftmenge des Universums als Materie oder Energie ist beschränkt, die Zeit aber ist unendlich. In dieser Unendlichen Zeit sind deshalb alle möglichen Materie- und Energiekonstellationen, also alle möglichen Ereignisse des Lebendigen und des Leblosen, schon einmal geschehen, und sie werden sich unendlichwiederholen. [...] Die ewige Wiederkunft soll das kalte mechanisch-matematische Gesetz des Universums sein*“ [Safranski 2000: 234, 235].

<sup>5</sup> Über die Nietzsche-Rezeption in Georgien ausführlicher siehe: T. Iremadze, *Anfänge der Nietzsche-Rezeption in Georgien*; in: *Nietzsche Studien* Bd. 35, de Gruyter, Berlin/New York, 2006. (S. 218-227).

widerlegt und ändert („umwertet“): Robakidse legt hier nämlich der Interpretation der *Wiederkehrsidee* das Postulat vom mythischen, also metaphysisch-transzendenten Ursprung des Seins zugrunde – „Unauslöschlich dämmert in uns der Urbeginn. Es waltet geheimnisvoll in allen Dingen und in allem Geschehen“. Davon ausgehend, meint bei Robakidse *die ewige Wiederkehr des Gleichen* nicht die ewige Wiederholung der gleichen Geschehnisse im Dasein, sei es die ewige und gleiche Wiederholung und Entfaltung des *Lebens* (bzw. des *Lebenswillens* oder der *Lebenskräfte*) als *Willens zur Macht* im Leben jedes Einzelnen oder in dem jeweiligen natur-geschichtlichen Ereignisse („im Größten und im Kleinsten“), sondern meint die ewige und immer gleiche Emanation und Wirkung der metaphysisch-transzendenten Kräfte und Ursprünge in der Erscheinungswelt („In jedem Beginn rührt sich zu seiner Entfaltung der Urbeginn“).<sup>6</sup>

Aus ontologischer Sicht also: wenn bei Nietzsche die Grenzen der empirischen Wirklichkeit den ontologischen Rahmen für die *ewige Wiederkehr des Gleichen* bilden - wenn sich also der unendliche Prozess der ewigen Wiederkehr im Rahmen der Erscheinungswelt entfaltet -, dann wird bei Robakidse jene ontologische Schranke aufgehoben und die *ewige Wiederkehr* wird als ewig unendlicher und ineinander übergehender Prozess von der Transzendenz zur Empirie bzw. vom Mythischen zum Geschichtlichen, und umgekehrt, aufgefasst:

*Schauervoll überfiel diese Idee Friedrich Nietzsche auf der Höhe von Sils-Maria. Wir kennen seine Worte der Verkündung: „Dieses Leben, wie du es lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und unzählige Male leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein [...]. Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer umgedreht – und du mit ihr, Stäubchen vom Staube!“*. [...]

*Ganz irrtümlich erscheint eine solche Auffassung von der ewigen Wiederkehr. Nicht der Einzelne kehrt zu sich selbst ewig zurück, sondern das Ewige im Einzelnen, d. h. der Urbeginn. Das ist der Urmythos aller Geschehnisse auf der Erde. Wie kann diese große Tatsache aber erfaßt werden? Nur im anschauenden gegenständlichen Denken.*

---

<sup>6</sup>Daher scheint es mir ganz naiv und im Grunde genommen falsch eine solche Interpretation der *Wiederkehrsidee* bei Robakidse, die in dem 2011 in Deutschland erschienen Buch über Robakidse Leben und Werk vorgeschlagen wird: „*Die Idee der ewigen Wiederkehr des Gleichen* enthält bei Robakidse einen historischen und zugleich politischen Charakter (sic!), denn die Ereignisse in Folge der Russischen Revolution, als Georgien als sozialistische Republik etabliert wurde, brachten ihn dazu, seine Zukunftshoffnung auf eine goldene Epoche zu richten, die er in der Vergangenheit sucht“ [Gagnidse/Schuchard 2011: 131].

Als erstes muss man hier bemerken, dass in dem der Robakidse'schen Nietzsche-Rezeption gewidmeten Kapitel des Buches [Gagnidse/Schuchard 2011: 121-136] das vom mir oben analysierte Essay „Urangst und Mythos“ überhaupt nicht berücksichtigt wurde. Zweitens, die mit der glücklichen Zukunft Georgiens verbundenen politischen Hoffnungen - in der Robakidse'schen Rezeption der *Wiederkehrsidee* - nachzuweisen und diese Rezeption dann aus der historisch-politischen Perspektive zu deuten, ist im Grunde genommen falsch, da Robakidse's eigene Auffassung und Kritik der *Wiederkehrsidee* rein philosophisch-ontologischer Natur ist: so. z. B. der Text von „Urangst und Mythos“ (auch andere einige georgische Texte, wo Robakidse die gleiche philosophische Interpretation der Idee wiederholt und (vor-) prägt, wie im Essay, sieh oben) - wie es aus den in meinem Beitrag belegten Essay-Zitaten nachzuweisen ist - ist ein rein philosophischer Text, wo Robakidse aufgrund der goetheschen Urphänomenidee die *Wiederkehridee* Nietzsches kritisiert, widerlegt und anschließend versucht eigene Interpretation aufzubauen. In Robakidse's Werk gibt es kaum einen Text, der „einen historischen und zugleich politischen Charakter“ der Auffassung der *Wiederkehridee* enthielte. Bei solch falscher Interpretation der Robakidse'schen Auffassung der *Wiederkehrsidee* haben wir es mit einem typischen Fall der „gewalttätigen“ Zwangsinterpretation zu tun.



[...]Seine Lehre über die Urpflanze, die genialste Intuition Europas, könnte uns den Urmythos der ewigen Wiederkehr sinnbildlich veranschaulichen.[...]

Mit der Idee der Urpflanze sind auf einmal die wichtigsten Probleme gelöst. Zum ersten Male in der Weltgeschichte ist das Sein restlos als mythische Realität bild- und natursichtig erfasst. Die reale Pflanze ist nur in einem Zeitabschnitt wahrzunehmen: entweder im Keimen, oder im Reifen, oder im Blühen. Die Urpflanze aber ist ein für alle Male ganz gegeben, und zwar im Wachstum selbst: vom Keim bis zur Blüte. In jeder Phase der wirklichen Pflanze ist sie mit allen gestaltwilligen Kräften lebendig vorhanden. Die Urpflanze ist die mythische Realität der Pflanze – nicht die historische Tatsache, die einmalige, sondern das kosmische Ereignis, das immer geschieht. Die Urpflanze ist das sinnlichverdichtete Bild des Mythos. [...] So schlummert in jedem Beginn der Urbeginn, und das Ewige gestaltet sich im Einzelnen [Robakidse 1935: 37, 38, 41-42].

Hier wird vom Robakidses Text her klar, dass der georgische Autor der eigenen Interpretation der *Wiederkunfts*idee die Idee Goethes von der *Urpflanze*, bzw. dessen Idee des *Urphänomens* zugrunde legte: Aufgrund der Goetheschen *Urpflanzenidee*, bzw. dessen *Urphänomenlehre* entwickelt Robakidse die ontologische Ansicht, nach der *das Subjekt* („der Einzelne“) durch die ihm „angeborenen“ inneren transzendierenden Kräfte („So schlummert in jedem Beginn der Urbeginn“) a priori nach den metaphysisch-transzendenten Ursprüngen, also nach seiner wahren Existenz, strebt.

Seinerseits offenbart und entfaltet sich *das Objekt* – also das *Urphänomen* bzw. metaphysische Seinsursprünge – ewig und „wiederkehrend“ innerhalb der empirischen Realität in die zahlreichen Formen der organischen und anorganischen Natur – Gesteine, Pflanzen- und Tierwelt, die vielfältigen Wesen des Menschengeschlechts. In diesem Punkt (also im gegenseitigbezogenen Offenbaren und Streben) entsteht dann die dialektische Einheit und die gegenseitigbestimmte Wechselwirkung zwischen dem Subjekt und Objekt, bzw. zwischen dem Phänomen und dem Urphänomen, dem Beginn und dem Urbeginn, der Immanenz und der Transzendenz.<sup>7</sup>

Demzufolge wird jedes einzelne Subjekt nicht in den ewig gleichen, unendlichen und sinnlosen Kreislauf des Sterbens und der Geburt einbezogen, welchem Kreislauf nach Nietzsche das *Leben* als *apriorischer* irrationaler Ursprung zugrunde liegt, sondern das Metaphysisch-Transzendente (das Urphänomen) offenbart sich ewig und wiederkehrend in die Erscheinungswelt („Nicht der Einzelne kehrt zu sich selbst ewig zurück, sondern das Ewige im Einzelnen, d. h. der Urbeginn“) und das in die einzelnen Formen der empirischen Wirklichkeit sich ewig und wiederkehrend entfaltetete, entfaltende und

---

<sup>7</sup>Vgl. den folgenden Abschnitt aus Robakidses Roman „Das Schlangenhemd“: „Der Einzelne und das Ganze. Das Ganze – nicht die Summe der Getrennten – sondern – der Leib aus dem Einzelnen. Das Einzelne allein – gleichsam dem Ganzen entrissen... Das Einzelne mit dem anderen – gleichsam im Ganzen aufgelöst. Stein – Pflanze – Wasser – Tier – Mensch – alles; auf diese Weise und dieser Art... Das Eine schafft das andere. Das andere das Dritte. Das Dritte das Vierte... und so bis zu Ende – bis der Kreis zum ersten Kreise zurückkehrt. Der gefährvolle Ring wie eine Schlange, welche sich in den Schwanz beisst... Alle schaffen einander... Es ist ein Wunder... Alle?! 'Wer' schafft sie?! Einer, ein Grosser, Namenloser. Ruach Ellohim, der Hauch des Namenlosen“ [Robakidse 1928: 30].

Ausführlicher über die Rezeption der *Urphänomenlehre* Goethes bei G. Robakidse siehe meinen Artikel: *ვლითების სწავლება ურფენომენზე და მისი რეცეპცია გრიგოლ რობაკიდის შექმნილ ნაშრომში* (dt.: *Die Rezeption der Goethes Urphänomenlehre im Werk von Grigol Robakidse*) [Bregadze 2011: 142-161].

wirkende Urphänomen verleiht jedem einzelnen Subjekt die geistige Kraft empirische Schranken zu überwinden und nach der Transzendenz bzw. nach den metaphysischen Ursprüngen zu streben.<sup>8</sup> Die existenzielle Aufgabe und die ethische Bereitschaft jeden einzelnen Subjekts besteht weiterhin eben darin, genau nach diesen Ursprüngen ewig und wiederkehrend zu streben, was nach Robakidses ontologischer Annahme in der menschlichen Entelechie a priori vorgegeben ist:

*So schlummert in jedem Beginn der Urbeginn, und das Ewige gestaltet sich im Einzelnen. Und wenn der Einzelne in sich das Ewige befruchtend am Werke fühlt, so ist er des Ewigen teilhaftig. Dann ist für ihn jene tödliche Grenze nicht mehr verhängnisvolle Gefahr, und sein Selbst im Zusammenstoss mit der metaphysischen Schranke [hier ist gemeint der Tod als Urangst, als Nichts, der „nichtet“, so Robakidse – Verf.] kann gerettet werden [Robakidse 1935: 42].*

Wenn Nietzsche also mit der Idee *der ewigen Wiederkunft* auf die zwecklose bzw. sinnlose und absurde Wesensnatur des (Da-)Seins hinweist – „*das Dasein, so wie es ist, ohne Sinn und Ziel, aber unvermeidlich wiederkehrend, ohne ein Finale ins Nichts: »die ewige Wiederkehr«*“ [Nietzsche, 1996, 194], – so kritisiert Robakidse eine solche ontologische Auffassung der Idee und entwickelt im Kontext der goetheschen *Urphänomenlehre* seine eigene Interpretation der *Wiederkehridee*, nach der die *ewige Wiederkunft des Gleichen*, einerseits, als ewige und immer gleiche Offenbarung und Wirkung der Transzendenz, der metaphysischen Seinsursprünge innerhalb der empirischen Wirklichkeit aufgefasst wird, andererseits aber, als der vom jeweiligen Subjekt selbst gestiftete, ewig gleiche, im Dasein immerwiederholte und unendliche Prozess des Transzendierens zu den mythisch-metaphysischen Seinsursprüngen, also zur seinen wahren Existenz.

---

<sup>8</sup>Die Faszination und Inspiration durch die Figur Goethes und sein Werk betont Robakidse oft in seinen dichterischen, philosophischen oder autobiographischen Texten, so z. B. in dem von mir im Beitrag analysierten philosophischen Essay („Uranst und Mythos“), auch in den autobiographischen Berichten („Mein Lebenslauf“, „Mein Leben“). Und sogar die georgische Ausgabe des ersten Romans „Das Schlangenhemd“ (1926) widmet Robakidse Goethe und dem Goethes Auge: „*An Goethe, wessen „Erkönig“ ich als siebenjähriges Kind schon vor dessen Lesen in mir gehnt habe. An Goethes Auge der Roman „Schlangenhemd“ als Liebe*“ [aus dem Georgischen vom Verf.] (Robakidse 1988) 7). Vgl.: „*Wie kann diese grosse Tatsache [die ewige Wiederkunft des Gleichen – Verf.] aber erfasst werden? Nur im anschauenden gegenständlichen Denken. Jedoch ist die Gabe, in mythischer Schau die Dinge zu durchdringen, schon längst verlorengegangen, und die mörderisch kalte Begriffe versagen hier endgültig. Glücklicherweise gibt es im Westland in dieser Hinsicht eine ganz grosse Ausnahme: Goethe [Ich würde hier auch Frühromantiker - Novalis, Fr. Schlegel, Fr. Schleiermacher, W. H. Wackenroder - hinzufügen - Verf.]. In ihm ist das schauende Denken vollblütig erhalten. Rein mythisch erfasst er die Dinge. Seine Idee über die Urpflanze, die genialste Intuition Europas, könnte uns den Urmythos der ewigen Wiederkunft sinnbildlich veranschaulichen*“ [Robakidse 1935: 38]. Vgl. auch: „*Goethe wurde für mich eine Offenbarung. Vor allem fesselte mich seine plastische Phantasie. Einiges von Goethe kannte ich schon vor meiner Abreise nach Duetschland [gemeint ist die erste Reise aus der Studentenzeit - Verf.]. So schwärmte ich sehr von seinem „Erkönig“. Dies schien mir eine wunderbare Ballade – aus meiner eigenen Erfahrung her: in meiner Kindheit ritt ich oft mit meinem Vater aus, wobei ich mich mit den Armen an seinen Gürtel festhielt – und mir war jedes Schaudern bekannt, das Goethe so meisterhaft in Worten wiedergab. Die Lerhe Goethes von dem „Urphänomen“ wurde für mich die Art und Weise der Auffassung der Dinge. Die Realität in ihrem Werden zu sehen und dabei nicht in einzelnen Momenten, sondern im Flusse des Ganzen – ist das nicht die höchste Aufgabe des Dichters und des Denkers?!“ [Robakidse 1933: 5].*

## Literatur

- Bregadze, K. (2011): *Die Rezeption der Goethes Urphänomenlehre im Werk von Grigol Robakidse* (S. 142-161); in: *Sjani.(Georgisch), Journal of literary Theory and comparative Literature*, N 12, Institute of Literature Press, Tbilissi.
- Figal, G. 1999: Nietzsche. Eine philosophische Einführung, Reclam, Stuttgart.
- Gagnidse, N/ Schuchard, M. (2011): Grigol Robakidse. Ein georgischer Dichter zwischen zwei Sprachen und Kulturen, Shaker Verlag, Aachen.
- Heidegger, M. (1967): *Wer ist Nietzsches Zaratustra?* (S. 93-118); in: ders., *Vorträge und Aufsätze*, Teil I, 3. Aufl., Neske, Pfulingen.
- Iremadze, T. (2006): *Anfänge der Nietzsche-Rezeption in Georgien* (S. 218-227); in: *Nietzsche Studien* Bd. 35, de Gruyter, Berlin/New York.
- Nietzsche, Fr. (1996): Die nachgelassenen Fragmente (eine Auswahl), hrsg. von G. Wohlfart, Reclam, Stuttgart.
- Nietzsche, Fr. (2000): Fr. Nietzsche, *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden (KSA), hrsg. von G. Colli und M. Montinari, 7. Aufl., Deutscher Taschenbuch Verlag / de Gruyter, München, Bd. IV.
- Robakidse, Gr. (1928): *Das Schlangenhemd*. Ein Roman des Georgischen Volkes, mit Geleitwort von Stefan Zweig, Verlag bei Eugen Diederichs in Jena.
- Robakidse, Gr. (1933): Gr. Robakidse, *Mein Lebenslauf*; in: *Die literarische Welt*, 9. Jg. N 25 (23. 06. 1933).
- Robakidse, Gr. (1935): *Urangst und Mythos* (S. 25-42); in: Gr. Robakidze *Dämon und Mythos. Eine magische Bildfolge*, Eugen Diederichs Verlag, Jena.
- Robakidse, Gr. (1988): *gwelis perangi Das Schlangenhemd (Georgisch)*. 2 Aufl., Verlag Merani, Tbilissi.
- Safranski, R. (2000): Nietzsche. Biographie seines Denkens. Hanser, München /Wien.
- Stegmaier, W. (2011): Friedrich Nietzsche zur Einführung, Junius Verlag, Hamburg.

*Anschrift des Verfassers*

*Konstantine Bregadze  
Staatliche Ivane-Javakhishvili Universität Tbilissi  
Assoz. Prof. der Abteilung für Deutsche Philologie  
der Fakultät für Geisteswissenschaften  
Chavchavadze ave 36, Georgien, Tbilissi 0179  
E-Mail: [tintorento@yahoo.com](mailto:tintorento@yahoo.com)*

# Gewendete (T)räume: ‚explizite‘ und ‚implizite‘ Migrationen in der Literatur nach dem Mauerfall<sup>1</sup>

Frank Thomas Grub, Göteborg

Seit die Grenze gefallen war, hatte sich die Topographie der Landschaft verändert. Es war, als hätten sich die Gedanken früher nur in zwei Himmelsrichtungen bewegt. In den anderen beiden, in denen man die Grenze wußte, brachen die Vorstellungen von einem bestimmten Punkt an ab.

(Helga Königsdorf: *Gleich neben Afrika*)<sup>2</sup>

## 1 Einleitung

1990 schreibt Helga Königsdorf im Vorwort zu ihrem Band *Adieu DDR. Protokolle eines Abschieds*:

Ohne den Ort zu verändern, gehen wir in die Fremde. Heimat aufgeben kann eine lebenswichtige Operation sein. Doch immer, wenn das Wetter umschlägt, werden wir einander ansehen, lange noch, und diesen Schmerz empfinden, diese Vertrautheit, die keiner sonst versteht. (Königsdorf 1990: [9])

Dieses kurze Zitat verweist bereits auf die zentralen Aspekte des vorliegenden Beitrags, die in der komprimierten Form des Titels der ausführlicheren Erklärung bedürfen. Dass Helga Königsdorf eine Situation beschreibt, die als ‚immobile‘ und somit implizite Migration bezeichnet werden kann, ist bei genauerer Kenntnis über den Verlauf der sog. deutschen ‚Einheit‘ nicht weiter erstaunlich; sie beschreibt einen Prozess, von dessen aktiver Partizipation viele sich ausgeschlossen fühl(t)en.

Zentral ist dabei die von der 1938 in Gera geborenen Mathematikerin und Schriftstellerin aufgerufene Kategorie der ‚Fremde‘, welche der ‚Heimat‘ und der ‚Vertrautheit‘ gegenübergestellt wird. Um eben diese Kategorien und deren Ausformung in literarischen Verarbeitungen von ‚Wende‘ und deutscher ‚Einheit‘ soll es im Folgenden gehen; im

---

<sup>1</sup> Der vorliegende Aufsatz basiert auf Vorträgen, die der Verfasser in verschiedenen Kontexten hielt: am 01.04.2011 im Rahmen der Journée d'étude *Unification et Déplacement(s) en Allemagne de l'Est* an der Université Lumière – Lyon 2, Institut des Sciences de l'Homme (ISH), Centre de Recherche Langues et Cultures Européennes (LCE), Groupe de recherche sur l'Allemagne contemporaine; am 13.04.2011 im Rahmen des Forschungskolloquiums, Universität Göteborg, Institutionen för språk och litteraturer sowie am 16.06.2011 im Rahmen der *MOVENS*-Tagung/Summer School *Kultur-Beziehungen/Cultural Relations*, Queen Mary, University of London, Centre for Anglo-German Cultural Relations. Eine frühere Fassung des Aufsatzes in französischer Sprache findet sich in *Allemagne d'aujourd'hui* 198 (2011 = Grub 2011); die Textanalysen insbesondere von Burmeister und Sparschuh basieren auf Grub 2003, Band 1.

<sup>2</sup> Königsdorf 1992: 29.

Zentrum stehen dabei drei Romane: *Im Schatten des Regenbogens* von Helga Königsdorf, *Unter dem Namen Norma* von Brigitte Burmeister und *Der Zimmerspringbrunnen* von Jens Sparschuh.

Zunächst ist jedoch wenigstens vorläufig zu klären, was unter ‚Migration‘ verstanden wird. In der Soziologie wird der Begriff synonym mit ‚Wanderung‘ benutzt: Verstanden wird darunter

im Allgemeinen die auf Dauer angelegte, beziehungsweise dauerhaft werdende räumliche Veränderung des Lebensmittelpunktes einer oder mehrerer Personen [...]. Wanderungen erfolgen in der Regel immer dann, wenn eine Gesellschaft die Erwartungen ihrer Mitglieder nicht erfüllen kann. (Kröhnert 2007)

‚Migration‘ kann demnach nur ‚explizit‘ erfolgen; mit ‚impliziter Migration‘ sei dagegen der Übergang in eine andere Gesellschaftsform gemeint, der ohne einen räumlichen Ortswechsel erfolgt, also ‚immobil‘ stattfindet. Dies bringt der Erzähler in Jens Sparschuhs bezeichnenderweise mit dem Untertitel „Ein Heimatroman“ versehenen Buch *Der Zimmerspringbrunnen* auf den Punkt: „Ohne auch nur den Fuß vor die Tür zu setzen, hatte ich mein altes Heimatland verlassen (bzw. – es mich).“ (Sparschuh 1995: 38)

Die Kategorien der ‚expliziten‘ und ‚impliziten‘ Migration können jedoch lediglich Hilfskonstruktionen sein, zumal beide Begriffe auf größere Zusammenhänge verweisen: auf die häufig erscheinende Dichotomie des ‚Eigenen‘ und des ‚Fremden‘ bzw. des ‚Ostens‘ und des ‚Westens‘ bzw. den Umgang mit Repräsentantinnen und Repräsentanten der jeweiligen Bevölkerungsgruppen und deren Identitätszuschreibungen. Auch diese Kategorien stellen keineswegs geeignete Größen der Beschreibung für die hier interessierenden Phänomene dar; es fällt allerdings auf, dass sie vor allem im ersten Jahrzehnt nach der ‚Wende‘ besonders oft vorkommen.<sup>3</sup>

## 2 ‚Implizite‘ und ‚explizite‘ Migrationen

Ab dem Frühjahr 1990 – ein Schlüsseldatum dürfte dabei die Volkskammerwahl vom 18. März darstellen – treten die ‚impliziten Migrationen‘ verstärkt in Essays, Reden, Briefen, Gesprächen und Kommentaren auf, erscheinen aber auch in im engeren Sinne literarischen Texten.

Die eingangs erwähnten Protokolle, die Helga Königsdorf 1990 veröffentlichte, kreisen denn auch vor allem um den sich stark verändernden Alltag in der DDR, Rückblicke und eine sich im Nachhinein konstituierende DDR-Identität; eine der dominierenden Konstanten ist die Angst vor Arbeitslosigkeit. Königsdorfs Protokolle zeugen von einer tiefen Verunsicherung, einhergehend mit einem von den jeweiligen Gesprächspartnerinnen und -partnern unterschiedlich bewerteten Utopieverlust. Eine Generation nimmt Abschied:

Das ist nun alles Geschichte. Alles vorbei. Jetzt müssen wir erst mal zwanzig Jahre auf Kapitalismus machen. Vielleicht bricht die Umweltkatastrophe und alles so über uns herein, daß die großen Banken erkennen, der Profit ist auch nicht mehr das Nonplusultra. Und dann gibt es

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu u.a. das Kapitel 6.1 „Von *IMs* und Alteigentümern – Aspekte der Figurengestaltung“, in: Grub 2003, Band 1: [529]-558.

vielleicht ein paar Linkskräfte mehr. Aber da sind wir schon nicht mehr da (Königsdorf 1990: 33),

erklärt eine von Königsdorfs Gesprächspartnerinnen.

Die Einstellung der Bundesrepublik gegenüber ist vielfach noch durchaus positiv, auf jeden Fall überwiegend offen.<sup>4</sup> Königsdorf nimmt jedoch weniger die Versuche der ‚Ankunft‘ im westdeutschen Gesellschaftsmodell in den Fokus als die Situation des Abschieds von der DDR, wie der zuerst in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 26.02.1990 erschienene Essay *Das Spektakel ist zu Ende* belegt:

Das Spektakel ist zu Ende. Der Held liegt im Sterben. Am Himmel kreisen die schwarzen Vögel.

Sie fallen ein in „unser Land“, mit teilnehmender Miene und Fotoapparaten, unsere letzten Zuckungen unter die Leute zu bringen. Oder sie bleiben bequem im Medienkanapee und haben eh schon alles gewußt. (zitiert nach Königsdorf 1991: 7)

Mit dem Hinweis auf „unser Land“ spielt Königsdorf nicht nur auf den berühmten Aufruf vom November 1989 an; sie etabliert, ebenfalls im Februar 1990, im *Neuen Deutschland* einen Heimatbegriff, den sie, wenn auch in anderem Zusammenhang, explizit an die *SED* koppelt: „Diese Partei ist uns Heimat gewesen.“ (zitiert nach Königsdorf 1991: 12)<sup>5</sup> Doch im Juli 1990 stellt Königsdorf in der *Zeit* fest: „Heimat, das habe ich im Herbst begriffen, ist der Ort, wo man sich einmischen darf. Nun darf ich mich plötzlich in ganz Deutschland einmischen.“ (zitiert nach Königsdorf 1991: 51) Der Heimatbegriff ist also selbst in einem vergleichsweise überschaubaren Zeitrahmen höchst inkonsistent und in einer ständigen Veränderung begriffen.

## 2.1 Helga Königsdorf: *Im Schatten des Regenbogens* (1993)

Königsdorfs wichtigster Roman aus der Nachwendezeit dürfte *Im Schatten des Regenbogens* von 1993 sein. Es kann hier nicht darum gehen, den Inhalt ausführlich darzustellen; für die hier interessierenden Zusammenhänge ist es jedoch wichtig zu wissen, dass im Zentrum des Texts eine Wohngemeinschaft steht, die zugleich als Zweckgemeinschaft fungiert. Zentrale Figuren sind: Ruth Makuleit, die Hauptmieterin der Wohnung und frühere Mitarbeiterin am „Zahlographischen Institut“, „der Alte“, früherer Direktor jenes Instituts, „die Alice“, die „alte Frau Franz“ und wechselnde Mieter eines Durchgangszimmers, jene „wurden von einer Agentur vermittelt. Es waren Leute, die eine schnelle Lösung brauchten und die auch ein Provisorium akzeptierten.“ (Königsdorf 1993: 68) Das Durchgangszimmer mit seinem wechselnden Personal stellt eine Ausnahme dar; ansonsten ist Migration hier vor allem als Rückzug zu deuten:

Aber die Hitze war nicht der eigentliche Grund dafür, daß die Bewohner der Eckwohnung im siebenten Stock keine Ruhe fanden. Sie waren Gestrandete, die eine Gemeinschaft verband, von der sie wußten, daß sie nicht von Dauer sein würde. (Ebd.: 9)

---

<sup>4</sup> So äußert einer der Gesprächspartner: „Ich habe die Hoffnung, daß der Betrieb überlebt, wenn jetzt die von drüben einsteigen“ (Königsdorf 1990: 143).

<sup>5</sup> Diese Position vertritt übrigens auch „der Alte“ in *Im Schatten des Regenbogens*; die Partei war ihm „Heimat gewesen, hatte ihm die Familie ersetzt.“ (Königsdorf 1993: 36).

Die Straße trägt zwar noch den alten Namen, doch: „Die erklärenden Schilder waren lange verschwunden.“ (Ebd.: 8) Insofern befinden sich die Figuren in einer nicht mehr klar zu verortenden Situation des Dazwischen. Zusammenfassen lässt sich ihre Lage mit dem Satz: „[...] es konnte geschehen, daß sie stundenlang herumsaßen und einander auf die Nerven gingen. Aber das Alleinsein war noch unerträglicher.“ (Ebd.: 9)

Bald schon tritt die Geschichte der Abwicklung des Zahlographischen Instituts in den Vordergrund des Textes. In diesem Zusammenhang erfolgt ohne weitere Vermittlung die ‚Verdopplung‘ der Figur des ‚Alten‘ in einen ‚Ost-‘ und einen ‚Westalten‘: Der ‚Westalte‘, der als Bruder des ‚Ostaltes‘ dargestellt wird, ist als „Westevaluierer“ (Ebd.: 50) für die Evaluation des Instituts zuständig und stürzt seinen Bruder in ein Gefühl der Heimatlosigkeit:

Alles was sich angestaut hatte, brach plötzlich auf. Wut, daß man ihn mit solchen Spinnern in einen Topf warf. Wut, daß diese glaubten, ihn einvernehmen zu können. Wut auf sich selbst, auf den unsinnigen Schmerz, der ihn, ob er es nun wollte oder nicht, mit dem anderen verband. Den Schmerz, heimatlos geworden zu sein. (Ebd.: 80)

Während der ‚Westalte‘ offiziell den ‚Ostaltes‘ um die Stellung bringt, kommt man sich privat durchaus näher: Der ‚Ostalte‘ reist schließlich sogar zu seinem Bruder in den Westen, um mit ihm Silvester zu feiern. Die dort gewonnenen Eindrücke fallen nüchtern-distanziert aus:

Als es dunkelte, kamen sie durch ein Villenviertel. Hinter einigen Fenstern erstrahlten die Lichterketten der Weihnachtsbäume. Aber meistens waren die Jalousien heruntergelassen. In den Vorgärten standen auf Pfählen kleine Holzhäuschen zum Vogelfüttern. Auf Schildern wurde mitgeteilt, daß Betteln und Hausieren unerwünscht wäre und daß der Bereich unter dem Schutz eines privaten Wachdienstes stände. (Ebd.: 160)

Der Westen erscheint glatt und austauschbar – ein Eindruck, der sogar für die Ehefrau des ‚Westalten‘ gilt:

Das Wunder stand in der Haustür, hieß Sylvia und sah aus wie ein Dutzend Kollegenfrauen, die der Alte in der Welt getroffen hatte, auch in England und in den Staaten, und deren hervorstechendste Eigenschaft es war, ohne besondere Eigenschaften zu sein. (Ebd.: 153)

Der Roman endet mit Ruth Makuleits zwangsweise erfolgreicher Aufgabe der Wohnung, der Name der Straße wird geändert, womit eine völlige Entfremdung eintritt: Sie „las zwar den Namen, der auf dem neuen Schild stand, aber sie vergaß ihn sofort wieder. Sie würde nie erfahren, welche Verdienste der Namensgeber hatte.“ (Ebd.: 174) Äußerlich erscheint die Ordnung damit wieder hergestellt, allerdings unter anderen Vorzeichen.

Mit dem zunächst erfolgenden Rückzug als Konsequenz aus den ‚impliziten‘ Migrationsprozessen, einer dann erfolgenden Reise in den Westen und der Rückkehr in den Osten folgt Helga Königsdorf einem Muster, das diversen Romanen aus den ersten Nachwendejahren zu Grunde zu liegen scheint. Dieser These sei im Folgenden am Beispiel von Brigitte Burmeisters Roman *Unter dem Namen Norma* nachgegangen.

## 2.2 Brigitte Burmeister: *Unter dem Namen Norma* (1994)

Brigitte Burmeister, die sich mit ihrem Debütroman *Anders oder vom Aufenthalt in der Fremde* (1987 bzw. 1988) in die Tradition des ‚Nouveau Roman‘ stellte, legte 1994 den Roman *Unter dem Namen Norma* vor, ein Text, der formal aus zwei großen Kapiteln besteht, die mit historischen Daten überschrieben sind: „Am 17. Juni“ (Burmeister 1994: 5-171) und „Am 14. Juli“ (Ebd.: 173-286). Beide Daten verweisen auf je unterschiedliche Aspekte des Revolutionären: den Arbeiteraufstand in der DDR vom 17. Juni 1953 und den Sturm auf die Bastille vom 14. Juli 1789. Die Rahmenhandlung bilden eben diese zwei Tage Anfang der neunziger Jahre im Leben der Ich-Erzählerin Marianne Arends, die als Übersetzerin arbeitet. Im Vordergrund stehen dabei nicht die wenigen real vollzogenen Handlungen, sondern Marianne Arends’ zahlreiche Erinnerungen und Reflexionen.

Im Zentrum des ersten Teils dominieren Milieuschilderungen des Hauses, in dem die Protagonistin wohnt. Im Hintergrund stets präsent ist die Übersetzungsarbeit an einer Biografie des Revolutionärs Saint-Just, insbesondere der ersten Kapitel über die Anfänge der Französischen Revolution. Im zweiten Teil reflektiert Marianne den Besuch bei ihrem Ehemann Johannes, der sich in Mannheim einen neuen Lebensmittelpunkt aufgebaut hat und sich weitgehend widerstandslos den westdeutschen Verhältnissen anpasst; beide entfremden sich einander zusehends.

Die Wendeereignisse werden in *Unter dem Namen Norma* lediglich am Rande dargestellt und vergleichsweise spät nachgetragen (vgl. Ebd.: 196-200). Die historischen Ereignisse bilden allerdings die Grundlage für die Handlung, zumal Marianne und Norma sich in der Nacht des 9. November 1989 kennen gelernt haben. Um die Ereignisse nicht zu vergessen, aber auch im Sinne einer Selbstvergewisserung, zwang die Protagonistin sich, diese aufzuschreiben: „Als hätte ich üben wollen, von Veränderungen zu erzählen, die mir unvorstellbar erschienen waren.“ (Ebd.: 196f.)

Ihr Bedürfnis nach dem ‚Bewahren‘ von Geschichte zeigt sich auch in ihrer Beschäftigung mit der Korrespondenz der ehemaligen Hausbewohnerin Clara Lentz (vgl. Ebd.: 129-133, 137-144, 154-171). Diese war 1927 nach Kalifornien ausgewandert, hieß fortan Claire Griffith und stand im Briefwechsel mit ihrer in Berlin gebliebenen Freundin Minna König. Minna hatte gemeinsam mit ihren Schwester Erna und Ella im selben Haus wie Marianne Arends gewohnt, alle drei erlebten den Fall der Mauer nicht mehr. Durch die Einbeziehung der Briefe und Postkarten wird zum einen die Geschichte des Kalten Krieges evoziert, zum anderen erfährt der Aspekt der Migration hier eine Verdoppelung, denn am Schicksal der Clara Lentz wird der Aspekt der Entfremdung thematisiert: Nahezu alle Briefe zeugen von einer Entwurzelung der nach Amerika Gegangenen, die sich in Kalifornien fremd fühlt. Mehrfach bekennt sie, Heimweh nach Deutschland zu haben, doch das ihr vertraute Deutschland existiert nicht mehr. Diese Entwurzelungsprozesse sind durchaus denjenigen der Ostdeutschen nach der ‚Wende‘ vergleichbar, denn auch diese Prozesse erfolgten im Hinblick auf den Wandel des Alltags nahezu schlagartig. Das ‚Ankommen‘ in einer von westdeutschen Maßstäben geprägten Welt ist vielfach nicht gelungen, Marianne Arends bringt dem Westen ähnliche Fremdheitsgefühle entgegen wie Clara Lentz Jahrzehnte zuvor



den USA.<sup>6</sup> Wie bei Lentz gehen diese Gefühle einher mit dem Wunsch nach einem Bewahren des Vergangenen.

Doch zurück zu Mariannes Reise nach Westdeutschland; auf dem Weg zu Johannes stellt sie fest:

Um die Mittagszeit erreichten wir den neuen Landesteil. Ich sah Bauten, die ganz neu, andere, die erneuert waren, frisch gedeckte Dächer, helle Farben, hervorstechend aus dem Unveränderten, Vorstöße einer Erneuerung, die um sich greifen würde, das war absehbar, das Ende nicht. Vielleicht schneeweiße Dörfer in der Magdeburger Börde und auf Potsdam zu, geleckte Ortschaften nach naheliegenden Vorbildern. (Ebd.: 183)

In Burmeisters Roman begegnen sich Ost- und Westdeutsche selten zufällig, sie werden stets explizit miteinander konfrontiert. Am Beispiel dieser Begegnungen werden zugleich wechselseitige Klischeevorstellungen deutlich gemacht und als solche entlarvt. Auch hier spielt der Aspekt der ‚Fremdheit‘ eine wesentliche Rolle. So heißt es über ein westdeutsches Paar:

Die Frau blätterte in einer Broschüre, der Mann studierte den Stadtplan, zwischendurch griffen sie nach den Gläsern mit Mineralwasser, wechselten ein paar Worte, lasen weiter, waren ganz unbefangen in einer Umgebung, die ihnen fremder sein mußte als ihr Hotel in Kenia oder auf den Malediven oder wo immer sie die Ferien verbracht hatten, geübte Reisende und als solche im Osten unterwegs, vielleicht absichtlich von der Touristenroute abgewichen auf der Suche nach Authentischem, dann erschöpft in das erstbeste Lokal eingekehrt, für einen Schluck Wasser und um den Rückweg zu planen [...]. (Ebd.: 83; vgl. auch Ebd.: 86f.)

Max, ein Freund Mariannes, spult dem Paar gegenüber die Geschichte der ‚Wende‘-Ereignisse ab. Er „erzählte. Stasigebäude, Bürgerkomitees, Mahnwache, Hungerstreik.“ (Ebd.: 84) Sie selbst distanziert sich von diesen „hölzernen Heldengeschichten. Warum konnte er nicht still sein, mich allein lassen.“ (Ebd.) Das Gespräch des Paares mit einem Ostdeutschen muss Marianne akustisch nicht genau verstehen; sie kennt die Muster, nach denen Gespräche zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen häufig ablaufen. Ihre Abneigung richtet sich vor allem gegen die Oberflächlichkeit der Westdeutschen. Außerdem wüssten die Westdeutschen „immer schon Bescheid, diese aufgeblasenen Originale, für die der Osten bevölkert ist von Stereotypen!“ (Ebd.: 252) Doch nicht nur die Westdeutschen sind ihr fremd, sondern der gesamte Westen. Ihre Eindrücke verdeutlichen dies:

Vornehme Bahnhöfe, Wohlstandsgeruch tief aus den Poren. Bauten und Gegenstände waren gediegen, geschmackvoll, gemacht für lange Dauer und fürs Auge auch, sogar Plastik sah besser aus als bei uns. Es gab Rolltreppen, Transportbänder, Aufzüge, Gepäckkarren, alles kostenlos. Niemand mußte sich quälen mit Traglasten, auch nicht mit Hunger oder Durst. Essen und trinken, nichts leichter als das, schwierig höchstens die Entscheidung, wo am besten. (Ebd.: 206f.)

---

<sup>6</sup> Vgl. etwa ihre Äußerungen über die Tagespost: „Gar nicht zu reden vom Geschrei der Verheißungen all dieser Erlebnishäuser, Tiefkühlvergnügen, Knabberspäße für die ganze Familie, wahrhaft unerträglich.“ (Ebd.: 188)

Dieser Fremdheit begegnet sie mit Unsicherheit; es fällt ihr schwer, Einschätzungen vorzunehmen:

In die Grundstücke reichte meine Vorstellung noch, in die Häuser nicht mehr. Aus den Fronten auf die Innenräume, die Ausstattung zu schließen, hätte mich im Spiel mit Norma gereizt. Allein gab ich auf und begnügte mich mit zufälligen Einblicken. Was verstand ich denn von echt oder unecht, von Stilen, in und out. (Ebd.: 209)

In Mannheim hat sie Kontaktschwierigkeiten; ihre Fremdheitsgefühle angesichts der neuen Nachbarn (vgl. Ebd.: 210-214) steigern sich bis zu Phantasien, in denen sie sich den Westdeutschen gegenüber als minderwertig ansieht:

Hallo, meine Liebe, Sie müssen noch eine Menge lernen, man merkt doch gleich, wo Sie herkommen, Schaumwein und Sättigungsbeilagen, sagten sie lächelnd, zogen die Dauerwellen ein und die Köpfe zurück durch die beiden Löcher in der Decke, die sich über mir schlossen wie Augenlider. (Ebd.: 215)

Auf der Party, die sie gemeinsam mit ihrem Mann gibt, werden die stereotypen Vorstellungen der Westdeutschen von den Ostdeutschen besonders augenfällig. So kennt Marianne keinen Rucola-Salat. Corinna Kling, ein Gast, äußert daraufhin:

– Und ich dachte, sagte Corinna, bei Ihnen im Osten hätten sich die alten Eßgewohnheiten erhalten, wo doch alles rückständiger war. Nicht immer ein Mangel. Zum Beispiel die wundervollen –

– Allein, sagte ich.

– Genau. Die habe ich selbst gesehen, bei einer Autofahrt durch Mecklenburg, im Sommer nach der Wende. Ein Ausflug in die fünfziger Jahre. Traumhaft, zumindest aus der Touristenperspektive. Für die Einheimischen war es gewiß ganz anders. Hart. Da gebe ich mich keinen Illusionen hin und will mir auch kein Urteil anmaßen. Halten Sie mich nicht –, ich verabscheue das arrogante Auftreten all dieser –

– Besserwessis, sagte ich.

– Sie sagen es. Die Ratschläge von oben herab, derart peinlich. Und die Vorurteile. Seit dem Wochenende in Mecklenburg habe ich die neuen Länder nicht mehr betreten. Man ist auch mit dem eigenen Leben viel zu sehr beschäftigt. (Ebd.: 218f.)

Müheles gelingt es Marianne also, die Repliken der Westdeutschen vorwegzunehmen. Sie wird zunehmend aggressiv, zumal ihr die Partygespräche offensichtlich zuwider sind. Im Gespräch mit Corinna Kling erfindet sie sich schließlich eine Biografie, die ihres Erachtens einen aus Westperspektive typischen DDR-Lebenslauf darstellt. Taktisch geschickt leitet sie ihre Geschichte mit Komplimenten an ihre Zuhörerin ein:

- [sic] Es ist an der Zeit, daß Sie die Wahrheit über mich erfahren, sagte ich. Oder anders gesagt, ich möchte Ihnen von meinem Leben erzählen.

– Aber gern. Als Sie anfangen, klang es so, ich weiß nicht recht, irgendwie drohend, ja, ich war ein bißchen erschrocken, ein Mißverständnis, natürlich ist es an der Zeit, daß auch Sie – ich habe Sie vorhin ausgiebig mit meinen Geschichten gelangweilt.

– Tief beeindruckt, sagte ich. Mir ging es wie früher beim Ansehen der Bildbände über ferne Länder. Ich dachte, als ich Ihnen so zuhörte, daß wir nicht weit voneinander gelebt haben, Sie allerdings in einer blühenden Oase, ich im Wüstensand.

– Aber -, sagte Corinna Kling.

– Oh doch, sagte ich. Sie haben den Osten nicht kennengelernt! Wüste in den Seelen, Sie wissen schon.“ (Ebd.: 224f.)

Ihre Lügengeschichte erzählt Marianne in vollem Bewusstsein ihrer geistigen Kräfte. Sie unterbricht ihre Darstellung an bestimmten Stellen, um Corinna die Möglichkeit zum Nachfragen zu geben: „Ich hielt an, damit Corinna fragen konnte: nach dem Alter damals, dem Namen dieses Bruders und was denn Pioniere waren, schließlich: wozu das Stillstehen in der Kälte.“ (Ebd.: 225) Mit diesem Verhalten offenbart sie allerdings indirekt auch ihre eigenen stereotypen Vorstellungen von den Westdeutschen. Aus dem Unbehagen ihrer Zuhörerinnen zieht sie sogar einen Lustgewinn. (vgl. Ebd.: 231)

Corinna berichtet die Geschichte ihrem Mann. Dieser erzählt sie wiederum Johannes, der daraufhin seine Frau zur Rede stellt. (vgl. Ebd.: 248f.) Marianne bekennt, von Corinna „inspiriert“ worden zu sein (Ebd.: 251) und erklärt zudem, dass sie

es schon lange satt hatte, als Abladeplatz für Mitleid und Belehrungen zu dienen, daß es mir zum Hals heraushing, eine Vertreterin des Typischen zu sein oder eine Randerscheinung, daß mir dieser Musterkoffer gestohlen bleiben konnte, den ich, je nachdem, gegen einen neuen eintauschen oder um alles in der Welt behalten soll. (Ebd.: 251f.)

Johannes zeigt jedoch kein Verständnis für das Verhalten seiner Frau; es kommt zum Bruch. Am Ende des Buches, nach Mariannes Rückkehr aus Mannheim, schließen sie und Norma im Zeichen Saint-Justs einen Freundschaftsbund, der unter der Zeugenschaft von Max „unter dem Namen Norma“ (vgl. Ebd.: 281-283 bzw. 283) vollzogen wird. Freundschaft kann hier zugleich als stabilisierendes Element der Gesellschaftsordnung verstanden werden – ein Modell, das zumindest für die beiden Frauen stimmig ist, denn mit der Schließung des Bundes stabilisiert sich Mariannes Identität wieder: Nach ihrer Rückkehr aus Mannheim hat sie sich vollständig von ihrem Mann gelöst und zugleich mit der Freundschaft zu Norma wieder eine Basis für ihr Leben gefunden. Im weitesten Sinne tritt der Freundschaftsbund an die durch den Verlust der Utopie im Öffentlichen wie im Privaten entstandene Leerstelle.

Mit *Unter dem Namen Norma* dürfte Brigitte Burmeister diejenige Schriftstellerin sein, die die Existenz auf stereotypen Vorstellungen beruhender Gesprächsmuster in der Kommunikation zwischen Ost- und Westdeutschen am ausführlichsten in literarischer Form aufgegriffen hat.<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Ein ähnlicher Dialog wird in Jens Sparschuhs Roman *Lavaters Maske* (1999) angedeutet. Der Protagonist, ein Schriftsteller, schildert darin unter anderem seine Erlebnisse auf Lesungen. Während einer Veranstaltung in Westdeutschland kommt es zum Gespräch zwischen dem ostdeutschen Autor und dem westdeutschen Publikum, in dessen Rahmen in erster Linie Vorurteile seitens der Westdeutschen spürbar werden. Der routinierte Autor ist der Situation durchaus gewachsen, überlegt aber, welche Rolle er einnehmen soll: „Sollte ich jetzt vielleicht besser auf die Ost-West-Schiene einschwenken? Den geistig verwirrten Spätheimkehrer aus der Ex-DDR mimen? Damit konnte man sicher allzu speziellen Fangfragen aus dem Wege gehen. Aber deutsch-deutscher Einheitsdackel, Ost-West-Befindlichkeitsschwuchtel – das alles waren nicht die Rollen, für die ich irgendeine innere Berufung verspürte.“ (Sparschuh 1999: 127)

### 2.3 Jens Sparschuh: *Der Zimmerspringbrunnen* (1995)

Ähnlich wie bei Königsdorf und Burmeister, ist der Protagonist von Jens Sparschuhs „Heimatroman“ *Der Zimmerspringbrunnen* zunächst auf sich selbst zurückgeworfen. Arbeitslos geworden, hat Hinrich Lobek die Orientierung verloren. Denn – so der Protagonist wie bereits eingangs zitiert: „Ohne auch nur den Fuß vor die Tür zu setzen, hatte ich mein altes Heimatland verlassen (bzw. es mich).“ (Sparschuh 1995: 36) Ohne aktiv an diesen Prozessen beteiligt zu sein, ändert sich alles um ihn herum: „heimlich, über Nacht sozusagen, waren wir aus unserer Straße umgezogen worden. Sie trug jetzt einen anderen Namen.“ (Ebd.: 38) Er wird „immer schweigsamer“ (Ebd.: 16) und kapselt sich von der Außenwelt ab, die ihm zunehmend fremd wird und sogar feindlich erscheint. (vgl. Ebd.) Lobeks Rückzug kann als Parodie auf eine Robinsonade gelesen werden: Da er sich durch sein Verhalten auch immer weiter von seiner in die Marktwirtschaft geradezu durchstartenden Ehefrau Julia entfernt, wird sein Hund Hasso, den er in „Freitag“ umtauft, zur einzigen Bezugsperson.

Auf Grund der Lektüre seines Horoskops entschließt er sich zur Bewerbung bei „PANTA RHEIn“, einem Unternehmen, das Zimmerspringbrunnen vertreibt. Er wird eingestellt und fährt erstmals in den Westen, um im Schwarzwald an einer Vertreterkonferenz teilzunehmen. Allein, im Aufenthaltsraum seiner Unterkunft, entfahren ihm „zwanghaft“ die Worte: „Ich liebe meine Heimat, die Deutsche Demokratische Republik.“ (Ebd.: 55) Heimat im Sinne einer Identität wird auch hier also erst im Nachhinein konstituiert.

Eher durch Zufall als auf seine eigene Initiative hin gelingt ihm der Durchbruch: mit dem ostalgotischen Zimmerspringbrunnenmodell *Atlantis*. Jenes auf den Grundformen der DDR beruhende Modell bedient exakt die Gefühle zahlreicher sich ebenfalls heimatlos fühlender Bürgerinnen und Bürger der östlichen Bundesländer:

Natürlich, etliche betrachteten das als Kuriosum, als Partygag vielleicht. Die meisten aber behandelten ATLANTIS wie einen Kultgegenstand. Es waren regelrechte Altarecken, wo er landete; manchmal hatte ich den Eindruck, in einem Traditionskabinett gelandet zu sein. Ich wurde, wenn ich auf Empfehlung kam, als Gesinnungsgenosse begrüßt [...]. Vor allem unter den Mitgliedern eines mir bis dahin unbekannt gebliebenen halblegalen „DDR-Heimatvertriebenen-Verbandes“, der erstaunlich gut und straff organisiert war, gelangen mir spektakuläre Verkäufe [...]. (Ebd.: 105f.; Hervorhebung im Original)

Zum Hintergrund des Romans erläutert Sparschuh:

Mir ist aufgefallen, dass nach 1990 vermehrt Männer mit ihren Hunden durch den Park liefen und Selbstgespräche führten. [...] Das schienen Menschen zu sein, die von einer Scheibe heruntergefallen waren, die sich jetzt schneller drehte. Früher hatten diese Leute vielleicht etwas zu sagen und jetzt nicht mehr. Es gab offensichtlich eine große Gruppe, die es nicht geschafft hatte, nach dem 3.10.1990 so schnell umzuschalten. ([DJFL] o.J.)

Auch in anderen Texten des 1955 in Karl-Marx-Stadt geborenen Philosophen und Schriftstellers spielt der Aspekt des Heimatverlusts eine wesentliche Rolle, beispielsweise in *Transitraum Berliner Zimmer* (1996) – ein zuerst im *Tagesspiegel* vom 30.07.1996 erschienener Essay, in dem er sich an das sog. ‚Berliner Zimmer‘ seiner alten Pankower Wohnung erinnert. Jenes liegt „als Verbindungsstück zwischen den Zimmern im Vordertrakt und denen im Seitenflügel; lediglich in der äußersten Ecke ein Fenster zum auch tagsüber dämmerigen Hofschacht. Ein Durchgang. Aber für einen solchen viel zu

groß.“ (zitiert nach Sparschuh 1997: 12) Im Grunde genommen existiert dieser Raum jedoch nur noch als Erinnerung:

Je mehr ich versuche, mich zu erinnern, desto undeutlicher wird das Bild, desto irrealer wird der Raum, in den ich mich zurückversetzen will. Seine Existenz ist unter den verschiedenen, sedimentgleich übereinanderliegenden Erinnerungsschichten vergraben; fast unauffindbar. Denn es ist ja ein jeweils anderes Ich, das sich zu verschiedenen Zeiten, mit unterschiedlichen Intentionen etwas ins Gedächtnis ruft. Es bleiben nur schlecht zueinander passende Bruchstücke. (Ebd.: 13)

In *Jagdgründe der Kindheit* (zuerst erschienen in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 07.09.1995) wird der Ich-Erzähler gebeten, „[d]ie Geschichte [seiner] ersten Ferienreise“ zu schreiben, die eine „Kombination [...] aus autobiografischen Erinnerungen und Vergleichen mit der Gegenwart“ (zitiert nach Sparschuh 1997: 74) sein soll. Dabei muss der Erzähler jedoch feststellen, dass eine „Wiederholungsreise“ wenig ergiebig wäre, müsste diese doch in ein Land führen,

in das man heute nicht einfach, in das man heute einfach nicht mehr einreisen kann und das noch unerreichbarer ist, als es mir damals jedes Tokio dieser Welt war. Ein Land vor unserer Zeit, vom Erdboden verschwunden. Es ist das Land meiner Kindheit in der DDR [...]. (Ebd.)

Es führt aber „kein Weg dorthin zurück“ (Ebd.: 81), und der Erzähler muss schließlich feststellen:

Sicher, man könnte heute dorthin zurückfahren, ratlos touristisch zwischen Steinen herumsteigen. Aber es wäre unmöglich, wenn nicht sogar albern, wollte man das Land von damals wiederfinden... Die einzelnen Bestandteile gibt es wohl noch. Aber das Ich, das den geheimen Bauplan kannte, um stumm die Teile zusammenzufügen zu einer eigenen, sprechenden Welt, in der die Steine mehr waren als nur Steine und die Felsspalten natürlich Höhlen [...] – dieses Ich existiert längst nicht mehr. (Ebd.: 82)

Heimat wird hier also eher im Blochschen Sinne in der Kindheit verortet, wie Bloch am Ende von *Das Prinzip Hoffnung* (1959) darlegt.<sup>8</sup> Der de facto einmal vorhanden gewesene Raum wird somit für das Rückschau haltende Subjekt zum Erinnerungs- und Projektionsraum; auch dies mag eine Form der Migration darstellen.

## 2.4 Sonderformen der ‚expliziten‘ Migration I: Nachgeholte Reisen

Auffällig oft werden nach der ‚Wende‘ Auslandsreisen, insbesondere in die USA, zum Gegenstand literarischer Texte. Reisen in den Westen der Bundesrepublik bilden dagegen – zumindest als zentrales Thema – die Ausnahme (vgl. z.B. Wagner 1997).

---

<sup>8</sup> „Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt, als einer rechten. *Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende*, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“ (Bloch 1985: 1628; Hervorhebung im Original)

Einer der frühesten Beiträge in diesem Bereich ist Hans-Eckardt Wenzels unter dem Titel *Malinche* 1991 veröffentlichte Erzählensammlung. Das Buch enthält vier in den Jahren 1988 bis 1991 entstandene Erzählungen, die in Südamerika spielen. Gegenstand ist nicht primär die ‚Wende‘ – aus der Distanz der exotischen Fremde gelingt aber ein völlig anderer, meist gelassenerer Blick auf Deutschland bzw. die Deutschen<sup>9</sup> und damit auch auf die Frage nach dem Platz des Einzelnen in einer sich nach dem Verlust gesellschaftlicher Utopien neu orientierenden Welt.

Christoph Dieckmann brachte 1992 unter dem Titel *Oh! Great! Wonderful!* einen Band mit Reportagen über Amerika heraus, nach einer Amerikareise veröffentlichte Adolf Endler 1996 seine *Warnung vor Utah*, Ralph Grüneberger schrieb den Gedichtzyklus *The Mystery is: You are and You are not* (1999). Häufig wird der späte Zeitpunkt erster Erfahrungen mit den USA thematisiert, beispielsweise in *Signale aus der Bleecker Street* (1999), einer Sammlung von in New York entstandenen deutschsprachigen Texten, die auch Beiträge von ostdeutschen Schriftstellerinnen und Schriftstellern enthält. In Brigitte Burmeisters Roman *Pollok und die Attentäterin* (1999) ist von einer Reise nach Amerika die Rede (vgl. Burmeister 1999: 164ff.), aber auch von einer geplanten Reise nach Gomera (vgl. Ebd.: 238). Angela Krauß lässt ihre Erzählung *Milliarden neuer Sterne* (1999) in New York spielen, und Hinnerk Einhorn publizierte 2000 ebenfalls in den USA handelnde Texte: *Ride with the wind. Ansichtskarten aus Amerika*. (Einhorn 2000, 73-92)

Auch im Bereich der Satire spielt Amerika immer wieder eine Rolle, etwa in Wolfgang Sabaths nach einer vierwöchigen USA-Reise mit seinen Söhnen entstandenem Bändchen *Als Ossi in Amerika* (1995).<sup>10</sup>

Der besondere Hang zum ‚Fremden‘ bzw. ‚Exotischen‘ ist trotz der auffälligen Häufung von Texten unmittelbar nach der ‚Wende‘ in die Tradition der Reiseliteratur ab dem 18. Jahrhundert einzuordnen: Deutschland wird gewissermaßen ‚von außen‘ betrachtet; auch in Texten, die an sich das ‚Fremde‘ beschreiben, stehen häufig Deutschland und die Deutschen im Mittelpunkt (vgl. auch Preisendörfer (Hrsg.) 1999). Aus der geographischen Distanz mag der Blick auf die deutsch-deutschen Befindlichkeiten leichter fallen, kritische Reflexionen werden weniger von Ereignissen der Tagespolitik bestimmt. Der innere Abstand dürfte damit wachsen, und die ansonsten meist präsenste Aufgeregtheit wird auf ein gewisses Maß reduziert.

Andreas Lehmann versucht im Vorwort zu seinem Protokoll-Band *Go West! Ostdeutsche in Amerika* (1998), eine Erklärung für das hohe Interesse vieler Ostdeutscher an den USA zu geben:

Amerika produzierte nachhaltige Bilder, auch in den ostdeutschen Köpfen. Die Bilder mögen abgegriffen sein, aber sie sind da: Straßenschluchten, Weite, Times Square, Freiheitsstatue, Highways, dicke Autos, Golden Gate Bridge, Grand Canyon. Amerika schafft moderne Mythen. Daß uns die nicht loslassen, hat nicht nur etwas mit der Wucht der den Rest der Welt überkommenden amerikanischen Pop-Kulturindustrie zu tun. Sondern damit, daß es in Amerika eine Atmosphäre gibt, die das zuläßt und die so was schafft – und danach sehnen wir uns wahrscheinlich auch manchmal. (Lehmann 1998: 9)

---

<sup>9</sup> Vgl. dazu v.a. Hans-Eckardt Wenzel: „Magisches Jahr“, in: Wenzel 1991: 5-58.

<sup>10</sup> Der Ich-Erzähler entdeckt auf seinen Reisen übrigens erstaunliche Parallelen zwischen der DDR und den USA.

Die Inhalte der vierzehn in Lehmanns Buch abgedruckten, auf zwischen 1995 und 1998 geführten Gesprächen basierenden Porträts bestätigen jedenfalls die Sehnsucht nach solchen ‚modernen Mythen‘ – die in dieser Form in der DDR zweifellos gerade *nicht* entstehen konnten.

Während diese nachgeholt Reisen vorübergehende Phänomene darstellen und die Protagonisten in der Regel zurückkehren, so bleibt die Frage des permanenten Umzugs und damit der Migration im eingangs zitierten Sinne in Helga Königsdorfs Erzählung *Gleich neben Afrika* (1992) offen. Der Text entstand unter dem Arbeitstitel *Auf der Suche nach dem eigenen Schatten oder Gleich neben Afrika* (vgl. Welke 1992: 248) und spielt – wie bereits der Titel nahe legt – teilweise in Afrika. Eigentlich handelt es sich um eine Fluchtgeschichte, da die Erzählerin illegal an eine größere Geldsumme gekommen ist; zunächst einmal ist sie jedoch orientierungslos:

Manchmal denke ich, daß ich mir alles nur einbilde. Ich stelle mir vor, ich komme zu mir, und siehe da, alles war nur ein Produkt meiner Phantasie. Irgendeine seltene Form von Wahnsinn. In Wirklichkeit bin ich zu Haus... Aber da beginnt ein schwarzes Loch. Wo bin ich zu Hause. Ich bin unbehaust. (Königsdorf 1992: 9f.)

## 2.5 Sonderformen der ‚expliziten‘ Migration II: ‚Wossis‘ – ‚Wessis‘ im ‚Ossiland‘

‚Explizite‘ Migrationen finden jedoch nicht nur in Ost-West-, sondern auch in umgekehrter Richtung statt; so existieren eine Reihe autobiographisch gefärbter Texte von Westdeutschen, die – in der Regel aus beruflichen Gründen – in den Osten zogen; allzu häufig gegen die Zahlung einer sog. „Buschzulage“, wie bereits der Titel des gleichnamigen Romans von Gisela Karau (1932-2010) signalisiert (Karau 1996). Die Westdeutschen erscheinen meist unvermittelt; in Helga Königsdorfs *Gleich neben Afrika* heißt es: „Die Hauptakteure kamen mit dem Flugzeug in die Stadt und wendeten mit Siegerblick die Köpfe hin und her, wodurch sie eine gewisse Ähnlichkeit mit verärgerten Gänserichen bekamen.“ (Königsdorf 1992: 14)

Eine Sonderstellung innerhalb der sich mit dem Verhältnis von Ost- und Westdeutschen auseinandersetzenden Werke nehmen autobiographische Texte ein, die authentische Erfahrungen von West nach Ost gegangener Personen aufgreifen. Wie brisant solche Verarbeitungsversuche sein können, zeigen die beiden Bücher von Luise Endlich (d.i. Gabriela Mendling): In *NeuLand. Ganz einfache Geschichten* (1999) schildert die westdeutsche Arztgattin ihren Umzug von Wuppertal nach „Oststadt“ – dem unschwer als Frankfurt an der Oder zu erkennenden neuen Wirkungsort ihres Mannes – und die erste Zeit in den ‚neuen‘ Ländern. Endlichs Darstellung gerät, über weite Strecken vermutlich sogar unbeabsichtigt, zur Abrechnung mit den Ostdeutschen, deren Eigenheiten sie vielfach kaum oder gar nicht versteht: Die angeblich spezifischen (Tisch-)Manieren, Umgangsformen und ‚Geschmacksverirrungen‘ schockieren sie geradezu. *NeuLand* löste bei seinem Erscheinen einen Skandal aus, die Autorin soll sogar Morddrohungen erhalten haben.<sup>11</sup> Nicht zuletzt durch diese indirekte Form der Werbung mag das Buch zum Bestseller geworden sein. Der polemische Ton spaltete die Gemüter der Rezipienten und

---

<sup>11</sup> Eine Darstellung der Auseinandersetzungen um das Buch findet sich bei Baumann 2000.

dürfte den Graben zwischen Ost und West zwar nicht dauerhaft vertieft, wohl aber erneut in aller Deutlichkeit sichtbar gemacht haben. In *OstWind. Nicht ganz einfache Geschichten* (2000) setzt Endlich ihre Darstellung fort und schildert ihre Erfahrungen im Zusammenhang mit der Rezeption von *NeuLand*.

Mit stereotypen Vorstellungen auf beiden Seiten setzt sich Wilhelm Boeger in *Der Leihbeamte* (1998) und *Der Leihbeamte kehrt zurück* (1999) auseinander. Boeger war als Jurist selbst „Leihbeamter“ in den neuen Ländern und schrieb mit den Büchern persönliche Erinnerungstexte. Im ersten Band steht seine ‚Mission‘ in den neuen Bundesländern im Mittelpunkt. Er wurde

am 2. April bis Mitte Mai 1991 nach Schwerin geschickt, um als Leihbeamter der Landesregierung auszuhelfen. Die Aufgabe war, in Schwerin das Konzept für ein Berufsbildungszentrum zu entwickeln, dieses in den Ressorts innerhalb der Landesregierung abzustimmen und anschließend auf Rügen zu verwirklichen. Das Rezept, dieses anspruchsvolle Vorhaben in wenigen Wochen umzusetzen, und das noch dazu in einem Land, in dem aber auch alle Voraussetzungen hierfür fehlten, wurde allerdings nicht mitgeliefert. (Boeger 1998: 9)

Im Fortsetzungsband geht es primär um die Entstehung der von Boeger initiierten und herausgegebenen umstrittenen Anthologie *Von Abraham bis Zwergen* (1995), den damit verbundenen Tagungen, Besuchen bei Schriftstellerinnen und Schriftstellern und den bei der Arbeit entstandenen Schwierigkeiten.

Nach der ‚Wende‘ fanden viele westdeutsche Akademiker im Osten einen Arbeitsplatz. Einige von ihnen schildern die Situation, in der sie sich befanden, als ausgesprochen schwierig: Das westdeutsche System ist zwar formal vorhanden, offensichtlich aber noch nicht internalisiert worden; die rund vierzig Jahre der Teilung machen sich deutlich bemerkbar. Der Germanist Ludwig Stockinger schildert seine Situation als

die eines Literaturwissenschaftlers, der aus den ‚Alten Bundesländern‘ nach Leipzig gekommen ist und hier vor die Aufgabe gestellt ist, vor allem die Literatur der Aufklärung und der ‚Goethezeit‘ in der Lehre zu vermitteln [...]. In gewisser Weise könnte meine Situation als die eines Auslandsgermanisten im Inland beschrieben werden, oder vielleicht auch als die eines Inlandsgermanisten in einem Landesteil, in dem zwar deutsch gesprochen, aber ganz anders gefühlt und gedacht wird als in dem übrigen Land, also in einem deutschsprachigen Ausland. (Stockinger 1999: [79])

### **3 Zusammenfassung – Schlussbemerkungen – Ausblick**

Betrachtet man die drei hier jenseits der Exkurse genauer betrachteten Prosatexte gemeinsam, so zeigt sich, dass die Begriffe ‚implizite‘ und ‚explizite Migration‘ nur bedingt voneinander getrennt werden können: Beide Begriffe verweisen vielmehr auf weitaus größere Zusammenhänge der Identitätskonstruktion in einer fremden bzw. fremd gewordenen/entfremdeten Welt. Während die ‚impliziten‘ Migrationen vor allem auf Rückzüge verweisen, schlagen die ‚expliziten‘ Migrationen sich in der Darstellung erster Erfahrungen in Westdeutschland und in Reiseerfahrungen nieder.

Helga Königsdorf nimmt an vielen Stellen ihrer Werke das Bild der Migration wieder auf; zuletzt in ihren „Erinnerungen“ *Landschaft in wechselndem Licht* (2002), die mit der



Darstellung eines Schachspiels und dem akute Bedrohungen auslösenden Verschieben von Figuren beginnen (vgl. Königsdorf 2002: 11) und enden (vgl. Ebd.: 233). Den Prozess der Einheit beschrieb sie schon im September 1993 unter dem Titel *Der Mut zu stolzen Tönen* auf der Konferenz „Women and the Wende“ in Nottingham als Partikularisierung: „Das ‚Wir‘, das ich noch immer gebrauchte, war längst nicht mehr. Es löste sich in die vielen Ichs auf.“ (zitiert nach Königsdorf 1994: 45)

Der von mehreren Autoren bemühte Heimatbegriff ist häufig unmittelbar an den Aspekt des Utopieverlusts gebunden; im Grunde genommen handelt es sich um zwei Seiten derselben Medaille. Beide Ausprägungen der Migration stehen nicht für sich selbst, sondern verweisen auf umfassendere Phänomene, die zentrale Konstanten literarischer Verarbeitungen von ‚Wende‘ und deutscher ‚Einheit‘ bilden: die Darstellung von Ost-West-Konfrontationen, rückblickende Auseinandersetzungen mit dem eigenen Ich, Heimat- und Utopieverlust, um nur einige wenige Beispiele zu geben.

Die literarischen Figuren begegnen diesen Phänomenen in ähnlicher Form wie ihre realen Vorbilder: mit Flucht, ‚ostalgotischen‘ Tendenzen und sonstigen Formen des Rückzugs und der Abgrenzung. Literarische Texte eröffnen auf Grund ihrer potentiellen Multiperspektivität jedoch die Möglichkeit, verschiedene Ausformungen dieser Phänomene einander gegenüberzustellen. Insofern ist es nicht weiter erstaunlich, dass insbesondere Brigitte Burmeister und Jens Sparschuh sich auf der Metaebene mit Formen der Migration beschäftigen, bei Sparschuh sind zudem die – eine gewisse Distanz schaffenden – satirischen Elemente besonders stark ausgeprägt.

Schaut man genauer hin, so zeigt sich, dass die beschriebenen Phänomene keineswegs neu sind, sondern bestenfalls ihrer Intensität wegen eine neue Qualität erreichen. Schon in Sigmar Schollaks Erzählung *Dorngräber & Co* (1985) probiert ein DDR-Bürger sozusagen eine westdeutsche Identität aus, indem er sich in ein Interhotel begibt. Seine äußerlich und mit Hilfe von Devisen letztlich nur vermeintlich angenommene West-Identität legt er zwar am Ende wieder ab, doch er erkennt, dass es innerhalb der DDR eine Parallelwelt gibt. Der Ausflug dorthin erweist sich jedoch im Nachhinein als Verschwendung:

Zu Hause, in diesem Altbau der Invalidenstraße, der Ackerhalle benachbart, legte Hugo Dorngräber die Sachen ab, legte die Firma ab mit all ihren Zweigstellen, war wieder Polsterer einer Großpolsterei, betrunken auch und torkelig auf den Beinen. Er dachte an den Schwager drüben, der ihm nach dem Tode der Schwester mit generöser Geste den 100-DM-Schein zugeschoben hatte zusammen mit der großmäuligen Bemerkung, er möge sich einen guten Tag davon machen, mit guten Zigaretten und einem vernünftigen Cognac, dort, wo er nun mal wohne. Auch dachte er (sprach’s zu sich), daß er keinem erzählen konnte von dieser Schnapsidee, das Geld so zu vergeuden. (Schollak 1989: 9)

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass viele literarische Migrationsbewegungen in transitorischen Räumen angesiedelt sind, insbesondere in Zügen und auf Bahnhöfen. Es ist kein Zufall, dass sich Hinrich Lobek am Ende von *Der Zimmerspringbrunnen* auf dem Bahnhof wiederfindet und Durchgangszimmer sowohl bei Königsdorf als auch bei Sparschuh eine Rolle spielen. Nahezu alle der hier betrachteten Texte enden im Ungewissen, Vagen, Offenen. Thomas Rosenlöcher erhebt in seiner „Harzreise“ *Die Wiederentdeckung des Gehens beim Wandern* das Transitorische zum zentralen Moment, wenn nicht gar zum poetologischen Prinzip seines Textes: Der Erzähler begibt sich am 1. Juli 1990 auf eine Wanderung in den Harz, „um wenigstens andeutungsweise wieder

Gedichte schreiben zu können.“ (Rosenlöcher 1991: [9]) Die Reise, auf der er sowohl mit sich selbst als auch mit dem hereinbrechenden ‚Westen‘ konfrontiert wird, unternimmt er auf Drängen seiner Frau und weil ihn der Lärm der Dachdecker stört, die sich so verhalten, „als gelte es, die letzten vierzig Jahre zu vernageln [...]“. (Ebd.: [9]f.) Volker Braun schließlich brachte den Aspekt der ‚impliziten‘ und ‚expliziten‘ Migration in *Das Eigentum*, einem der prominentesten ‚Wende‘-Gedichte, zum Ausdruck; es erschien im August 1990 sowohl im *Neuen Deutschland* als auch in der *Zeit* und beginnt mit der Zeile „Da bin ich noch: Mein Land geht in den Westen.“ (zitiert nach Braun 1992: 84)

Die an den drei Prosatexten gezeigten Phänomene erscheinen vor allem in den literarischen Verarbeitungen der ersten Nachwendejahre. Die geschilderten Migrationsbewegungen beziehen sich also auf räumliche und zeitliche Prozesse zwischen Abschied, Aufbruch und Ankunft – das mögliche Scheitern der Ankunftsprozesse inbegriffen. Mit wachsendem historischem und wohl auch emotionalem Abstand werden in der Literatur häufiger weitaus umfassendere Entwicklungen beschrieben: Momentaufnahmen aus der Zeit der ‚Wende‘ treten in den Hintergrund zu Gunsten von differenzierteren Auseinandersetzungen mit der DDR. Dies ließe sich beispielsweise an Uwe Tellkamps monumentalem Roman *Der Turm* (2008) zeigen.

## Bibliographie

- Baumann, Antje (2000): „OstWind aus NeuLand. Zur Debatte um doch nicht ganz einfache Geschichten“, in: Reiher, Ruth und Antje Baumann (Hgg.) 2000: *Mit gespaltener Zunge? Die deutsche Sprache nach dem Fall der Mauer*. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag: 194-221.
- Bloch, Ernst (1985): *Das Prinzip Hoffnung*. In fünf Teilen. Kapitel 43-55. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (= Werkausgabe, Band 5).
- Boeger, Wilhelm (1998): *Der Leihbeamte. Berichte aus Bonn, Schwerin und anderen Kleinstädten*. Halle (S.): Mitteldeutscher Verlag.
- Boeger, Wilhelm (1999): *Der Leihbeamte kehrt zurück. Neue Berichte aus Deutschland*. Halle (S.): Mitteldeutscher Verlag.
- Braun, Volker (1992): „Das Eigentum“, in: Braun, Volker 1992: *Die Zickzackbrücke. Ein Abrißkalender*. Halle (S.): Mitteldeutscher Verlag: 84.
- Von Abraham bis Zwerenz* (1995). Eine Anthologie des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie, Bonn und des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Weiterbildung des Landes Rheinland Pfalz als Beitrag zur geistig-kulturellen Einheit in Deutschland. 3 Bände. [o.O.]: Cornelsen.
- Burmeister, Brigitte (1987): *Anders oder Vom Aufenthalt in der Fremde. Ein kleiner Roman*. Berlin (DDR): Verlag der Nation.
- Burmeister, Brigitte (1988): *Anders oder Vom Aufenthalt in der Fremde. Roman*. Darmstadt: Luchterhand.
- Burmeister, Brigitte (1994): *Unter dem Namen Norma. Roman*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Burmeister, Brigitte (1999): *Pollok und die Attentäterin. Roman*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dieckmann, Christoph (1992): *Oh! Great! Wonderful! Anfänger in Amerika*. Berlin: Ch. Links.

- (DJFL) (o.J.): „Interview mit Jens Sparschuh“, in: *Dirk Jasper FilmLexikon*, im Internet unter [http://www.djfl.de/entertainment/stars/j/jens\\_sparschuh/jens\\_sparschuh\\_i\\_01.html](http://www.djfl.de/entertainment/stars/j/jens_sparschuh/jens_sparschuh_i_01.html) [24.02.2014].
- Einhorn, Hinnerk (2000): „Ride with the wind. Ansichtskarten aus Amerika“, in: Einhorn, Hinnerk 2000: *Voyage au Paradis. Texte einer deutschen Wende*. [Blieskastel]: Gollenstein: 73-92.
- Endler, Adolf (1996): *Warnung vor Utah. Momente einer USA-Reise*. Leipzig: G. Kiepenheuer.
- Endlich, Luise (1999): *NeuLand. Ganz einfache Geschichten*. Berlin: Transit.
- Endlich, Luise (2000): *OstWind. Nicht ganz einfache Geschichten*. Berlin: Transit.
- Grub, Frank Thomas (2003): ‚Wende‘ und ‚Einheit‘ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch. Band 1: Untersuchungen. Band 2: Bibliographie. Berlin/New York: de Gruyter.
- Grub, Frank Thomas (2011): Nouveaux rêves, nouveaux rivages: migrations ”explicités” et migrations ”implicités” dans la littérature après la chute du Mur, in: *Allemagne d’aujourd’hui. Revue d’information et de recherche sur l’Allemagne* 198 (2011): [130]-147.
- Grüneberger, Ralph (1996): *Dieselbe Straße, ein anderes Land. Gedichte 1977-1996*. Magdeburg: Verlag Blaue Äpfel.
- Grüneberger, Ralph (1999): *The Mystery is: You are and You are not. Das Geheimnis ist: Du bist und Du bist nicht. American Poems / Amerika-Gedichte with Graphics / mit Grafiken of / von Katrin Kunert*. Berlin: Aphaia.
- Hüppauf, Bernd und Rolf M. Bäumer (Hgg.) (1999): *Signale aus der Bleecker Street. Deutsche Texte aus New York*. Göttingen: Wallstein (= Ottendorfer Series, Neue Folge, Band 1).
- Karau, Gisela (1996): *Buschzulage. Roman*. Berlin: Dietz Verlag (= edition reiherr).
- Königsdorf, Helga (1990): *Adieu DDR. Protokolle eines Abschieds*. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag (= rororo aktuell 12991).
- Königsdorf, Helga (1991): *Aus dem Dilemma eine Chance machen. Aufsätze und Reden*. Hamburg/Zürich: Luchterhand (= Sammlung Luchterhand 1020).
- Königsdorf, Helga (1992): *Gleich neben Afrika. Erzählung*. Berlin: Rowohlt Berlin.
- Königsdorf, Helga (1993): *Im Schatten des Regenbogens. Roman*. Berlin/Weimar: Aufbau.
- Königsdorf, Helga (1994): *Über die unverzügliche Rettung der Welt. Essays*. Berlin/Weimar: Aufbau.
- Königsdorf, Helga (2002): *Landschaft in wechselndem Licht. Erinnerungen*. Berlin: Aufbau.
- Krauß, Angela (1999): *Milliarden neuer Sterne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kröhnert, Steffen (2007): „Migration – eine Einführung“, in: Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (o.J.): *Online-Handbuch Demografie*, im Internet unter: <http://www.berlin-institut.org/online-handbuchdemografie/bevoelkerungsdynamik/faktoren/migration.html> [24.02.2014].
- Lehmann, Andreas (1998): *Go West! Ostdeutsche in Amerika. Porträts von Andreas Lehmann*. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf.
- Preisendörfer, Bruno (Hrsg.) (1999): *Fluchten vor dem Vaterland. Deutsche Geschichten*. Berlin: Wagenbach.

- Rosenlöcher, Thomas (1991): *Die Wiederentdeckung des Gehens beim Wandern. Harzreise*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sabath, Wolfgang (1995): *Als Ossi in Amerika. Satirische Reise zu unseren neuen Freunden*. Berlin: Edition Ost (= Bunte Reihe).
- Schollak, Sigmar (1989): *Ausflug in Paradiese. Erzählungen*. Berlin: Edition Arani.
- Sparschuh, Jens (1995): *Der Zimmerspringbrunnen. Ein Heimatroman*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sparschuh, Jens (1997): *Ich dachte, sie finden uns nicht. Zerstreute Prosa*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sparschuh, Jens (1999): *Lavaters Maske. Roman*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Stockinger, Ludwig (1999): „Der Bedeutungsverlust des Weimarer Kulturmodells nach 1989. Voraussetzungen und Konsequenzen für die Hochschullehre in den neuen Bundesländern“, in: Grimm, Christa, Ilse Nagelschmidt und Ludwig Stockinger (Hgg.) 1999: *Konzepte und Perspektiven germanistischer Literaturwissenschaft*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag: [79]-97 (= Literatur und Kultur. Leipziger Texte, Reihe A: Konferenzen, Band 1).
- Tellkamp, Uwe (2008): *Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land. Roman*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wagner, Bernd (1997): *Paradies. Roman*. Berlin: Ullstein.
- Welke, Dunja (1992): „Deutsche Einheit: ‚Aus‘ für die DDR-Literatur? Zur Situation der Schriftsteller nach der Wende“, in: *Der Ginkgobaum* 11 (1992): 240-251.
- Wenzel, Hans-Eckardt (1991): *Malinche. Legenden von Liebe und Verrat*. Halle (S.): Mitteldeutscher Verlag.

*Anschrift des Verfassers*  
 Dr. phil. Frank Thomas Grub, Universität Göteborg  
 Box 200, 405 30 Göteborg;  
 E-Mail: [frank.thomas.grub@tyska.gu.se](mailto:frank.thomas.grub@tyska.gu.se)  
[frank.thomas.grub\(at\)gmx.de](mailto:frank.thomas.grub(at)gmx.de)

## **E.T.A. Hoffmanns „Fräulein von Scuderi“ – Literarische Reflexion des**

### **Rechts?**

*Eter Chachanidze, Tbilissi*

#### **Einleitung**

Schon immer waren die Rechtswissenschaft bzw. die Darstellung rechtlicher Begebenheiten eine der Lieblingsaufgaben der Literatur. Dieser Bereich war und ist für die Literaturwissenschaft besonders in der Hinsicht interessant, als sie – die juristischen Normen und Rahmenbedingungen – immer das Leben der Gesellschaft „bestimmt“ haben. Schon die alltäglichen „Geschäfte“, wie Brot kaufen und einen Bus besteigen, sind auf der Gesetzebene geregelt. Also regeln die Rechtsvorgaben das alltägliche Leben der Bürger bis in die kleinsten Details. Außerdem kommt es auf anderen Ebenen und in anderen Rechtsbereichen nicht nur auf das Verhältnis der Mitglieder der Gesellschaft zueinander, sondern auch auf die Beziehung der Einzelnen zu ihrem Staat als System und umgekehrt an.

Das ist besonders im Strafrecht der Fall, wo sich zeigt, wie die Staatsmacht mit den Übertretern ihrer Normen umgeht, wie sie auf den Normbruch reagiert. Geht man in der Differenzierung noch etwas weiter, kann das Verhältnis der Staatsmacht und des Bürgers auch am Beispiel der Arbeitsweise der Judikative dargestellt werden. Hier geht es dann vor allem um Rechtsanwendung, also darum, wie das Geschriebene praktiziert und ausgeübt wird.

Hier können als Quellen dichterische Werke dienen, die die Kenntnis des Verfassers oder gar seine eigenen Erfahrungen übermitteln, besonders wertvoll als Quelle gelten literarische Werke dokumentarischen oder biographischen Charakters.

Warum ist aber dieser Bereich nicht ausreichend erschöpft durch viele juristischen Texte und Gesetze? Warum zieht die literarische Verarbeitung dieser Themen die Leser so stark an?

Die Antworten liegen vor allem in der Sprache. Zumindest in der Moderne hat sich die Sprache der Rechtswissenschaft sehr versachlicht. Die trockene, fade und knappe Sprache der Jurisprudenz ist für viele unverständlich und einsichtslos. Dagegen ermöglicht die Literatur tiefere Einsichten und reiche Erkenntnisse. In der Literatur ist alles möglich – dieser Satz wird sich vorliegend mehrmals behaupten. Die Literatur geht weiter und erfasst die Hintergründe, die tieferen Ursachen, die der Rechtswissenschaft oft verborgen bleiben. Sie geht auf den „menschlichen Grund“ der Sache und versucht menschliche Gefühle, die Menschen mit ihren hellen und dunklen Seiten zu analysieren. Außerdem sind hier das gesellschaftliche Leben und der gesellschaftliche Einfluss von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Entwicklungs- und Sozialisationsgeschichte des Menschen wird auch einbezogen und somit der Mensch samt seiner Identität dargestellt und reflektiert.

Somit eröffnet die literarische Darstellung und Ausarbeitung von rechtlichen Tatsachen und Gegebenheiten neue Perspektiven, Einblicke in die Seele, in das Seelenleben des Täters und in die psychologischen Vorgänge, die ihn zum Verbrechen verleiten und die sich zur Zeit der Tatbegehung abspielen. In literarischen Texten werden Wünsche und Sehnsüchte, Triebfedern, die dem Auge des Beobachters unter vielen Umständen verborgen bleiben, enthüllt. Sie treten zum Vorschein, weil hier bestimmte Situationen „manipuliert“ werden, die eine solche Enthüllung ermöglichen. Durch diese Umstände lässt sich menschliches Handeln besser erklären, denn es werden tiefere Blicke in das Herz eines Menschen und seine innere Welt gewährt. Wenn das Innerste der Gedanken enthüllt wird, dann gibt es keine Geheimnisse mehr, dann tritt jeder dunkle Winkel ans Licht (Schiller 1792: 59f.).

Umgekehrt zählt die Literatur in juristischen Kreisen zu einer der Jurisprudenz äußerst nützlichen Wissenschaft. Wo liegt dieser Nutzen? Was ist umgekehrt der Grund für das Interesse der Rechtswissenschaftler an der Literatur?

Vielfach vollzogen sich Darstellungen und Überlieferungen des Rechts oder seiner bestimmten Teile und Gebiete in unterschiedlichen dichterischen bzw. literarischen Formen.

Literarische Texte unterschiedlicher Gattungen gehen in einschlägige Untersuchungen ein, die sowohl rechtssoziologisch als auch sozialgeschichtlich von großem Interesse sind (Müller-Dietz 1990: 170).

So hat die dichterische bzw. literarische Darstellung des Verbrechens, der Kriminalität eine wertvolle Hilfe und auch Vorarbeit (Müller-Dietz 1990: 170) für die (Weiter-)Entwicklung des Strafrechts geleistet.

Nicht zuletzt deswegen wird in Rechtskreisen die Literatur eine „Hilfswissenschaft“ (Müller-Dietz 1990: 175) genannt. Außer anderen wertvollen Erkenntnissen, die für die Erweiterung der Rechtswissenschaft nicht zu unterschätzende Bedeutung haben, bietet demnach die Literatur eine reiche Fundgrube der Menschen- und Seelenkenntnis. Nicht zuletzt dadurch arbeitet sie allen anderen Wissenschaften vor (Feuerbach 1928: 9).

Was finden wir in der Literatur? Argumentationen - ganz gewiss. Literarische Aufarbeitung von juristischen Fallbeispielen bzw. literarische Darstellung juristischer Begebenheiten? Steigerung oder Verschiebung der Realität? Was bedeutet literarisch? Heißt es auch gleichzeitig realitätsfern?

„Dichtung ist nicht bloß Schilderung, sondern in erster Linie Ausdeutung des Lebens“ (Musil 1981: 969). Wenn auch die Literatur nicht als die Widerspiegelung der Realität und auch des Rechtssystems einer Epoche gehalten werden kann, so artikulieren sich trotzdem Rechtsgewohnheiten und Gebräuche einer Epoche in den literarischen Texten unterschiedlicher Gattungen. Es treten Rechtsbegriffe und Rechtsinstitute auf und finden entsprechend Anwendung in verschiedenen Werken der Literatur. Weiter vermittelt die Literatur Erfahrungen bezüglich der Erkenntnisse des Rechts, seines Verständnisses und seiner Anwendung (Müller-Dietz 1990: 139). Die Literatur belehrt unter anderem darüber, wie Unrecht entsteht und wohin es führen kann bzw. welche Rechtsfolgen dieses Unrechtmäßige verursacht.

In der Rechtswissenschaft allgemein und auch in der Kriminologie geht es um die Ermittlung der Wahrheit. Literaten und Juristen beschreiben in ihren Texten diese Wahrheit. Dabei konzentriert sich der Stoff auf jene Fragen und Themen, die in der jeweiligen Perspektive relevant und interessant erscheinen. Somit bilden die Juristen und Literaten mit ihren Darstellungen und Beschreibungen eine zweite Wirklichkeit (Müller-Dietz 1990: 22), zweite Realität. Das sind einzelne Bilder, Details, aber das Ganze ist in keiner „Realität“ (weder in der literarischen noch in der juristischen) zu sehen. Hier wird die Wirklichkeit durch die Auswahl und Interpretation, sprachliche Aufarbeitung und Würdigung von Tatsachen geschaffen und dargestellt.

Bei der Untersuchung der Erzählung E.T.A. Hoffmanns wird u.a. auch an diesen Maßstäbe festgehalten. Hier stellt sich die Frage nach dem Zusammenwirken von Literatur und Recht vor allem so: Wie können Recht, Rechtsdenken sowie Rechtsanwendung literarisch wiedergegeben, reflektiert und analysiert werden? Es soll unter anderem die Frage behandelt werden, inwieweit die Erzählung von E.T.A. Hoffmann eine Rechtsabbildungsfunktion ausübt und ob sie die Diskrepanzen zwischen dem geschriebenen und gelebten Recht einer bestimmten Epoche behandelt und kritisiert. Durch den Vergleich mit der realen Rechtsordnung wird der Frage nachgegangen, ob die Erzählung nach juristischen Gegebenheiten abläuft. D.h. die Frage, wie „realitätsfern“ der Erzähler die rechtlichen Fragen darstellt und diskutiert. Wichtig und interessant erscheint hier weiter die Person E.T.A. Hoffmanns als eines Dichterjuristen bzw. Richters. In der Person Hoffmanns ist der Dialog zwischen Literatur und Recht schon gegeben. Es wird daher auch der Frage nachgegangen, ob und inwieweit der Richter Hoffmann mit seinen Überzeugungen in der Erzählung vertreten ist und welche Funktion die Person des Autors der literarischen Verarbeitung rechtlicher Gegebenheiten einräumt. Dazu sollen das historische Umfeld, der Autor und seine Arbeitsweise näher betrachtet werden.

Und schließlich soll auf die in der Überschrift dieser Arbeit aufgeworfenen Frage geantwortet werden, ob die Erzählung Hoffmanns eine literarische Verarbeitung rechtlicher Fragen, Probleme und Auffassungen darstellt.

## **Der Inhalt**

Die Geschichte spielt im Jahre 1680 in einem Paris, das von einer Verbrechensflut überrollt ist. Zur Aufklärung der Verbrechen und Verurteilung von Tätern wird vom König ein Sondergericht – *Chambre ardente* – eingesetzt. Zunächst geht es um die Aufklärung von Giftmorden, später um Raubmorde mit Schmuck als Beute, wobei der *Chambre ardente* die Polizeitruppe *Marechaussee* hilft. Am meisten werden Männer überfallen, die ihren Geliebten Schmuck schenken wollen. Die Liebhaber der Stadt wenden sich an den König mit der Bitte, etwas zu unternehmen. Die *Chambre ardente* hat die Strafgewalt zur Verhängung der Strafe, wovon sie auch reichlich Gebrauch macht. Es wird gefoltert und in meisten Fällen entscheidet der Zufall über Schuld oder Unschuld.

So wird auch Olivier Brusson verhaftet. Er wird neben dem ermordeten Goldschmied vorgefunden und des Mordes an seinem hoch angesehenen Meister Cardillac verdächtigt. Da nach seiner Verhaftung die Mordserie endet, wird Olivier auch als Täter anderer Morde und Raubüberfälle vermutet. Dabei ahnt niemand, dass nicht Brusson, sondern der

Goldschmied René Cardillac der Täter ist. Nur einer weiß es: der auf den Tod Angeklagte Olivier Brusson, der seinen Meister eines Nachts zufällig aus einer Geheimtür in der Hauswand herauskommen sah und ihm folgte. Er ertappte ihn dabei, als er einen Mann tötete. Sein Meister erkannte ihn und rannte davon.

Nach diesem Vorfall wollte Olivier gar nicht mehr bei Cardillac arbeiten, aber schließlich ging er doch zu ihm, nur seine Geliebte Madelon, die Tochter des Goldschmiedes, zu sehen.

Eines Tages offenbarte ihm Cardillac, warum er den Mann getötet hatte: er sei von einem bösen Geist getrieben und immer dann, wenn er einen Schmuck abgeliefert hat, erscheine ihm jede Nacht der Geist, der ihn solange bedrängt, bis er den Schmuck, sei es durch Diebstahl, Raub oder Mord wieder habe. Am Ende seiner Erzählung zeigte Cardillac ihm eine Geheimtür, die in ein kleines Kellergewölbe führte, wo er den ganzen geraubten Schmuck versteckte und eine andere gut getarnte Tür, durch die er nachts geräuschlos das Haus verlassen und wieder betreten konnte. Olivier war erschüttert, doch beschloss er, die Geschichte nur Madelon zuliebe, die diese Wahrheit nicht überleben würde, für sich zu behalten. Und so gingen die Morde bis zur Ermordung Cardillacs weiter. Er zwingt Olivier, ihn bei seinen Taten zu begleiten.

Der Goldschmied wurde von einem seiner Opfer, dem Offizier Miossens, in Notwehr getötet. Olivier brachte den sterbenden Meister in dessen Haus, wo er am nächsten Morgen neben der Leiche gefunden worden war. Dem Präsidenten der Chambre ardente, La Regnie, gelangte es, eine Indizienkette zu knüpfen, die für die Täterschaft Brussons spricht und zur Verhängung der Todesstrafe ausreicht, aber da er Olivier für ein Bandenmitglied hält, will er, bis zur Vollstreckung des Todesurteils, notfalls mittels Folter, von ihm die Namen weiterer Bandenmitglieder erfahren. Olivier schweigt weiter über die Wahrheit, um Madelon zu schützen.

Da das Fräulein von Scuderi, eine dem Hof nahestehende weise Dame, eine Warnung erhalten hat, den Schmuck, den sie von den Verbrechern bekommen hatte, zurückzugeben, war sie – mehr oder weniger zufällig – bei der Verhaftung Oliviers dabei und nahm die erschütterte Madelon zu sich nach Hause mit. Madelon überzeugte sie von Oliviers Unschuld.

Daraufhin versucht sie, Olivier frei zu bekommen. Fräulein von Scuderi stellt eigene Untersuchungen an. Anhand der Indizien hielt auch sie zunächst Olivier für den Täter, aber ihre Intuition und ihr Gefühl lassen Zweifel aufkommen.

Olivier erklärt sich endlich bereit, nur der Scuderi ein volles Geständnis abzulegen. Daraufhin versucht die Scuderi, auch la Regnie von Oliviers Unschuld zu überzeugen. Dies gelingt ihr nicht, weil sie sein Geheimnis dem Gericht nicht mitteilen kann. La Regnie nimmt keine Rücksicht darauf und will Olivier nun durch Folter zu einer von ihm gewünschten Aussage zwingen.

Die Lage scheint aussichtslos zu sein. Ein bekannter Parlamentsadvokat, d'Andilly, den die Scuderi um Hilfe bittet, kann ohne ein Geständnis auch nicht weiterhelfen.

Eines Abends jedoch kommt der Offizier Miossens zu ihr und bekennt sich als Cardillacs



Mörder. Er sagt, er hätte Cardillac durchschaut, kaufte ihm absichtlich den Schmuck ab und als ihn dieser später überfiel, tötete er den Goldschmied in Notwehr und rannte davon.

Mit Hilfe des Anwalts d'Andilly erstellt die Scuderi einen Plan: Miossens sagt aus, dass er gesehen hat, wie ein unbekannter Dritter Cardillac ermordet hat und versichert, dass Olivier nicht der Täter ist. Durch diese Falschaussage wird die Folter Oliviers aufgeschoben und nun ist das Volk auch von seiner Unschuld überzeugt.

In der Zeit begibt sich die Scuderi zum König und bittet ihn um Gnade, indem sie ihn von der Unschuld des Verhafteten zu überzeugen versucht. Der König lässt eigene Ermittlungen anstellen und die von der Scuderi angeführten Beweise überprüfen. Schließlich wird Olivier nach einem Monat vom König begnadigt unter dem Vorbehalt, dass er nach seiner Heirat mit Madelon das Land verlassen muss. Sie ziehen nach Genf.

Die „Ruhe“ kehrt nach Paris zurück. Die wahre Geschichte über den Goldschmied und seine entsetzlichen Taten wird verheimlicht und stattdessen eine erfundene verbreitet, wonach ein reuiger Sünder den ganzen geraubten Schmuck an die Kirche übergeben hat. Der Schmuck wird an die lebenden Opfer zurückgegeben und die Gesellschaft atmet im guten Glauben an die Menschheit auf.

## **Gattung, Stil**

In der Literaturwissenschaft wurde die Erzählung hinsichtlich ihrer Gattung unterschiedlich beurteilt. Manche Autoren stellen die Künstlerproblematik in den Vordergrund. Nach dieser Auffassung wäre die Einschätzung der Erzählung als Kriminalgeschichte nicht gerechtfertigt. Demnach verbiete das Wunderbare (das Entfliehen der Welt des Realen in das Wunderreich) bei Hoffmann diese Sicht. Auch vom Aufbau her sei sie nicht mit einer Detektivgeschichte gleichzusetzen, denn hier erfolge die Aufklärung in der Mitte der Erzählung und nicht erst zum Schluss, wie es für eine Kriminalgeschichte charakteristisch wäre (Freund 2003: 22f.). Und schließlich entziehen sich die irrationalen Verbrechen der kriminaltechnischen Rationalität. Weiter sprengte das Element des Fantastischen den Begriff des Kriminalistischen (Freund 2003: 22f.).

Vertreter der entgegengesetzten Auffassung bezeichneten die Erzählung als „erste Kriminalgeschichte von Rang in unserer Literatur“ (Freund 2003: 23) und sahen in ihr den ersten Detektivroman (Freund 2003: 24). Denn die Erzählung weist auch Merkmale der Kriminalgeschichte auf, wo der Detektiv in die Verbrechengeschichte involviert ist. Er ist nicht unantastbar, er muss um sein Leben fürchten. So ist das Fräulein von Scuderi ein Teil der Verbrechengeschichte. Sie ist sogar das nächstmögliche Opfer des Mörders. Ferner sind in der Erzählung weitere Merkmale der Kriminalgeschichte ersichtlich: Erstens - die Mordserie am Anfang und deren Aufklärung am Ende, zweitens - der verdächtige Unschuldige und drittens - die Detektion durch den Außenseiter und nicht durch die Polizei bzw. Staatsmacht. Wie oben angedeutet, handelt es sich bei der Erzählung um eine Mischform der Novelle und unterschiedlicher Subgattungen der Kriminalgeschichte. Die zahlreichen Rückwendungen, die den chronischen Erzählverlauf zurückdrehen und anhalten, vertiefen die Kriminalgeschichte zur Novelle. Die Erzählspannung kommt weiter nicht zuletzt durch Hell-Dunkel-Kontraste zum Ausdruck (Freund 2003: 29). Die düsteren

Geschichten finden alle im Dunkel statt. Fräulein von Scuderi ist aber überwiegend im Tageslicht aktiv. Die besonders wichtigen Ereignisse werden auch durch diesen Hell-Dunkel-Kontrast unterstrichen. Außerdem unterstreichen die Kontraste auch die novellistische Struktur von Verhüllen und Enthüllen und betonen die Spannung, das Gefälle zwischen dem Verbrecherischen und der Menschlichkeit. Abschließend lässt sich sagen, dass die Erzählung sich nicht auf die bloße Schilderung der kriminellen Vorgänge und rechtlichen Gegebenheiten beschränkt, sondern sie literarisch verarbeitet. Dabei ist die Verfremdung ein beliebtes Mittel. Der Autor zielt nicht alleine auf die Spannung des Erzählens hin, sondern legt großen Wert auf die sprachliche und künstlerische Gestaltung des Inhalts. Die Mystik, das Geheimnisvolle treten vor allem im ersten Teil der Novelle in den Vordergrund, wobei die kritische Auseinandersetzung mit dem Stoff immer das zentrale Thema bleibt.

### **Vergleich von Reflexion des Rechts in der Erzählung mit dem preußischen Recht Warum preußisches Recht?**

Der Text ist voller rechtlicher Gegebenheiten und Vorgänge, wie Verbrechen, Untersuchung und Fahndung, Vorführung und Verhaftung, Aufdeckung, Gerichtsverfahren, Vernehmung, Aussagen, Bestrafung etc.

Es sind zwei Organe aus dem Bereich des Strafrechts vertreten: die Polizei als Strafverfolgungsbehörde und das Strafgericht als Untersuchungs- und Aufsichtsbehörde und als Entscheidungsgremium, wobei es die Entscheidungsbefugnis mit dem französischen König teilt. Obwohl die Verbrechen und die Lage der Gesellschaft äußerst mysteriös beschrieben werden, hat die Darstellung juristischer Arbeit und rechtlicher Vorgehensweise nichts Geheimnisvolles, sie ist so gesehen bzw. auf den ersten Blick ziemlich realitätsnah und weit entfernt von der Mystik. Wie real diese Darstellungen wirklich sind, soll unten ausführlicher dargestellt werden.

Die Vielfalt von juristischen Gegebenheiten, juristischer Genauigkeit, von rechtlichen Vorgängen und letztendlich die in der Überschrift dieser Arbeit gestellte Frage veranlassen, das fiktive Recht in der Erzählung mit dem realen Recht zu vergleichen.

Hierzu bieten sich zwei Möglichkeiten: ein Vergleich mit dem französischen Recht zur Zeit Ludwig des XIV, weil die Handlung in dieser Zeit stattfindet, und ein Vergleich mit dem preußischen Recht zur Zeit Hoffmanns, also Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts (Meier 1993: 57). Wenn man die juristische Ausbildung von Hoffmann betrachtet, ergibt sich keine Berührung mit dem materiellen französischen Recht Ende des 17. Jahrhunderts. Es ist auch nicht bekannt, dass Hoffmann während seiner richterlichen Tätigkeit damit in Kontakt gekommen wäre (Meier 1993: 57). Auch bei den Recherchen der Quellen der Erzählung taucht nirgendwo das französische Recht auf (Meier 1993: 57).

Demnach ist es anzunehmen, dass Hoffmann auf das Recht zurückgegriffen hat, womit er als Kriminalrichter beschäftigt war und was er vollständig und genauestens gekannt hat. Es erscheint auch logischer, das Recht des eigenen Zeitalters in unterschiedlichen Lichtern darzustellen und zu kritisieren, als das des vergangenen Jahrhunderts und dazu noch das aus einem anderen Land. Hierzu benutzt Hoffmann das Instrument der literarischen Verfremdung, nämlich die Verlegung der Handlung in ein anderes Zeitalter und in ein anderes Land. Es gibt in der Wissenschaft Übereinstimmung darüber, dass Hoffmann in

der Erzählung die Gesellschaft seiner Zeit kritisieren wollte (Meier 1993: 58) und diese Auffassung wird hier auch vertreten.

Die Erzählung ist voller Gegensätze, voller Vorbilder und Gegenbilder, und dies ist eine der Methoden der kritischen Darstellung, eines Vergleichs; der Vergleich bezieht sich auf die Feststellung der Unterschiede und Abweichungen zwischen dem Idealen und dem Realen. Es wird jedoch behauptet, dass das Ideale ebenso lebensfähig d.h. real sein kann und das aufzuzeigen und zu erreichen ist hier das Ziel, das vorschwebt.

Es gibt auch Überlegungen, dass Hoffmann sich eher auf allgemeine, nicht an eine konkrete rechtliche Situation gebundene Probleme bezieht (Meier 1993: 58), aber diese Überlegung rechtfertigt nicht die unten aufgeführten Gemeinsamkeiten zwischen dem Erzählten d.h. Rechtsreflexionen und dem preußischen Recht zu Hoffmanns Zeit.

### **Gemeinsamkeiten von in der Erzählung wiedergegebenen Rechtsauffassungen mit dem preußischen Recht und Unterschiede**

#### **Allgemeiner Vergleich**

Die juristischen Aktivitäten setzen in der Erzählung mit der Einsetzung der *Chambre ardente*, des Sondergerichts ein. Damit fängt auch der allgemeine Vergleich der Erzählung mit dem preußischen Recht an. Die *Chambre ardente* hat in der Erzählung sowohl Untersuchungs- als auch Entscheidungsbefugnis. Der preußische König hatte ebenfalls die Möglichkeit, Sonderkommissionen mit speziellen Aufträgen einzusetzen, die gleiche Kompetenzen hatten, wie die ordentlichen Kriminalgerichte (Meier 1993: 90; CrimO Preußens).

Also sind die Parallelen hier deutlich. Der Unterschied zwischen dem „fiktiven“ Recht in der Erzählung und den Vorgaben des realen preußischen Rechts besteht jedoch in der Urteilsfällung. Dazu waren die Sonderkommissionen nicht befugt. Dennoch waren die Untersuchungsverfahren und ihre Ergebnisse im preußischen Recht von so überragender Bedeutung in Bezug auf das Urteil, dass diese Parallelen als gegeben angesehen werden können. Auch die Erweiterung von Kompetenzen der Sonderkommissionen, wie bei der *Chambre* in der Erzählung, war möglich und denkbar, weil sie ohne spezielle sachliche Zuständigkeit beschlossen werden konnten (Meier, Rolf 1993: 90; CrimO Preußens).

Verbleibt man beim König und dem Gericht, so taucht die Frage auf, ob das Eingreifen des Königs in das noch laufende Verfahren im Recht Preußens ebenfalls vorgesehen bzw. zulässig war.

In der Erzählung stellt der König eigene Ermittlungen an und schließlich trifft er auch eine Entscheidung, die von der gerichtlichen abweicht, wobei keine besondere Beachtung von Gesetzen erwähnt wird. Hoffmann lässt aber in der Erzählung keinen Zweifel daran, dass dieses Eingreifen des Königs etwas Gesetzwidriges ist.

Im preußischen Recht war das ebenfalls möglich. Der preußische König als der Gesetzgeber konnte in das laufende Gerichtsverfahren eingreifen und eine von gerichtlichen Erkenntnissen völlig abweichende Entscheidung treffen, die dann verbindlich und endgültig war. Das Recht der Begnadigung war ein außerhalb des Strafverfahrens

stehendes Institut. Diese Entscheidung war nicht durch Gesetze und förmliche Verfahren zu beeinflussen (Meier 1993: 110; CrimO Preußens).

Was die *Chambre ardente* betrifft, so ist sie in der Erzählung mit gleichen Rechten und Pflichten ausgestattet wie das preußische Gericht. In der Realität waren die Gerichte auch an das Gesetz gebunden, wobei sie bei der Auslegung und Anwendung der Gesetze einen gewissen Spielraum hatten (Meier 1993: 91f.; CrimO Preußens), der in der Erzählung bei der *Chambre ardente* in ihrer besonderer Grausamkeit Ausdruck findet.

In der Novelle bedient sich das Gericht bei den Ermittlungen und bei der Verfolgung der Verdächtigen der Polizei, was ebenfalls mit der preußischen Praxis völlig übereinstimmt.

Was von dem geschriebenen Recht Preußens abweicht, ist das Verfahren der Einkerkering. In der Erzählung reicht der geringste Verdacht „bis zu strenger Einkerkering“ (Hoffmann 1998: 19); nach dem preußischen Recht muss dagegen ein hinreichender Verdacht bestehen und ein Delikt vorliegen (Meier 1993: 91).

Aber dadurch weicht das Erzählte ganz bestimmt und gezielt nur vom geschriebenen Recht Preußens ab. In Preußen ist der Richter zur Objektivität verpflichtet. Demnach hat er nicht nur belastende, sondern auch entlastende Umstände zu ermitteln und zu würdigen.

In der Erzählung verhält es sich deutlich anders und es lässt sich vermuten, später sogar begründen, dass die Realität in Preußen von diesen Grundsätzen ebenfalls abweicht und anders aussieht. Die Parallele zwischen dem fiktiven und dem realen (ungeschriebenen, praktizierten) preußischen Recht sind offensichtlich und werden unten ausführlicher gezeigt.

Hier soll gesagt werden, dass dies einer der wichtigsten Punkte darstellt, an denen sich die Kritik Hoffmanns entzündet. Hier sind auch die Unterschiede in der Vorgehensweise des Richters La Regnie und der Scuderi sichtbar: während La Regnie den Angeklagten die Taten einfach unterstellt, geht die Scuderi erst immer von der Unschuld des Verhafteten aus; während La Regnies Urteil schon nach einer oberflächlichen Untersuchung zum Nachteil des Angeklagten feststeht, geht die Scuderi mit Menschenleben viel sorgfältiger um, indem sie so gründlich und gewissenhaft wie möglich alles genauestens untersucht, bis sie sich für Schuld oder Unschuld entschieden hat. Sehr wichtig für eine Verurteilung scheint in der Erzählung das Geständnis zu sein. Dies war in Preußen auch das beste und schwerwiegendste Beweismittel (Meier 1993: 92; CrimO Preußens). Um ein Geständnis zu erzwingen, wird in der Erzählung gefoltert. Die Folter war in Preußen abgeschafft, jedoch konnte ein Richter, um widerspruchsfreie Aussagen erhalten zu können, Lügenstrafe anordnen, die ebenfalls aus Schlägen bestand (Meier 1993: 92; CrimO Preußens). In dieser Hinsicht wurde die preußische Praxis in der Erzählung etwas verschärft, um wahrscheinlich die grausamen Seiten dieses Verfahrens noch deutlicher darzustellen.

Das gleiche gilt für die Verhängung der Strafe auch dann, wenn die Schuld nicht endgültig bewiesen wurde. In der Erzählung ist es die Todesstrafe und in der Realität – die Verdachtsstrafe (Meier 1993: 92; CrimO Preußens). In Preußen gab es zwar zu dieser Zeit die Todesstrafe, aber sie wurde nicht mehr praktiziert.

In der Novelle gibt es viele Handlungen, die als strafbar geschildert werden. Wenn man

diese Handlungen mit den Rechtsnormen des preußischen Rechts vergleicht, stellt man auch hier große Übereinstimmungen fest. Das sind Morde mit Vorsatz, die Cardillac begeht, Notwehrrecht, von dem der Graf Miossens Gebrauch macht und Oliviers Schweigen, wenn nicht die Mittäterschaft. In der Erzählung und Realität macht sich Olivier schuldig, indem er die Mordtaten Cardillacs nicht verhindert bzw. darüber schweigt und die Justiz nicht informiert. Oliviers Motiv, Madelon zu schützen, ist weder in der Erzählung noch nach preußischem Recht ein Rechtfertigungsgrund.

Miossens Angst, in einen „abscheulichen“ Prozess verwickelt zu werden, ist nicht unbegründet. Nach preußischem Recht war die Notwehr zu beweisen. Man konnte davon nur Gebrauch machen, wenn man sich nicht anders hätte schützen können. Es gab die Norm des „Notwehrexzesses“ (Meier 1993: 92; CrimO Preußens) im preußischen Recht, und wenn Herr Miossens das Gericht nicht überzeugt hätte, hätte das Gericht über ihn diese Strafe verhängen können. Deshalb fürchtet sich der Graf auch nach der preußischen Rechtspraxis nicht ohne Grund.

Wie oben dargestellt, liegt der Erzählung bzw. den rechtlichen Gegebenheiten in der Erzählung das Recht Preußens zur Zeit Hoffmanns zugrunde. Dieses Recht hat Hoffmann selbst als Kriminalrichter jahrelang angewandt und kannte wohl bestens seine Lücken und Nachteile für die reale Gerichtspraxis. In dieser Hinsicht scheint die Darstellung der richterlichen Arbeitsweise sehr interessant. Dabei bietet uns Hoffmann zwei Alternativen, die sich völlig voneinander unterscheiden, weil sie von Grund aus unterschiedlich sind. Das sind zwei Figuren in der Erzählung, die richterliche Tätigkeit ausüben und dadurch menschliches Leben bestimmen und verändern können.

### **Die Richterfiguren in „Das Fräulein von Scuderi“**

#### **La Regnie – Darstellung der Rechte und Pflichten des Richters nach dem preußischen Recht?**

Genauso wie das Verhalten des Täters, d.h. Cardillacs, durch seine fehlgeleitete Leidenschaft motiviert wird, erscheint die Tätigkeit des Richters La Regnie ebenfalls durch nicht minder krankhaftes leidenschaftliches Handeln geprägt und bestimmt.

La Regnie wird in der Novelle als ein eifriger und wütender Richter dargestellt. Er ist emotional sehr labil, „giftig“ (Hoffmann 1998: 51) und für die ganze Gesellschaft „ein schrecklicher Mann“ (Hoffmann 1998: 19). Sein schreckerregendes Äußeres stimmt auch mit seinem Inneren überein. Der furchterregende Richter wird den Verbrechern und gar dem Teufel gleichgesetzt. Als eine Dame beim Verhör gefragt wird, ob sie den Teufel je gesehen hätte, antwortet sie „mich dünkt, ich sehe ihn in diesem Augenblick!“ (Hoffmann 1998: 19).

Er ist wie besessen davon, die Angeklagten ohne genaueres kritisches Nachprüfen und Untersuchen in den Tod zu schicken. Die Menschen haben kein Vertrauen zu ihrem „Beschützer“ (Hoffmann 1998: 19), sie empfinden nur Angst und distanzieren sich von ihm. „Nicht eine Stunde Freiheit, nicht meinen Ohrzipfel geb ich preis dem rasenden La Regnie, der sein Messer gern an unserer aller Kehlen setzte“ (Hoffmann 1998: 87).

Das ist unter anderem der Grund seiner Erfolglosigkeit. Keiner traut sich, ihm die

Wahrheit mitzuteilen, und deshalb bleiben ihm die wahren Vorgänge unbekannt. Aus der Erzählung wird jedoch nicht ersichtlich, dass dies den furchterregenden Richter stören würde.

La Regnie ist in der Novelle mit dem Gericht, der *Chambre ardente* gleichgesetzt, denn er hat einen großen Einfluss auf dessen Tätigkeit. Das Gericht verurteilt jeden, den der vom blinden Eifer geleitete Präsident ihm vorführt. Der Einfluss zeigt sich auch daran, dass die Scuderi sich an ihn wendet, als sie das Gericht von der Unschuld Oliviers zu überzeugen versucht. La Regnie lässt das Gericht zur Inquisition werden. Ähnlich wie sein Präsident wird die *Chambre ardente* auch als blutig bzw. „Blutgericht“ (Hoffmann 1998: 44) bezeichnet, die die „abscheulichsten Prozesse“ (Hoffmann 1998: 87) führt.

Das oben Geschilderte ist keine Darstellung eines sachlichen, sachkundigen, objektiven und nüchternen Richters. Seine Arbeitsführung, seine grausame Vorgehensweise haben fatale Folgen: Unzählige Menschen sterben, ohne dass ihre Schuld überzeugend bewiesen wurde. Ähnlich wie in etlichen anderen Verfahren, kommt dem Gerichtspräsidenten im Falle Oliviers auch gar nicht der Gedanke, Brusson könnte vielleicht unschuldig sein. Voller Vorurteile lässt er das Gericht das Leben auch jener Angeklagten auslöschen, deren Schuldhaftigkeit nicht hundertprozentig bewiesen ist.

Seiner Auffassung nach, stehen den Vermutungen, der Angeklagte könnte unschuldig sein, die Pflichten und Erfahrungen des Richters entgegen und dies ist an erster Stelle die Härte, mit der ein Richter den Menschen gegenübertritt: „Es ist ganz Eures vortrefflichen Herzens würdig, mein Fräulein, dass Ihr, gerührt von den Tränen eines jungen, verliebten Mädchens, alles glaubt, was sie vorbringt, ja, dass Ihr nicht fähig seid, den Gedanken einer entsetzlichen Untat zu fassen, aber anders ist es mit dem Richter, der gewohnt ist, frecher Heuchelei die Larve abzureißen. Wohl mag es nicht meines Amts sein, jedem, der mich fragt, den Gang eines Kriminalprozesses zu entwickeln. [...] Ich tue meine Pflicht [...] Zittern sollen die Bösewichter vor der *Chambre ardente*, die keine Strafe kennt als Blut und Feuer. [...] Euer scharfsinniger Geist wird dann selbst die Gutmütigkeit verschmähen, die Euch Ehre macht, mir aber gar nicht anstehen würde“ (Hoffmann 1998: 48).

So was wie Menschlichkeit und Gutmütigkeit sind für einen Richter nach Auffassung La Regnies fremd. Die Vermutung der Unschuld ist für ihn ein Zeichen der Schwäche, die dem Richter unangemessen ist. Das Amt des Richters ist demnach das Amt des Schreckens, der Angst und der Inquisition, vor dem alle zittern. Neben der Rache sieht La Regnie auch die Prävention als Strafzweck.

Formal bzw. rein juristisch gesehen, ist gegen seine Amtsführung als Richter nichts einzuwenden. Im Fall Oliviers lässt Hoffmann die rechtliche Seite seines Handelns durch den Parlamentsadvokaten d'Andilly überprüfen, und er „bewies der Scuderi, dass die auffallendsten Verdachtsgründe wider Brusson sprächen, dass la Regnies Verfahren keineswegs grausam und übereilt zu nennen, vielmehr ganz gesetzlich sei, ja, dass er nicht anders handeln könne, ohne die Pflichten des Richters zu verletzen“ (Hoffmann 1998: 83).

Hoffmann gibt uns keinen Anlass zu denken, dass La Regnie sich offensichtlich rechtswidrig verhält. Es wird unterstrichen, dass der Gerichtspräsident seinen Verpflichtungen nachkommt. Er handelt formal rechtmäßig und erfüllt die durch den König auferlegten Pflichten.

Bei der Ausführung seiner Amtsbefugnisse geht La Regnie prozessual fast genauso vor, wie ein Richter in Preußen vorzugehen hatte (§§ 111, 125, 206, 207 CrimO Preußens). Angefangen mit der Feststellung des Tatbestandes durch den Richter (Hoffmann 1998: 48f.), über die Leitung der Untersuchung, Einleitung des Verfahrens gegen Olivier Brusson, seine Verhaftung, Einbeziehung von Zeugenaussagen ins Verfahren und bis zu allem, was La Regnie unternimmt, entspricht sein Tun der Criminalordnung (CrimO) Preußens. Allerdings muss laut CrimO das Gefängnis unschädlich für die Gesundheit sein (§§206, 207 CrimO Preußens); das „sechs Fuß lange[...] Loch“ (Hoffmann 1998: 18) würde also gegen das Gesetz verstoßen. Hinsichtlich des Tatmotivs arbeitet La Regnie ebenfalls entgegen den Rechtsnormen der CrimO, indem er Taten unterstellt, anstatt genauere Nachweise zu ermitteln.

Bei der Vernehmung des Angeklagten droht er mit der Folter, was auch durch die CrimO vorgesehen war, jedoch wurde hier mit der Lügenstrafe gedroht, die eigentlich der Folter ziemlich nahe stand.

Im Weiteren geht La Regnie gemäß der CrimO vor und hält die auch in Preußen übliche Abfolge genau ein.

### **Die Scuderi als Richterin**

Es gibt unterschiedliche Auffassungen, was die Beurteilung der Scuderi als Gestalt der Erzählung betrifft. Manche sehen den Schwerpunkt der Darstellung des Fräuleins als Detektivin, (Meier 1993: 51)manche halten sie nur für eine Künstlerin, wegen ihres poetischen Charakters und gefühlvoller Vorgehensweise (Meier 1993: 57); weiter auch ganz bestimmt wegen ihrer Begabung, durch eindrucksvolle und tugendhafte Reden die Partner zu beeindrucken und zu beeinflussen, was als Kunst aufgefasst wird. Weiter wird sie auch als Anwältin bezeichnet (Meier 1993: 57), und oft sind die Grenzen zwischen den oben dargestellten unterschiedlichen Auffassungen in der Wissenschaft sehr fließend. Es gibt Autoren, die das Fräulein zunächst als Detektivin, als Künstlerin, die mit ihrer Person der Auffassung des Künstlers Cardillac entgegengesetzt wird, und dann als Anwältin sehen und interpretieren (Meier 1993: 57).

Alle diesen unterschiedlichen Auffassungen sind glaubhaft belegt, mit Argumenten untermauert und logisch dargestellt. Dennoch handelt es sich bei der Scuderi um eine sehr vielfältige Person, die auch in mehreren Rollen erscheint. Sie ist das Vorbild in der Novelle und ist als einzige der allumfassenden dunklen Macht und der Gefühllosigkeit der unbarmherzigen Blutjustiz entgegengesetzt. Dem vom bösen Geist befangenen Künstler Cardillac wird sie als tugendhafte und liebevolle Künstlerin mit einer positiven und gesunden Kunstauffassung entgegengestellt, wobei sie dem Präsidenten des „Blutgerichts“, dem Richter La Regnie, als eine mit Menschenliebe erfüllte, vorurteilsfreie und gutgläubige Richterfigur entgegentritt und dadurch auch die Wahrheit herausfindet und die Gerechtigkeit triumphieren lässt.

Gegen ihre Einordnung als Detektivin spricht die Art und Weise, wie sie ihre Untersuchungen unternimmt. Sie ermittelt den kompletten Sachverhalt von Anfang bis zum Schluss, also auch danach, als der Fall dem Gericht bzw. dem offiziellen Richter zugestellt wird. Sie ermittelt parallel mit dem zuständigen Richter und trägt ihre Ergebnisse La Regnie vor.

Sie ermittelt auch nicht subjektiv, d.h. im Interesse ihres „Klienten“, ihres Schützlings Olivier, sondern sie sucht nach der Wahrheit. Erst als sie die Wahrheit herausfindet, die für die Unschuld Oliviers spricht, erst als sie persönlich von der Unschuld Oliviers hundertprozentig überzeugt ist, übernimmt sie seine „Verteidigung“. Sie nimmt ihn in Schutz, wird aber nicht zu seiner, sondern zur Anwältin des Rechts, der Gerechtigkeit. Sie handelt nicht im Interesse des Angeklagten, sondern im Namen der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Und die Gerechtigkeit ist nun auf Oliviers Seite und mit der Gerechtigkeit auch die Lichtgestalt Scuderi.

Als Anwältin kommt sie demnach nicht in Frage. Bevor sie sich entscheidet, Olivier zu retten, ermittelt sie, wie oben dargestellt, den Sachverhalt durch Aussagen der Beteiligten, die sie immer und immer wieder die Einzelheiten wiederholen lässt. Sie vergleicht außerdem die von unterschiedlichen Personen (Olivier und Madelon) gemachten Aussagen und lässt eigene Ermittlungen laufen, um ihre Richtigkeit zu überprüfen. Der Erzähler spart dabei ihre Zweifel an Oliviers Unschuld, ihre Schwankungen bezüglich ihres persönlichen Urteils nicht aus. Sie unternimmt alles, um Klarheit erst mal für sich und dann natürlich auch im Verfahren zu schaffen.

Olivier ist hier der unschuldig Verhaftete, sein Leben droht mit Todesstrafe zu enden. Das Fräulein weiß es und kämpft für die Wahrheit. Olivier ist in der Erzählung ganz bestimmt kein Mandant der Scuderi, und sie kämpft auch nicht für seine Interessen, sondern um der Gerechtigkeit willen.

Im Folgenden soll die Scuderi in ihrer Richterrolle bewertet werden, in der sie, wie angedeutet, dem offiziellen Richter, La Regnie entgegengesetzt ist.

Das Fräulein hat im Gegensatz zu La Regnie kein offizielles Richteramt inne, jedoch erscheint sie im Laufe der Ermittlungen als eine indirekte, inoffizielle Richterin, die die Mordsache untersucht und ihr persönliches Urteil bildet.

Die Ermittlungstechnik der Scuderi unterscheidet sich auch krass zu der der Chambre ardente bzw. la Regnie. Sie hört sich Zeugenaussagen an, sie vergleicht die abgegebenen Erklärungen miteinander, untersucht sie kritisch und analysiert äußerst bedacht und objektiv. Dabei lässt sie nicht mal die kleinsten Umstände aus.

Wie schon erwähnt, nimmt sie nach der kritischen Analyse die Aussagen noch nicht als gegeben an, sie überprüft sie weiter, bis sie ihr stichhaltig erscheinen. Weiter zieht sie Erkundigungen über das Verhältnis des Meisters Cardillac mit Olivier ein. Die Scuderi „zog Erkundigungen ein und fand alles Bestätigt, was Madelon über das häusliche Verhältnis des Meisters mit seinem Gesellen erzählt hatte“ (Hoffmann 1998: 46), wozu sie Nachbarn und die Hausleute befragte.

Diese Ermittlungstechnik zeigt, dass die rechtliche Begutachtung und kritische Würdigung von Ereignissen und Tatsachen unverzichtbare Elemente der Untersuchungsarbeit darstellen. Außerdem ist sie der Arbeitsweise des „Blutgerichts“ (Hoffmann 1998: 44) und seinem blutgierigen Präsidenten entgegengesetzt, das vorzugsweise mit der Folter die Aussagen erpresst und trotzdem erfolglos bleibt.

Die Scuderi sucht nach Motiven und Beweggründen, sie will sich unbedingt überzeugen,



anstatt alles zu unterstellen, wonach es im ersten und in weiteren Augenblicken aussieht. Trotz ihrer Schwankungen geht sie von der Unschuld Oliviers aus und untersucht gründlich alle möglichen Alternativen (Hoffmann 1998: 47).

Sie stiftet auch keine Angst, sondern Vertrauen. Wegen der Angst vor La Regnie leugnet Olivier „mit der größten Standhaftigkeit, mit dem hellsten Freimut die ihm angeschuldigte Tat“ (Hoffmann 1998: 58), erstens, weil er Angst hat, dass das Gericht ihm nicht glaubt und vielleicht noch zorniger wird und zweitens, weil er La Regnie sein Geheimnis, wovon seine geliebte Madelon keine Kenntnis erlangen darf, nicht anvertrauen kann.

Jedoch gesteht er der Scuderi alles, ähnlich wie Miossens, der durch seine Aussage sein Leben riskiert, aber das Vertrauen ist so groß, dass die Beteiligten zu allem bereit sind. Sie werden natürlich auch kein einziges Mal enttäuscht. Dieses Vertrauen ist zweiseitig: einmal vertrauen diese Personen der Scuderi als einem humanen Menschen und weiter vertrauen sie natürlich auch ihrem Scharfsinn, ihren intellektuellen Fähigkeiten und ihrem klugen Geist.

Diese beiden Aspekte fehlen bei La Regnie und es fehlt ihm auch alles, was die Scuderi besonders auszeichnet. Das Fräulein ist ein Vorbild für und gleichzeitig der Gegensatz zu La Regnie.

Die einzige Ähnlichkeit zwischen ihnen besteht in der Abfolge des Ermittlungsverfahrens, also im prozessualen Vorgehen. Ähnlich wie bei La Regnie ist bei der Scuderi auch die in der CrimO vorgesehene Abfolge eingehalten (Hoffmann 1998: 97; CrimO Preußens).

Verfahrensmäßig fehlen bei der Scuderi die einleitenden Verfahrensschritte, wie Verhaftung und Durchsuchung, weil sie, wie bereits angedeutet, keine offizielle staatliche Ermittlungsstelle ist, aber im Übrigen verläuft das von ihr eingeleitete Ermittlungsverfahren parallel zu dem Verfahren La Regnies und entsprechend der Abfolge, die in der CrimO vorgesehen war. Das sind die Vernehmung von Zeugen, die Feststellung des Tatbestandes, das Verhör Oliviers. Auch der Vorschlag der Scuderi, Miossens sollte sich dem Gericht vorstellen und aussagen, um so neue Ermittlungen und dadurch Aufschub der Sache zu erreichen, ist der CrimO ebenfalls bekannt (CrimO Preußens).

## **Zusammenfassung**

Zusammenfassend soll gesagt werden, dass Hoffmann die erzählten Verfahren den realen nachbildet und sich bei der Schilderung der Abläufe an dem Verfahrensablauf der CrimO orientiert (CrimO Preußens).

Alle rechtlich relevanten Tatsachen und Vorgänge, denen in der Novelle Aufmerksamkeit und juristische Bedeutung zugemessen werden, sind in der preußischen CrimO auch als solche verankert.

Durch die Verteilung der richterlichen Funktionen auf zwei Figuren – La Regnie und Scuderi - stellt Hoffmann zwei unterschiedliche Arbeitsweisen und Charaktere samt ihren

Auswirkungen auf das Verfahren bzw. auf seine Ergebnisse dar. Für La Regnie, der überall wütet und nur Angst stiftet bleibt die Wahrheit verschlossen. Sie wird durch Fräulein Scuderi enthüllt, die mit Menschenliebe und Würde „agiert“.

Damit will Hoffmann neben dem Recht, der Rechtsordnung die Qualität des Richters in den Vordergrund stellen, denn diesen Erfolg soll Scuderi gerade ihren Tugenden verdanken ebenso, wie La Regnie seine Misserfolge seinen Eigenschaften zuschreiben soll. Daran kann der Leser erkennen, was für den Richter Hoffmann bei einem Richter wichtig war, nämlich die „Freiheit und Unbefangenheit des Gemüths“ (Meier 1993: 119) anstatt „heilloser Willkür [...] und persönlicher Animosität“ (Meier 1993: 119).

Der Präsident des blutrünstigen, inquisitorischen Gerichts hat nur ein feines, beinahe hämisches Lächeln übrig, als die Scuderi ihn an den Grundsatz der richterlichen Tätigkeit erinnert, laut dem der Richter nicht der Feind des Angeklagten sein soll, sondern auf alles Acht geben muss, was zu seinen Gunsten spricht. Dafür sind die Ohren des blutrünstigen voreingenommenen Richters taub (Hoffmann 1998: 48). Mit der Gestalt Scuderi zeigt Hoffmann das Bild des würdigen Richters auf. Die Arbeitsweise der Scuderi, die Vertrauen stiftet und stets mit ihrem Scharfsinn an die Sache herantritt, entspricht den Anforderungen Hoffmanns an einen Richter. Freiheit, Unbefangenheit und Objektivität sind in dieser Figur vorhanden, so wie die besonnene Art, an einen Fall heranzugehen und die Wahrheit herauszufinden. Wie Hoffmann ausführt, muss sich ein Richter selbstverständlich an das Gesetz halten, aber er muss auch „einen Verdacht nur aus objektiven Gründen herleiten, da subjektive Gründe einen Verdacht niemals begründen können, es sich dann vielleicht mehr dann um Argwohn handelt. Keineswegs darf der Richter aus persönlicher Animosität handeln [...] Die Ermittlungen muss der Richter mit Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit durchführen und dabei aus den verschiedensten Vernehmungen die Verdachtsgründe gegen jeden Einzelnen zusammentragen“ (Hoffmann 1973: 225); Fasst man es zusammen, so hat ein Richter demnach genauso vorzugehen wie die Scuderi.

An dieser Stelle kann festgehalten werden, dass üblicherweise die Fehlleistungen der Rechtspflege meist Einzelpersonen zugeschrieben werden und nicht als fundamentale Mängel des Systems figurieren (Müller-Dietz 1990: 193f.).

Diese Einzelperson ist hier der Richter La Regnie. Aber er personifiziert das ganze Gericht *Chambre ardente*, es ist mit ihm gleichgestellt in der Erzählung und als „Blutgericht“ mit diesem als Einheit ebenso scharf kritisiert.

Daher bricht hier Hoffmann die bewährte Tradition des literarischen Erzählens, wo die Normen- und Staatskritik öfters ausgespart werden, und bringt die Mängel des Systems der Rechtsanwendung als solches zur Sprache. Was traditionell beibehalten wird, ist der Ansatz, dass nicht selten der Prozess, in dem mit Schuld abgerechnet wird, selbst zur Schuld gerät. Problematisiert wird hiermit der Justizirrtum. Dies macht der Autor auf eine „literarische“ Weise, indem er alles in den Prozess einschaltet und alle literarischen Möglichkeiten anwendet, um den Irrtum aus einer distanzierten Perspektive aufzuzeigen und zu kritisieren.

Da E.T.A. Hoffmann selbst Richter war, der mit gleichen Rechtsnormen gearbeitet hat und das gleiche Gesetz angewandt hat, wie der Gerichtspräsident La Regnie und das Fräulein

von Scuderi, liegt es nahe, die Arbeitsweise des Richters Hoffmann näher zu betrachten und mit der der fiktiven Figuren aus seiner Erzählung zu vergleichen, außerdem legt schon die Beschäftigung mit Literatur unter rechtsgeschichtlichem Vorzeichen ein mehrdimensionales Vorgehen nahe.

### **Die wichtigsten Kritikpunkte des Richters Hoffmann**

Nach einer Analyse bzw. Zusammenfassung der über den Richter Hoffmann vorhandenen Quellen bekommt man das Bild eines Richters, der sein Amt gewissenhaft, präzise, gerecht und würdevoll führt.

Er geht bei seinen Verhandlungen und Untersuchungen mit außerordentlichem Scharfsinn und Gründlichkeit vor. Ihm ist der Geist der Gesetze vertraut, er ist mit ihm vereint; er sieht in der Bedeutung der Gesetze vor allem die Schutzfunktion und nicht die Bestrafung.

Aus dem Bericht der Angeklagten ist erkennbar, dass Hoffmann sogar bei denen Vertrauen und Sympathie stiftet, die er später vielleicht verurteilen wird. Was die Vernehmungstechnik betrifft, gelingt es ihm durch gezielte Fragen, klare und wahre Antworten zu bekommen; dabei helfen ihm, wie angedeutet, seine Teilnahme, Behutsamkeit und Sorgfalt.

Demnach erfüllt Hoffmann alle Anforderungen, die die preußische Gesetzgebung an einen Richter stellt, womit er zu einer Ausnahme seiner Zeit wird:

„Wegen der Übermächtigen Stellung des Inquirenten in der CrimO wurde immer mehr die Überführung des Angeklagten durch Geständniserlangung statt der Erforschung der materiellen Wahrheit zum Ziel des Verfahrens [...]“ (Müller-Dietz 1990: 101). Es gab sehr wenige Richter, denen die in der CrimO verankerten Grundsätze wichtig und wertvoll waren, und E.T.A. Hoffmann war einer davon. Er kämpfte mit seinen wenigen Kollegen gegen die „heillose Willkür“ und „freche Nichtachtung aller Gesetze“ (Müller-Dietz 1990: 115).

Daraus folgt die Kritik, die der Schriftsteller Hoffmann in seiner Erzählung angelegt hat: In der Erzählung reicht ein geringfügiger Verdacht zur Verhaftung und Einkerkering. Trotz dieser „Strenge“ ist Paris von einer wahren Verbrechensflut überrollt.

Dahinter steckt die Einstellung Hoffmanns zu diesem unnützen Übereifer. Die negative Darstellung der Vorgehensweise des Gerichts beim geringfügigen Verdacht unterstreicht nochmals die Wichtigkeit richterlicher Pflichten und ihre Missachtung durch solches Vorgehen. Es werden in der Novelle Menschen verfolgt und verhaftet, nur weil ihre Namen auf der Liste einer Mörderin stehen. Hoffmann stellt derartige Geschehnisse als Folge einer blutigen, blinden und inquisitionsähnlichen Justiz dar. Seine negative Einstellung macht Hoffmann durch den entsprechend negativen Kontext und seine Wortwahl noch deutlicher: „furchtbare Chambre [...] blinder Eifer [...] Gewaltstreiche und Grausamkeiten“ (Hoffmann 1998: 18).

Für die Verhaftung und Bestrafung sollen schwerwiegende Verdachtsmomente vorhanden sein, die sich anhand von zahlreichen Indizien und Tatsachen sowie Zeugenaussagen bestätigen lassen. Hoffmann vertritt und verteidigt hier die noch heute geltenden

Grundsätze: keine Strafe ohne Schuld und Unschuldsvermutung. Ein Richter hat den Geist der Gesetze zu erfassen und dieser besteht vor allem in dem Schutz des Angeklagten und im Bemühen, alle Wege zum Beweis seiner Unschuld auszuschöpfen und erst dann die belastenden Tatsachen heranzuziehen.

Nach der oben dargestellten Auffassung und Arbeitsführung Hoffmanns ist La Regnie das Gegenbild des Richters Hoffmann. Er ist ein Beispiel dafür, wie ein Richter nicht sein soll. Gierig, voreingenommen, subjektiv, argwöhnisch, befangen erreicht er immer, was er will. Das Ergebnis seiner Arbeit entspricht voll und ganz seinem Interesse und seiner Besessenheit – unzählige Verhaftungen und Bestrafungen – aber der wirkliche Erfolg bleibt aus, die falsche und nutzlose „Prävention“ hat hier keinen Einfluss auf die Täter, die Zahl der Verbrechen nimmt nicht ab.

Diesem Bild des Richters, das, wie oben dargestellt, der preußischen Realität recht bekannt war, tritt die „Richterin“ Scuderi gegenüber und hinter dieser Gestalt steht die Arbeitsauffassung des Richters Hoffmann selbst. Hoffmann vertritt immer das Gesetz und fordert von allen die Befolgung gesetzlich verankerter Pflichten und Grundsätze.

All die Tugenden, die in der Erzählung in Bezug auf das Fräulein betont werden, sind in unterschiedlichen Aussagen über den Richter Hoffmann besonders unterstrichen und hervorgehoben: der Scharfsinn, die detaillierte und gründliche Untersuchungen, Präzision, gelungener Ausdruck, Vertrauensstiftung, exakte Logik. In Bezug auf Hoffmann fällt sogar das Wort Licht, welches wiederum Hoffmann im Hinblick auf seine Titelheldin nicht selten anwendet. Sie ist ja die Lichtgestalt in seiner Novelle (Meier 1993: 98).

Der nächste wichtige Kritikpunkt ist die Anwendung der Folter und Zwangsmittel, von denen in der Erzählung und scheinbar auch in der Realität reichlich Gebrauch gemacht wird. Wenn es darum geht, Geständnisse oder gewünschte Informationen zu erhalten, tritt die Gewalt, die Folter in den Vordergrund. In der Erzählung ist sie als erfolgloses und grausames Instrument dargestellt.

Dies entspricht voll und ganz der Auffassung Hoffmanns über Folter und Zwangsmittel. Er hält die Anwendung „von Zwangsmitteln eine durch das Gesetz nicht motivierte zwecklose Grausamkeit [...] die dem Geist der preußischen Criminalgesetzgebung der eben in einer weisen Milde seine Stärke trägt, geradehin zuwider ist“ (Meier 1993: 108). Ein erpresstes Geständnis „des Angeschuldigten verdient nicht die mindeste Rücksicht und wir können nur als ob dieses Geständnis gar nicht vorhanden wäre“ (Meier 1993: 108).

Diese Überzeugung praktiziert sowie die Scuderi in der Erzählung als auch Hoffmann in der Realität. Sie erlangen durch geschickte Fragestellung und gelungene Vernehmungstechnik, die auch die Teilnahme und Mitgefühl mit einschließt, Antworten auf Fragen und kommen an die Wahrheit heran.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Hoffmann in seiner Erzählung nicht nur das materielle und das Prozessrecht Preußens nachgebildet, sondern auch seine Anschauungen, Überzeugungen und Prinzipien vermittelt hat, die mit seiner Arbeits- und Vorgehensweise als Richter und Jurist exakt übereinstimmen.

Zu seiner Zeit hatten diese Grundprinzipien, die hier als wichtige Kritik- und

Auseinandersetzungspunkte dargelegt wurden, hohe Wichtigkeit erhalten. Denn, wie bereits erwähnt, war diese Zeit geprägt durch die Verfolgung „gefährlicher“ Andersdenkender, durch Rechtsbruch, Verletzung von Rechtsnormen, sowie Grundrechten und –freiheiten. Deshalb war, meiner Meinung nach, die kritische Darstellung dieser akuten Themen und Fragen für Hoffmann, als einen leider die Ausnahme darstellenden rechtmäßigen und gewissenhaften Richter, so wichtig und bedeutsam.

Mit der negativen Darstellung des Richters La Regnie kritisiert er die Gruppe preußischer Richter, die diese Richterfigur verkörpern und gewissenhafte Richter zu Ausnahmeerscheinungen machen. Wie oben geschildert zeigt Hoffmann am Beispiel des La Regnie, welche Arbeitsweise ein rechtmäßiger Richter zu vermeiden hat. Mit dieser Richterfigur wird gezeigt, wie grausam die Gewalt und die nutzlose Repression sind und dass sie auch letztlich zu keinem Erfolg führen. Die Wahrheit und damit das eigentliche Ziel der Gerichtsarbeit bleiben durch falsche und grausame Mittel unerreichbar.

In der Gestalt des Fräuleins von Scuderi zeigt Hoffmann den richtigen Weg. Sie kommt mit ihrem Scharfsinn, ihrer Objektivität, Würde, Genauigkeit und ihrem Mitgefühl ans Ziel, an die Wahrheit. In der Vorgehensweise der Scuderi stellt Hoffmann die richtige Herangehensweise dar. Bei ihren Ermittlungen untersucht sie sowohl be- als auch entlastende Tatsachen und Umstände und erfüllt somit den Grundsatz der Gerechtigkeit, was den eigentlichen Sinn eines jeden Gesetzes darstellt.

In der Gegenüberstellung der beiden gegensätzlichen Richterfiguren, die formal beide das Gesetz befolgen, zeigt Hoffmann, dass es nicht einzig und alleine mit dem geschriebenen Gesetz der Gerechtigkeit genug getan sei. Alleine das Gesetz ist nicht in der Lage, mögliche Unrechtmäßigkeiten auch in der Praxis zu vermeiden und ein gerechtes Verfahren und ein richtiges Ergebnis zu garantieren.

Hier kommt der Rechtsanwendung die zentrale Rolle zu. Dabei ist nicht nur die formale Beachtung des Gesetzes wichtig, sondern die Erfassung des Geistes der Gesetze, was Hoffmann selbst gelungen ist und was die unabdingbare Voraussetzung für ein gerechtes Urteil ist. Jeder Richter hat sein Handeln an diesen Grundsätze auszurichten.

Werden diese Prinzipien und Normen nicht beachtet, so kann die Justiz nicht funktionieren und verliert ihren Sinn und Zweck. Schwindet das Vertrauen in die Justiz, so ist sie nicht mehr lebensfähig und kann nichts mehr bewirken. In der Erzählung ist die „mächtige“ Justiz, vor der alle Verbrecher und auch Nichtverbrecher zittern, machtlos. Sie kommt nicht zum richtigen Ergebnis. Die Wahrheit wird durch eine außenstehende Person ermittelt und die Gerechtigkeit triumphiert nur, weil der König sich über die Entscheidung des Blutgerichts hinwegsetzt und durch eigene Entscheidung bzw. Begnadigung eingreift und den Unschuldigen rettet.

## **Schlussfolgerung**

Ein abschließendes Wort zum Thema Recht und Literatur ist durch diese Abhandlung nicht beabsichtigt. Es ist auch nicht möglich. Die Diskussion über die juristische Relevanz der literarischen Aufarbeitung des Rechts dauert noch heute an und kann aus vielen Gründen

kaum zum Abschluss kommen.

„Zum einen wechseln literarische Darstellungsformen, Gegenstände und Inhalte im Ablauf der Zeiten, von Kultur zu Kultur, ja innerhalb dieser selbst. Zum anderen verändern sich juristische Themen und Fragestellungen unter gesellschaftlichem wie geschichtlichem Vorzeichen“ (Müller-Dietz 1990: 168).

Was die Literatur vorrangig interessiert, sind die Entstehung des Verbrechens, seine Begehung, die Ermittlungsarbeiten und die Überführung des Täters (Müller-Dietz 1990: 194). Hierzu bietet die Literatur phantastische Möglichkeiten. Manchmal ist das Phantastische im wörtlichen Sinne zu verstehen. Das ist dann der Fall, wenn die Literatur die Grenzen der Lebenswelt, des Wirklichen, des Alltags bewusst überschreitet und den Leser und auch den Autor auf eine andere Ebene der „Wirklichkeit“ hinleitet, wo zahlreiche erfolgreiche und nützliche Erkenntnisse gewonnen werden. Das Potential ist enorm. Es kann auch keine andere Wissenschaft vollständig ersetzen.

Die Literatur kann sich nicht mit dem begnügen, was gegeben ist. Sie begnügt sich nicht mit der Beschreibung des realen, dessen, was ist. Sie beschreibt vielmehr das, was sein könnte. Sie spielt die oft dem Auge des Beobachters verborgenen und unbekanntem Möglichkeiten des Lebens durch.

„Als alternatives Probehandeln eröffnet sie den Zugang zu Bereichen und Perspektiven, die vielfach der Realität, dem Alltag verschlossen bleiben [...] Sie ist ein Ausdruck von Kreativität, Spontaneität, Inspiration und Phantasie“ (Müller-Dietz 1990: 198).

Deshalb ist die Literatur als Erkenntnisquelle unersetzbar für die Rechtswissenschaft. Die Erzählung „das Fräulein von Scuderi“ ist, wie oben dargestellt, reich an juristischen Tatsachen und rechtlichen Vorgängen. Was hier noch wichtig erscheint, ist die Präzision, die juristische Genauigkeit, mit der die genaue Abfolge dieser Vorgänge eingehalten wird. Schon dies deutet darauf hin, dass der Verfasser recht vertraut ist mit rechtlichen und vor allem mit prozessualen Normen.

Daher war auch der Ansatz logisch, das Recht auf die möglichen Ähnlichkeiten mit dem Erzählten zu untersuchen, das dem Autor bestens bekannt war. Die Untersuchungen bzw. der Vergleich haben ergeben, dass in der Erzählung tatsächlich das Recht Preußens, nämlich die Kriminalordnung aus der Zeit Hoffmanns nachgebildet wurde.

Die Nachbildung erfolgt zum Zwecke der kritischen Darstellung, wobei die Kritik weniger dem geschriebenen, dafür mehr dem gelebten Recht gilt. Das grausame Vorgehen und die Wut von Seiten der Justiz ist der Kriminalordnung der preußischen Zeit unbekannt und zuwider, denn laut dem geltenden Recht hat der Richter sich gerecht, unvoreingenommen, menschlich und würdevoll zu verhalten.

Die Gegenüberstellung von zwei Richterfiguren macht diese Kritik anschaulicher, denn man hat die Alternative und damit die Möglichkeit des Vergleichs, was den jeweiligen Protagonisten noch deutlicher hervorhebt. Die eine (Figur) bleibt ständig erfolglos und verhasst, wobei die andere durch ihre harte, aber menschliche und gerechte Arbeit zum eigentlichen Ziel gelangt und dabei das Vertrauen und die Sympathie der Mitmenschen

gewinnt. Der Autor will ja gerade den Leser von dieser Figur überzeugen und den anderen Helden als eine grausame Abweichung darstellen, was ihm auch gelingt.

Dafür setzt er die literarischen Mittel ein und deutet schon mit seinen Personenbeschreibungen auf die negative oder die positive Rolle des Helden hin. Die bildliche Darstellung des Äußeren, das mit dem Inneren völlig übereinstimmt, verschärft die Empfindung und unterstreicht die später geschilderten Charaktereigenschaften.

Wie oben dargestellt, versucht der Autor nicht nur durch die Darstellung der beiden Richterfiguren zu überzeugen, sondern auch durch sein Handeln und sein Vorgehen selbst, was bei der näheren Betrachtung seiner Person und seiner Einstellung ersichtlich wurde. Hinter der Richterfigur Scuderi und gegen die Figur des Richters La Regnie steht der Autor E.T.A. Hoffmann selbst mit seiner Einstellung und Arbeitsweise, mit seinem Verständnis des Geistes der Gesetze.

Was die literarische Perspektive bzw. Sichtweise des Verbrechens angeht, so vermittelt die Novelle interessante Erkenntnisse auch in dieser Hinsicht.

In Bezug auf die dargestellten Verbrechen wird die Pariser Gesellschaft geschildert und als eine zerfallene und kranke Gemeinschaft kritisiert. Sie ist nämlich der Ort, wo das Verbrechen entsteht und der Boden, wovon sich die Gräueltaten nähren. Demnach ist sie die Grundlage, auf der Verbrechen entstehen, und die Erzählung der gelungene Versuch, die Art und Weise darzustellen, wie Verbrechen entstehen und sich verbreiten.

Weiter nimmt die Person des Goldschmieds Cardillac eine zentrale Rolle in der Erzählung ein. Er ist der verruchte Mörder, der Normbrecher. Dargestellt wird auch seine krankhafte Leidenschaft, die ihn zu grausamen Mordtaten verleitet. Wir erfahren, was er, der Täter empfindet und wie er sein Verhalten bewertet und beurteilt, über seine persönlichen Gründe und tiefe Wurzeln. Demnach erfahren wird ihn auch als Opfer, das seinem Wahn, dem zerstörerischen Trieb gefangen ist und keinen anderen Ausweg mehr weiß, als sich zu fügen und zu gehorchen.

Außerdem beobachtet der Leser äußerst genau die Verfolgung, Verhaftung, Vernehmung und die ganze Untersuchungsarbeit der Beteiligten, wobei immer ein Fenster zur kritischen Betrachtung und Bewertung offen bleibt, indem diese Vorgänge zumindest im Nachhinein bzw. spätestens ab dem Zeitpunkt, als der Leser in die Wahrheit eingeweiht wird, ziemlich distanziert dargestellt werden.

Die Erzählung „Das Fräulein von Scuderi“ bezeugt in vieler Hinsicht, dass Literatur als Schlüssel zum Verständnis von Fragen dienen sein kann. Sie eröffnet unter anderem auch den direkten Zugang zum Täter und seiner Perspektive und was noch faszinierender ist, dies geschieht durch den Bericht Oliviers, also durch einen Sekundärbericht über seine Person und nicht unmittelbar durch den Täter selbst. Der Wahrheitsanspruch dieses Berichts ist aber so groß, dass keinerlei Zweifel an seine Echtheit aufkommen.

Der Schluss der Geschichte wirft wichtige Fragen bezüglich der grausamen Wahrheit auf und verleitet zu wichtigen Fragestellungen bezüglich der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Zusammenlebens bzw. der Lebensfähigkeit dieser Gemeinschaft.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Erzählung in vielerlei Hinsicht aufschlussreich ist. Der Rechtswissenschaft liefert sie tiefe Einsichten in die Perspektive des Täters und entsprechend reiche Erkenntnisse, indem sie Anlass zum Nachdenken über die Entstehung und Verbreitung des Verbrechens gibt.

Was die Rechtsverbreitung betrifft, so findet der Leser anhand der genauen Darstellung des prozessualen Vorgehens der Justiz entsprechende Normen des zur Hoffmanns Zeit geltenden Rechts in der Erzählung.

Weiter übt die Novelle Kritikfunktion aus, indem sie bestimmte, für den Autor Hoffmann aktuelle Fehler und Mängel des Rechtssystems bzw. der Rechtsanwendung darstellt und scharf kritisiert. Dies gilt, wie dargestellt, vor allem der richterlichen Tätigkeit und der Handhabung des Richteramtes.

Zu erwähnen ist noch die Gesellschaftskritik, die mit der kritischen Darstellung der zerfallenen und erkrankten Pariser Gesellschaft ausgeübt wird.

Wie realitätsnah die Novelle die in ihr dargestellten Ereignisse darstellt, kann hier nicht näher untersucht werden. Anhand des durchgeführten Vergleichs zwischen der Kriminalordnung Preußens und den rechtlichen Gegebenheiten der Erzählung wurde dargestellt, dass der große Teil der geschilderten Verfahrensschritte mit realen Rechtsnormen zusammenfallen. Aber auch wenn, wie die Freunde Hoffmanns betonen, die „auf geschichtlichem Grund“ aufgebaute Erzählung „ins Fantastische“ hinaufsteigt (Hoffmann 1998: 118), so lässt sie eine aufklärende Balance zwischen Phantasie bzw. dem Fantastischen und der Wirklichkeit nie vermissen. Genau die Verbindung des Literarischen und des Juristischen lässt diese aufklärende Balance zwischen dem Fantastischen und dem Tatsächlichen, dem Wirklichen aufrechterhalten und bringt die fantastischen und mystischen Momente in der Novelle immer wieder auf den Boden des Wirklichen und des Realen.

## Literatur

- Alexis, Willibald (1839): „Zur Beurteilung Hoffmanns als Dichter“, In: *E.T.A. Hoffmanns Leben und Nachlass*, Hitzig, Julius (ed), Dümmler, Berlin.
- Allgemeines Criminalrecht für die Preussischen Staaten, Criminal-Ordnung (CrimO Preußens)*, 3. unveränd. Abdr. 1822.
- Braun, Peter (2004): *E.T.A. Hoffmann, Dichter, Zeichner, Musiker, Biographie*, WBG-Verlag, Darmstadt.
- Büchner, Georg (1986): *Werke und Briefe*. Lehmann, Werner, R. (ed)<sup>7</sup>, dtv, München.
- Fehr, Hans (1931): *Das Recht in der Dichtung*, Francke, Bern.
- Feuerbach, Paul Johann Anselm von 1928: *Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen*, Heyer, Giessen.
- Freund, Winfried (2003): *E.T.A. Hoffmann, Das Fräulein von Scuderi, Erläuterungen und Dokumente*, Reclam 8142, Stuttgart.
- Kaufmann, Arthur (1972): „Die Sprache als hermeneutischer Horizont der Geschichtlichkeit des Rechts“, In: *Rechtsphilosophie im Wandel. Stationen eines*



- Weges, Athenäum Verlag, Frankfurt (Main).
- Kleinstück, Johannes (1971): *Wirklichkeit und Realität*, Klett-Cotta, Stuttgart.
- Kurz, Hermann (1871): *Deutscher Novellenschatz*, Bd. 1, Oldenbourg, München.
- Liszt, Franz von (1905): „*Die Zukunft des Strafrechts*“, In: *Strafrechtliche Aufsätze und Vorträge*. Bd. 2, Guttentag, Berlin.
- Meier, Rolf (1993): *Dialog zwischen Jurisprudenz und Literatur, Richterliche Unabhängigkeit und Rechtsabbildung in E.T.A.: Hoffmanns „Das Fräulein von Scuderi“*, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden.
- Musil, Robert (1981): *Tagebücher*, Frisé, Adolf (ed.), Bd. 1, Rowohlt, Reinbek b. Hamburg.
- Müller-Dietz, Heinz (1990)<sup>1</sup>: *Beiträge zur Beziehung zwischen Literatur und Recht*, Baden-Baden, Nomos Verlagsgesellschaft.
- Nassen, Ulrich (ed.) (1979): *Texthermeneutik, Aktualität, Geschichte, Kritik*, Schoeningh, Paderborn.
- Pavese, Cesare (1963): *das Handwerk des Lebens, Tagebuch 1935-1950*, dtv, München.
- Scholz, Ingeborg (2001): *E.T.A. Hoffmann, Das Fräulein von Scuderi, Der goldne Topf, Analysen und Reflexionen*, Bd. 57, Hollfeld, Beyer Verlag.
- Schiller 1792: *Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit*, , In: *dtv Gesamtausgabe 20*, 1966.

## Quellen

- Hoffmann, E.T.A 1998: *Das Fräulein von Scuderi*, Kiermeier-Debre, Joseph (ed.), dtv, München.
- Hoffmann, E.T.A 1973: *Juristische Arbeiten*, Schnapp, Friedrich (ed.), Winkler, München. *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung*, Oktober 1820, Nr. 183.

*Anschrift der Verfasserin*

*Eter Chachanidze*  
*Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit GmbH (GIZ),*  
*Rechtsvorhaben in Tbilisi, Senior Rechtsexpertin.*  
*Email: [eter.chachanidze@giz.de](mailto:eter.chachanidze@giz.de)*

## Allegorisierung und Dekonstruktivismus in *Tod in Venedig* von Thomas Mann

Yelena Etaryan, Jerewan

In der Auseinandersetzung mit Friedrich Spielhagen und seiner Forderung nach „Objektivität“ in der Erzählung macht Käthe Friedemann in ihrer Untersuchung *Die Rolle des Erzählers in der Epik* von 1910 deutlich, dass „das Wesen der epischen Form gerade in dem Sichgeltendmachen eines Erzählenden“ besteht (Friedemann 1910: 3). Sie führt diesbezüglich an:

der „Erzähler“ ist der Bewertende, der Fühlende, der Schauende. Er symbolisiert die uns seit Kant geläufig erkenntnis-theoretische Auffassung, dass wir die Welt nicht begreifen, wie sie an sich ist, sondern wie sie durch das Medium eines betrachtendes Geistes hindurchgegangen ist (Friedemann 1990: 26).

Daraus erfolgt, dass sie die Perspektive im Text als Bedingung aller Erkenntnis und ihrer sprachlichen Vermittlung versteht. Eberhard Lämmert führt in dieser Hinsicht den Begriff des „psychologischen Standorts“ ein:

Der psychologische Standort gibt den Personen und der Umwelt ihren poetischen Zuschnitt. Er bestimmt, ob die Personen in ihren geheimen Seelenregungen erfasst oder durch ihren äußeren Habitus gedeutet werden können; und je nach seiner Wahl kommt die Außenwelt kategorisch als „erlebte“ oder als an sich seiende Wirklichkeit zu Darstellung (Lämmert 1955:70).

Im Folgenden wird auf einige wichtige theoretische Ansätze eingegangen, um einen Einblick in die verschiedenen Theorien der Perspektivität zu geben und die gewonnenen Kenntnisse anhand der Erzählung *Der Tod in Venedig* von Thomas Mann zu veranschaulichen.

Ausschlaggebend bezüglich der angeführten Diskussion über die Erzählperspektive scheint uns der Beitrag von Roman Ingarden zu sein. Bevor wir dazu übergehen, seien an dieser Stelle drei grundsätzliche Herangehensweisen an Texte von Tina Simon erwähnt: der produktionsästhetische, der sich primär mit Entstehungsbedingungen und Hintergründen der Textproduktion beschäftigt; der werkimmanente Textzugang, der den Text hermeneutisch betrachtet; schließlich der rezeptionsästhetische Ansatz, der die Rekonstruktion und die Herstellung des Textsinnes im Leser zum Thema hat (Simon 2003:26). Innerhalb des letztes Ansatzes unterscheidet Simon drei Untersuchungsbestandteile: den literarischen Text, verstanden als Rezeptionsvorgabe für ein imaginiertes ästhetisches Objekt, den Lesevorgang als Kommunikationsprozess zwischen Text und Leser und schließlich den Leser als Schaffenden mit seinen Kompetenzen.

Roman Ingardens Konzept, von dem nun die Rede sein wird, ist rezeptionsästhetisch orientiert. Wichtig ist bei Ingarden die These, dass das literarische Werk seinen einzelnen Konkretisationen durch und in dem Leser gegenüberzustellen sei (Ingarden 1968:12)<sup>1</sup>. Aus seinem Konzept folgt, dass Perspektivität das konstituierende Merkmal des Textes ist, d.h., dass der Leser eine Möglichkeit des Textes realisiert, mit anderen Worten, den Text

perspektivisch wahrnimmt. Ingardens Vorstellung vom Text ist die eines mehrschichtigen Gebildes, das sich in folgende Schichten untergliedern lässt: in die Schicht der Wortlaute; der Bedeutungseinheiten, d.h. der Satzsinne; der Schicht der schematisierten Ansichten und schließlich der dargestellten Gegenständlichkeiten, die sich aus den Satzsinnen konstituieren (Ingarden 1968:10). Dabei besteht zwischen allen Ebenen ein wesensmäßiger Zusammenhang, d.h. das Werk bildet eine Einheit. Der Kohärenz schreibt Ingarden neben der Perspektivität eine bedeutende Rolle zu.

Durchaus möglich ist auch das bewusste Erzeugen von Inkohärenzen im Text, wenn einander widersprechende Rezeptionsvorgaben im Text angeboten werden (darauf kommen wir bei der Analyse der Erzählung zurück). Der Text als „schematisches Gebilde“ enthält nach Ingarden „Unbestimmtheitsstellen“:

Eine solche Stelle zeigt sich überall dort, wo man aufgrund der im Werk auftretenden Sätze von einem bestimmten Gegenstand (oder einer gegenständlichen Situation) nicht sagen kann, ob er eine bestimmte Eigenschaft besitzt oder nicht (Ingarden 1968: 19).

Parallelen zu Ingardens phänomenologischem Konzept weist die Abhandlung *Strukturelle Textanalyse* (Titzmann 1977) von Michael Titzmann auf. Hinsichtlich des Textverständnisses (bzw. der Behauptung, dass ein bestimmter Gegenstand nicht vollständig beschrieben werden kann) räumt Titzmann der Erfahrung des Lesers große Bedeutung ein. Zunächst wird der Text nach Titzmann lückenhaft gegenüber der realen Welt verstanden (textextern); der Text baue selbst einen Standard auf, demgegenüber er lückenhaft ist (Titzmann 1977:235). Des Weiteren differenziert er zwei Arten von Lücken im Text, die er als „Unbestimmtheit“ bzw. „Leerstelle“ bezeichnet. Erstere liegt nach Titzmann gegenüber einem textexternen Standard vor, die zweite gegenüber dem textinternen Standard. Unbestimmtheits- und Leerstellen subsummiert er dem Oberbegriff „Nullpositionen“ (Titzmann 1977: 237).

Aus dem Oben angeführten lässt sich schlussfolgern, dass sowohl das ganze literarische Werk in seinen einzelnen Konkretisationen als auch die einzelnen in ihm enthaltenen Sachverhalte immer perspektivisch gegeben sind, da eine sprachliche Fixierung eine perspektivische Bezugnahme bedingt. Der empirische Leser füllt in seiner Rezeption die Unbestimmtheitsstellen und formt die schematisierten Ansichten im Prozess der Lektüre zu Gegenständen. Er konstruiert damit den ästhetischen Gegenstand.

An dieser Stelle ist es vonnöten, auf den Begriff des „Horizontes“ einzugehen, der einen unmittelbaren Zusammenhang mit den obenangeführten Definitionen aufweist. Die Lektüre des Werkes vollzieht sich in der Zeit, d.h. alle Teile eines Textes können nur nacheinander, diachron kennen gelernt werden. Ingarden verwendet hier den Begriff des „doppelten Horizontes“: Der eben gelesene Teil eines Werkes wird in der Konkretisation beständig von einem doppelten Horizont umgeben: a) der Teile, die bereits gelesen wurden und in die „Vergangenheit“ des Werkes versinken, und b) derjenigen Teile, welche noch nicht gelesen und bis zum eben gegenwärtigen Horizont noch unbekannt sind (Ingarden 1968:105).

Dem Begriff des „doppelten Horizonts“ liegen Husserls Analysen des Zeitbewusstseins zugrunde. Diesbezüglich spricht er von „Retention“, vom Bewusst-haben des bereits Vergangenen, und „Protention“, was das Gespanntsein des Bewusstseins auf das nächst

Folgende bedeutet. „Protention“ heißt damit inhaltsleere evozierte Erwartung, Gerichtetsein des Bewusstseins auf die Kontinuität der Erfahrung.<sup>2</sup> Übertragen auf das Konzept des „doppelten Horizonts“ von Ingarden bedeutet dies nicht nur den zeitlichen Vorgang. Es handelt sich hier nämlich um die Konkretisation schematischer Ansichten: Verschiedene Perspektiven eines Sachverhaltens werden dargestellt, die sinnvoll synchron zu synthetisieren sind. C.F. Graumann spricht in dieser Hinsicht von der „horizontalen Verweisungsganzheit“: „Die Struktur der Perspektivität erweist sich demnach als horizontale Verweisungsganzheit“ (Graumann 1960:67).

Der Horizont eines literarische Werkes ist demnach die Gesamtheit aller Verweisungen im Text, die sich im Bewusstsein des Lesers aufbauen, nicht nur auf einzelne Sachverhalte bezogen, sondern auf das gesamte Werk: Auf der inhaltlichen Ebene werden im zeitlichen Akt des Lesen neue Perspektiven der schematisierten Ansichten erschlossen, die aufeinander verweisen. Ingarden spricht hier von im Text aufgebauten Erwartungen, die dieser einlösen kann oder nicht (Ingarden 1968:104). Bei der Enttäuschung der ntizipierten Erwartung findet eine Verschiebung des thematischen Horizontes statt, d.h. ein anderer Kontext muss vom Leser eröffnet werden. Und dies hängt unmittelbar mit der Änderung des Standpunktes des Lesers zusammen.

In seiner Dissertation von 1984 bezeichnet Adolphs die „Perspektive“ als Fluchtpunkt der Erzählung, in dem alle Erzählmomente zusammenlaufen (Adolphs 1985:20). Den Schwerpunkt legt er dabei auf die Enttäuschung gewisser evozierter Erwartungen, also auf den dialektischen Prozess von Motivation und Demotivation. Der Horizontbegriff konstituiert sich, nach Adolphs, aus lebensweltlicher Erfahrungen des Rezipienten, der die Elemente eines Textes zunächst in einen ihm vertrauten Kontext einordnen will. Durch die Erwartungsenttäuschung komme es dann zu einer vermehrten Bildung von Ambiguitäten, die von Adolphs als spezifische Dynamik des Textes gedeutet wird. Das Wechselspiel von Motivation und Demotivation ist nach Adolphs eine Grundform der literarischen Erfahrung, die sich in den Prozessen der Vermittlung von Erfahrungshorizont des Lesers und Textstruktur vollziehe. Durch die Enttäuschung des Leserhorizonts in der Narration wird ein eigener Verweisungshorizont aufgebaut, der die spezifische Erzählperspektive konstituiere, die in einem Werk vorherrscht. Seine These demonstriert er anhand des Anfangsabschnitts der Erzählung *Der Tod in Venedig*:

Gustav Aschenbach oder Aschenbach, wie seit seinem fünfzigsten Geburtstag amtlich sein Name lautete, hatte an einem Frühlingsnachmittag des Jahres 19..., das unserem Kontinent monatelang eine so gefahrdrohende Miene zeigte, von seiner Wohnung in der Prinz-Regentenstraße zu München aus allein einen weiteren Spaziergang unternommen (Mann 1981: 501).

Die Erwähnung des Frühlings baut beim Leser eine Erwartung auf, dass der Schriftsteller bei schönem Wetter einen Erholungsspaziergang unternimmt. Diese Erwartung wird jedoch an anderer Stelle enttäuscht, da das Wetter sich nicht als frühlingshaft erweist: Es war schwül, und es war ein „falscher Sommer“ eingefallen. Adolphs spricht hier von der „Verselbständigung der Episode“, die „einen fortschreitenden Auflösungsprozess der realistischen Motivation des Erzählgegenstandes dokumentiert“ (Adolphs1985:25). Durch die Demotivation der Erwartungen des Lesers wird die erste Perspektive (realistische Motivation des Geschehens) untergraben, und der Leser wird gezwungen, seinen Horizont zu reorganisieren<sup>4</sup> Fritz Gesing verwendet hier den Begriff der „Derealisierung“. Siehe

dazu Gesing, Fritz: *Symbolisierung. Voraussetzungen und Strategien. Ein Versuch am Beispiel von Thomas Manns „Der Tod in Venedig“*, in: *Die Psychoanalyse der literarischen Form(en)*, *Freiburger literaturpsychologische Gespräche* 9, Würzburg 1990, S. 226-253, hier S. 245). Adolphs zieht für den Anfang der Novelle die folgende Schlussfolgerung:

Damit bietet der *Tod in Venedig* uns eine doppelte Perspektive an, die zueinander in Opposition steht: das banale Motiv der Reise und die Ahnung des Unheils, der Möglichkeit von totaler Vernichtung und hereinbrechender Hölle. Mit der Opposition hat die Novelle ihren selbständigen Themenhorizont freigesetzt (Adolphs 1985: 30).

Dadurch spielt das Werk mit den Erwartungen und Enttäuschungen des Rezipienten, ruft dadurch eine Neusemantisierung der erzählenden Komponenten hervor und erweitert die Rezeptionsmöglichkeiten für den Leser.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Matías Martínez in seiner Untersuchung *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*: Der Leser werde dazu gebracht, die Erzählung zu komplettieren. Als Zweck dieser Erzählstrategie betrachtet er die Erzielung einer systematischen Zweideutigkeit bei dem Leser, indem verschiedene Arten der Motivation durch einander widersprüchliche Signale in ihm evoziert werden (Martínez 1996: 22). Er differenziert drei Arten von Motivation: die kompositorische, die kausale und die finale. Die erstere ergebe sich aus der Sicht des Erzählers, da sie eine retrospektive Perspektive auf das Geschehen voraussetze. Die kausale Motivation ist auf der Ebene der Protagonisten zu beobachten. Sie bezieht sich auf die raum-zeitliche Achse der Erzählung.<sup>5</sup> Die finale Motivation schließt die theologische und teleologische Perspektive ein und sei unvereinbar mit der kausalen. Sie nimmt eine Mittelstellung zwischen den ersten beiden ein. Die finale Motivation lasse wie die kausale alles in einem Ursache-Wirkung-Zusammenhang erscheinen und setze der kompositorischen Motivation des Erzählers eine dem Geschehen gegenüber zukünftige Perspektive voraus. Dennoch motiviere sie, dem Erzähler übergeordnet, aus einer teleologischen Sicht, in der alles auf ein bestimmtes Ziel zusteuert.

Der Standpunkt von Martínez ist nun der, dass die moderne Literatur sich durch eine Unentscheidbarkeit zwischen kausaler und finaler Motivation auszeichnet. Als Beispiel führt er wiederum die Erzählung *Der Tod in Venedig* an. Der Verlust von Aschenbachs Koffer ist, nach Martínez, zugleich kausal (Teil einer Kette von empirischen Ereignissen) und final (Zweck ist es, Aschenbach in Venedig festzuhalten) motiviert, was den Leser in den Zustand der Unentscheidbarkeit bringt:

Die Zweideutigkeit wird durch den sekundären Status der finalen Motivation ermöglicht. Das suggerierte Wirken numinoser Mächte zerstört den Zusammenhang der empirischen Kausalkette nicht, sondern bedient sich ihrer für die Verwirklichung seiner Ziele. Insofern besteht eine Asymmetrie zwischen kausaler und finaler Motivation: Die finale Erklärung setzt die Existenz einer kausalen voraus, aber nicht umgekehrt.

Was Martínez unter dem Begriff der „kausalen Motivation“ versteht, entspricht bei Adolphs dem Erwartungshorizont des Lesers, der zunächst aufgerufen und dann zerstört wird. Zusammengefasst bedeutet dies, dass der Leser sich an einer empirisch-kausalen Motivation orientiert, die dann durch die kompositorische oder finale Motivation

enttäuscht wird. Dies vollzieht sich nach Martínez durch die Einführung einer Perspektive, die auf der allegorischen oder metaphorischen (in *Der Tod in Venedig* auf einer mythischen) Ebene liegt, also auf einer Ebene, die die Fiktionalität des Textes markiert.

Das Anbieten und Verwerfen von Deutungsmöglichkeiten, das bis zur totalen Sinndestruktion weitergeführt werden kann, indem die Erzählung keine eigene Deutungsperspektive eröffnet, ist als eine Selbstreflexion der Erzählung aufzufassen. Dieses Phänomen soll im Weiteren in Anlehnung an Reiss unter dem Begriff der „**Allegorisierung**“ gefasst und anhand der Erzählung demonstriert werden.

In seiner Untersuchung *Allegorisierung und moderne Erzählkunst. Eine Studie zum Werk Thomas Manns* (Reiss 1970) versteht Günter Reiss unter dem Begriff der „Allegorisierung“ das Phänomen des autoreferentiellen Erzählens bei Thomas Mann. Allegorisierung bezieht sich dabei nicht nur auf das Illustrieren des Erzählvorgangs selbst, sondern auf die „Selbstdarstellung der Verfahrensweise“ (Reiss 1970:110), das meint auf das im Text eingeschriebene In-Beziehung-Setzen seiner einzelnen Elemente. Das Beziehungszentrum, von dem aus die Elemente sinnvoll zu einer Einheit integriert werden können, ist im Rahmen der in diesem Artikel verwendeten Terminologie die Perspektive des Textes; sie entsteht durch die schematisierten Ansichten eines Sachverhaltes, der bestimmte Aspekte abschattet. Die Semantik von Thomas Manns Texten bildet sich nach Reiss durch das Darstellen der Genese des Sinnes:

Das heißt aber, das „allegorisierende Erzählen“ bringt sich selbst zur Darstellung, indem es sein In-Beziehung-Setzen „erzählt“. Das Erzählen interpretiert sich selbst (Reiss 1970: 112).

Der Allegoriecharakter der Erzählung wird zwar textintern proklamiert, wird aber zugleich destruiert, indem sich die anscheinend sinnkonstituierende Perspektive in Antinomien verwickelt. Damit ergeben sich Parallelen zu einer dekonstruktivistischen Textanalyse. Das meint wiederum, dass die realistische Perspektive, in der die Fiktion bewahrt wird, durch die selbstreflexive Darstellung, die die textinterne Neusemantisierung als Blickpunkt inszeniert, destabilisiert wird.

Allegorisierung wird damit bei Reiss als Gegensatz zu einer „Symbolisierung“ verstanden, wobei der Bezug auf Goethes Definition offensichtlich ist. Das Symbol in Goethes Begriffsbestimmung aus den *Maximen und Reflexionen* ist ein integrativer Bestandteil der Narration, bedeutet zunächst sich selbst, während die Allegorie über sich selbst hinausweist auf das, was sie in ihrer Bildlichkeit an Deutungsmöglichkeiten evoziert. Sie ist sozusagen offen, d.h. sie deutet immer auf die zweite Ebene im Text hin, die sie erschließt und doch nicht direkt bezeichnet.

Das bewusste Konstruieren und Destruieren des Sinnzentrums (der Perspektive), vom welchem aus der Leser den Sinn konfigurieren muss, macht deutlich, dass sich Manns Texte allegorisieren und es also sich nicht um Symbole handeln kann; wobei eben die textinternen Ambiguitäten die allegorische Lesart immer wieder ambivalent werden lassen.

Prägnanter klingt die Differenzierung von Allegorie und Symbol bei Gadamer, der das Symbol auffasst als

innige Einheit von Ideal und Erscheinung, die für das Kunstwerk spezifisch ist. Das Allegorische hingegen läßt solche bedeutungsvolle Einheit nur durch das Hinausdeuten auf ein anderes zustande kommen (Gadamer 1965: 70).

In der Allegorisierung wird damit das Bezeichnen zum Thema gemacht, d.h. der Akt des Bezeichnens, seine Kommunikationsbedingungen. Auch Goethes Begriffsdefinition des Symbols und der Allegorie arbeitet mit den Kategorien von Aktivität und Passivität: Das Besondere wird in der Allegorie zum Allgemeinen (aktiv) gesucht und das Allgemeine im Besonderen (passiv) geschaut im Symbol. Durch die Allegorisierung wird damit implizit und explizit auf die eigenen Bedingungen des Verstehens der Literatur reflektiert. Allegorisierung thematisiert den Akt des Verstehens, die Bedingungen der Sprache an sich, indem sie durch ihre Offenheit gerade auf den Mangel der Sprache, letztlich immer in sich selbst zu verbleiben, hinweist.

Im Folgenden werden wir versuchen, die oben dargestellten Thesen anhand einiger Episoden aus der Erzählung im Lichte der dekonstruktivistische Lesart zu veranschaulichen. Dekonstruktion als Programm betrachtet zielt bewusst auf die Aufhebung des Sinnes eines Textes. Dafür werden die zentralen binären Oppositionen eines literarischen Werkes gesucht, und in einer Analyse wird ihre begriffliche Unterscheidung aufgehoben. Dies wird als Struktur des Textes selbst begriffen, der in sich seine eigene Sinnentleerung enthält<sup>6</sup>.

*Der Tod in Venedig*, 1912 vollendet, ist die Geschichte des alternden Künstlers Gustav von Aschenbach, der nach Venedig reist und stirbt. Beginnen möchten wir mit einer Szene aus der Exposition, in der Aschenbach am Nördlichen Friedhof in München auf die Tram wartet:

Zufällig fand er den Halteplatz und seine Umgebung von Menschen leer. Weder auf der gepflasterten Ungererstraße, deren Schienengleise sich einsam gleißend gegen Schwabing erstreckten, noch auf der Föhringer Chaussee war ein Fuhrwerk zu sehen; hinter den Zäunen der Steinmetzereien, wo zu Kauf stehende Kreuze, Gedächtnistafeln und Monumente ein zweites, unbebautes Gräberfeld bilden, regt sich nichts, und das byzantinische Bauwerk der Aussegnungshalle gegenüber lag schweigend im Abglanz des scheidenden Tages (S. 502)

Aus unseren theoretischen Vorüberlegungen folgt, dass nicht „zufällig“ die „Zufälligkeit“ und damit die scheinbar ohne finale Motivation vorhandene Menschenleere exponiert werden. Durch diese Betonung wird bezweckt, die realistische Perspektive fragwürdig werden zu lassen. Die Beschreibung des Halteplatzes fokussiert auf die Menschenleere und schattet andere Aspekte ab. Damit wird das semantische Feld des Wartens aufgerufen, wobei das Warten konträr zu der potentiellen Benutzung der Straßen durch Fortbewegungsmittel steht (Opposition Stillstand-Fortbewegung). Die Motivation der Abwesenheit von Menschen wird so als Leerstelle zu einem selbst aufgebauten textinternen Standard offengelassen. Der hermeneutische Zirkel des Lesers wird ins Werk eingeschrieben, um die eigenen Aussagen in Zweifel zu ziehen: Der Leser soll gerade durch die Betonung der „Zufälligkeit“ auf eine Unwahrscheinlichkeit hingewiesen werden; er soll die Aussagen des Erzählers in Zweifel ziehen, er soll die alternative Perspektive im Text erkennen.

In der dekonstruktivistischen Lesart der Erzählung ist der Wahrheitsanspruch jeglicher Aussage nicht mehr verifizierbar für den Rezipienten; der Erzähler negiert sich damit selbst als Instanz des Erzählens. Die Beziehung des Lesers zum Text wird somit durch das Freisetzen der zweiten Perspektive, die die Aussagen der ersten destruiert, ambivalent. Der Text inszeniert zwar seine Autopoiesis, indem er sich als auf etwas-Anderes-verweisend ausschreibt, seine Interpretierbarkeit und Interpretationsnotwendigkeit zelebriert (Allegorisierung); dies geschieht jedoch auf Kosten der Glaubwürdigkeit der Aussagen. Sind die Aussagen falsifizierbar und sollen sie dies sein, dann bleibt auch die zweite Ebene des Textes arbiträr und ambivalent für den Leser, der Text kontingent: So konstruiert sich der Text als Allegorie und dekonstruiert sich selbst gleichzeitig.

Der thematische Horizont des Textes verschließt sich zudem vollständig zu Tod und Trauer. Die „Steinmetzereien“ rücken in den Blickpunkt, „hinter deren Zäunen sich nichts regt“. Die Abgeschlossenheit des Raumes wird so einmal wörtlich dargestellt (Zäune), zudem metaphorisch (Tod). Stillstand und Nicht-sein, die bereits durch die Themenkomplexe Warten und Menschenleere eingeführt wurden, werden intensiviert und bis ins Extreme gesteigert. Im Fortgang des Textes wird implizit eine Verknüpfung des Todes mit Aschenbach hergestellt: Die Bezeichnung der Figur als „der Wartende“ bezieht sich doppeldeutig auf sein Warten auf den Tod; eine alternative Perspektive deutet sich auch hier durch das In-den-Vordergrund-Stellen seines Wartens an, das die realistische Perspektive der reinen Zufälligkeit der Begebenheit destruiert.

Betrachten wir nun die zweite ausgewählte Textstelle: Aschenbach sitzt in Venedig zu Tisch im Restaurant und hat gerade den Blick des jungen Tadzio aufgefangen. Der Erzähler fährt fort:

Müde und dennoch geistig bewegt, unterhielt er sich während der langwierigen Mahlzeit mit abstrakten, ja transzendenten Dingen, sann nach über die geheimnisvolle Verbindung, welche das Gesetzmäßige mit dem Individuellen eingehen müsse, damit menschliche Schönheit entstehe (...) (S. 532)

An diesem Textauszug kann in erster Linie das Konstruieren und Dekonstruieren von Bipolaritäten aufgezeigt werden. Eine prägnante Ambivalenz findet sich schon am Anfang: „müde und dennoch geistig bewegt“ stellt in der semantischen Gegenüberstellung eine Opposition auf. Der Geisteszustand der Figur wird durch die Formulierung „und dennoch“ als unwahrscheinlich, fast unmöglich deklariert. Der Antagonismus von körperlicher Inaktivität und geistiger Aktivität wird so aufgestellt und unterlaufen, indem der Erzähler die Zusammensetzung beider Seinszustände in der Figur postuliert.

Darüber hinaus treten in diesem wie in anderen Textabschnitten weitere Polaritäten wie z.B. „das Gesetzmäßige und Individuelle“ auf, die im Rahmen unserer Ausführungen jedoch nicht näher betrachtet werden können.

Als letzte Episode wird die berühmte Gondelszene betrachtet, die den Übergang zur mythischen Ebene der Erzählung ermöglicht. Sie reiht sich in den gleichen Typus wie die schon in der Auseinandersetzung mit den Thesen von Martínez behandelte Kofferszene ein, der durch Leerstellen sowie durch Doppeldeutigkeiten der Formulierungen den hermeneutischen Zirkel des Lesers funktionalisiert, um die allegorische Lesart immanent



auszuschreiben. Die Motivverknüpfung der Gondelfahrt mit dem „Tod“ wird bereits in der Exposition dieser Szene vom Erzähler selbst hergestellt:

Das seltsame Fahrzeug, aus balladesken Zeiten ganz unverändert überkommen und so eigentümlich schwarz, wie sonst unter allen Dingen nur Särge es sind, - es erinnert an lautlose und verbrecherische Abenteuer in plätschernder Nacht, es erinnert noch mehr an den Tod selbst, an Bahre und düstere Begräbnis und letzte, schweigsame Fahrt. Und hat man bemerkt, daß der Sitz einer solchen Barke, dieser sargschwarz lackierte, mattschwarz gepolsterte Armstuhl, der weichste, üppigste, erschlaffenste Sitz von der Welt ist? (S. 523)

Direkt allegorisiert der Text sich selbst, indem die Gondelfahrt explizit als Todesfahrt semantisiert wird. Das Erzählmedium

Lenker der Interpretation sehr deutlich

mit Tod, als Vergleichsbasis dienen die äußere Ähnlichkeit von Sarg und Gondel sowie die analoge Struktur der Fahrt und des Übersetzers über den Styx. Der Text hat somit eine mythische Rezeptionsperspektive als intertextuellen Bezug hergestellt, was eine Semantisierung der erzählerischen Komponenten als Hadesfahrt bewirkt: Der Gondoliere rudert Aschenbach aufs offene Meer hinaus und schlägt eine falsche Richtung ein. Die Motivation des Ereignisses (versehentlich falsches Fahren) wird so durch Leerstellen ambivalent. Die realistische Perspektive wird durch die kausale Determination der Fahrt aufrecht gehalten: Der Gondoliere kann seine Fahrt zum Lido in der fiktiven Welt logisch begründen, seine Aussage wird sogar durch den Protagonisten selbst verifiziert. Dennoch wird durch die bereits zu Beginn eröffnete mythische Rezeptionsmöglichkeit die kausale Kette der Ereignisse gleichzeitig unterlaufen; das Wissen des Gondolieres über das gewünschte Ziel von Aschenbach lässt Zweifel an seiner Begründung aufkommen.

- hier wird
- parallelisi

Auch hier zeigt sich, wie in der Mikrostrukturanalyse, dass die zweite Perspektive sich im Text etabliert, indem die Aussagen, die die realistische Imagination der Erzählung stabilisieren, in ihrer Glaubwürdigkeit angreifbar werden. Damit mythologisiert und entmythologisiert sich der Text jedoch zugleich, da die Kontingenz der Zeichen inszeniert ist und alle verbalen Funktionen der Sinnstiftung in Frage stehen. Um die mythische Rezeption auch zu garantieren, wird durch die Figur selbst nochmals der Mythos thematisch in den Horizont der Erzählung gebracht: Vorausschauend assoziiert der Protagonist die Fahrt mit seinem Tod und deutet sie in mythischen Mustern („Haus des Aides“). Somit scheint die Innenperspektive Aschenbachs konform mit der des Erzählmediums zu sein. Die Betonung einer Singularität im Blick auf den Gondoliere („Er ist der einzige Gondolier, der keine Konfession besitzt“, S. 527) soll ebenso die kausale Begründung in der imaginierten fiktiven Welt fragwürdig und die Analogie zum Hadesmythos wahrscheinlich werden lassen.

Damit schreibt sich der Text als eine Konkretisation mythologischer Vorstellungen aus: Dies ist jedoch eine Zeichen-Zeichen-Beziehung, eine intertextuelle Rückkopplung auf einen anderen Text. Dennoch werden diese mythischen Strukturen in ihrer Allgemeingültigkeit exponiert, was hier vor allem durch die Erzählinstanz geleistet wird („man“), aber auch in den Reflexionen oder Gedanken des Protagonisten über Form und Individualität sichtbar wurde. Demnach würde der Text in seinem Selbstverständnis eine Verwirklichung des Mythos erzählen; dies geschieht paradoxerweise jedoch durch das Aufheben der individuellen Struktur, durch das Destruieren der realistischen Perspektive,

das Dekonstruieren der erzählten Geschichte. Insofern bleibt die in den Text verwobene mythische Perspektive ebenfalls ambivalent.<sup>7</sup>

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Die Allegorisierung der Erzählung als mythisches Muster formt sich aus durch Leerstellen auf der Motivationsebene, durch doppeldeutige Formulierungen und das implizite In-Frage-Stellen der Aussagen. Das Konstruieren des Textes als Allegorie wird durch das Destruieren der realistischen Perspektive dekonstruiert: Das eingeschriebene Negieren der Aussagen des Erzählers beeinflusst die potentielle Anzweifelbarkeit aller Aussagen und damit auch diejenigen, die die zweite Perspektive direkt oder indirekt eröffnen.<sup>8</sup> Ambivalent bleibt darüber hinaus die Haltung des Erzählers, der an vielen Textstellen in Übereinstimmung mit Aschenbachs Perspektive zu sein scheint. Die Erzählsituation bringt sich aus dem Akt des Erzählens hervor, sie konstituiert sich aus der Möglichkeit der Parallelisierung mit dem Mythos. Der Text selbst rechtfertigt sich so für seine Existenz performativ im Akt des Erzählens und destruiert dieses zugleich. Nicht zufällig steht am Ende der Tod des Schriftstellers, mit anderen Worten **teratur. II**Das Ende des Textes bedeutet somit das Ende der Rechtfertigung seiner Existenz, das Scheitern der Literatur an ihren eigenen Determinanten der Sinnvermittlung und -konsituation.

## Literatur

- Adolphs, Dieter Wolfgang 1985: *Literarischer Erfahrungshorizont. Aufbau und Entwicklung der Erzählperspektive im Werk Thomas Manns*, Heidelberg Friedemann, Käthe: *Die Rolle des Erzählers in der Epik*, Berlin 1910.
- Gadamer, Hans-Georg 1965: *Wahrheit und Methode*, Tübingen.
- Gesing, Fritz 1990: *Symbolisierung. Voraussetzungen und Strategien. Ein Versuch am Beispiel von Thomas Manns „Der Tod in Venedig“*, in: *Die Psychoanalyse der literarischen Form(en)*, Freiburger literaturpsychologische Gespräche 9, Würzburg S. 226-253.
- Graumann, C.F.1960: *Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität*, Berlin.
- Husserl, Edmund: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie*, Hamburg 1992.
- Ingarden, Roman: *Vom Erkennen des literarischen Kunstwerkes*, Tübingen 1968.
- Lämmert, Eberhard: *Die Bauformen des Erzählens*, Stuttgart 1955.
- Matínez, Matías: *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*, Göttingen 1996.
- Pross, Caroline und Wildgruber, Gerald: *Dekonstruktion* in: *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering, München 1997, S. 409-429.
- Reiss, Günter: *Allegorisierung und moderne Erzählkunst. Eine Studie zum Werk Thomas Manns*, München 1970.
- Simon, Tina: *Rezeptionstheorie. Ein Einführung- und Arbeitsbuch*, Frankfurt a.M. 2003
- Staffhorst, Albrecht: *Die Subjekt-Objekt-Struktur. Ein Beitrag zur Erzähltheorie*, Stuttgart 1979.

Titzmann, Michael: *Strukturelle Textanalyse*, München 1977.

## Quelle

Mann, Thomas: *Frühe Erzählungen*, Gesammelte Werke in Einzelbänden, Band 6, hrsg. Von Peter de Medelssohn, Frankfurt a.M. 1981, S. 501.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Staffhorst deutet die Dichotomie Ingardens als Form-Inhalt bzw. Struktur-Füllung, Siehe dazu Staffhorst, Albrecht: *Die Subjekt-Objekt-Struktur. Ein Beitrag zur Erzähltheorie*, Stuttgart 1979, S. 37.

<sup>2</sup> Siehe dazu Husserl, Edmund: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie*, Hamburg 1992, §§ 81-83

<sup>3</sup> Siehe dazu: Schutte, Jürgen: *Einführung in die Literaturinterpretation*, Stuttgart 1993, S. 55

<sup>4</sup> Fritz Gesing verwendet hier den Begriff der „Derealisierung“. Siehe dazu Gesing, Fritz: *Symbolisierung. Voraussetzungen und Strategien. Ein Versuch am Beispiel von Thomas Manns „Der Tod in Venedig“*, in: *Die Psychoanalyse der literarischen Form(en)*, *Freiburger literaturpsychologische Gespräche* 9, Würzburg 1990, S. 226-253, hier S. 245

<sup>5</sup> Diese beiden Motivationen bezieht Martinez auf den Russischen Formalismus mit seiner Unterscheidung von „Fabula“ und „Sujet“; ebd, S. 27.

<sup>6</sup> Vgl. hierzu das Kapitel *Dekonstruktion* von Caroline Pross und Gerald Wildgruber in: *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering, München 1997, S. 409-429

<sup>7</sup> Dasselbe lässt sich bei der Deutung des jungen Tadzio als antike Statue, im Zeichen des Eros, beobachten.

<sup>8</sup> Ähnliches zeigt sich bei dem Homogenisieren von sinnstiftenden Polaritäten.

*Anschrift der Verfasserin*

*Dr. Yelena Etaryan  
Staatliche W. Brjussow-Universität Jerewan  
Dozentin am Lehrstuhl für Deutsch  
Saryanstr. 26/30  
0002 Jerewan  
Republik Armenien  
E-mail: [etaryan@mail.ru](mailto:etaryan@mail.ru)*

**„Vorstellung meiner Hände“ – Von den Aporien der deutschen  
Nachkriegslyrik und den Schwierigkeiten ihrer Überwindung. Zu Rolf Dieter  
Brinkmanns frühen Gedichten 1959 – 1963**

*Sibylle Schönborn (Düsseldorf)*

Ruinenkinder, Bombensplitterkinder [...] das ist unsere Generation, eine Gerümpel-Generation, [...] Schuld, dazusein, schuldig, dies oder das getan zu haben, nichts als immer wieder Schuldbekennnisse abgegeben zu haben [...] und das psychische Gesamtklima? Jetzt herrschte die dumpfe Atmosphäre einer Kollektivschuld, jetzt kamen die Grauenbilder, nachträglich dünn in der Gesamtatmosphäre eingelassen, Juden, Tausende, die verbrannt waren, tauchten erneut auf [...] Judenschaukeln, zerbrochene Knochen, Leichenhaufen drangen in die Vorstellung ein [...] – ein Großraum, eine intellektuelle Landschaft ist abgestorben und verwüstet worden, so paradox das klingt, mitten im wilden wütigen Aufbau ist die Zerstörung heimlich und lautlos noch einmal geschehen---<sup>1</sup>

So bilanziert Rolf Dieter Brinkmann rückblickend 1972, auf die Frankfurter Auschwitz-Prozesse der Jahre 1963-1965 anspielend, die unmittelbare Nachkriegszeit, in der er seine Kindheit verbrachte und bilanziert in diesem Kontext an anderer Stelle die Situation der Künste im Nachkriegsdeutschland:

An Tendenzen, geistiger Erneuerung, ist nichts mehr vorhanden, - sie haben in Deutschland zum Beispiel weder eine Musik noch eine Malerei seit 1945 auf die Beine gebracht, die international hätte etwas hinzugefügt, alles bloß Popelig-Regional, auch im Film nicht Eigenes, Überraschendes und in der Literatur schon lange nicht. --<sup>2</sup>

Wenn man Rolf Dieter Brinkmanns unbändige Wut und seine Hasstiraden auf die deutsche Nachkriegsgesellschaft und die bundesdeutsche Gegenwart der 1970er Jahre verstehen will, dann muss man sich die Situation vergegenwärtigen, aus der heraus sein Schreiben seinen Anfang nimmt: Diese ist in den ersten drei Dekaden nach 1945 durch die psychische Erstarrung einer traumatisierten Gesellschaft, die ihre Schuld und Scham auf die Kindergeneration ablädt und überträgt, ebenso geprägt wie durch einen blinden Wiederaufbauwillen als Kompensationsleistung und Ersatzhandlung bei gleichzeitiger intellektueller und künstlerischer Verarmung. Für die Kunst bedeutete dies, dass auch sie, durch die unterbrochene Modernetradition mit der historischen Zäsur des Faschismus in hilflosen Versuchen eines unbelasteten Neuanfangs erstarrt, kaum Anknüpfungspunkte und Identifikationsangebote bot.

Rolf Dieter Brinkmanns lyrische Anfänge, die in die späten 1950er Jahre fallen, sind wider Willen Teil dieser Situation und tragen deutlich ihre Signatur. So legen seine frühen Gedichte aus den Jahren 1959, 1961 und 1963, die in den letzten Jahren wieder aufgefunden und von Maleen Brinkmann und Michael Töteberg 2010 veröffentlicht wurden, Zeugnis von den Schwierigkeiten ab, sich als Nachgeborener zum einen aus dem Diskurs des Verdrängens und Verschweigens zu befreien und zum anderen wieder Anschluss an die europäische Kunst zunächst der Moderne und dann der Gegenwart zu finden. Wenn Brinkmanns frühe Gedichte in Thema, Sprache und Ton wie einen Phantomschmerz einen zeitlosen, universellen Zustand des Leidens und der Trauer als

Disposition zu Todesverfallenheit und Todessehnsuchtszenarien, wie sie die deutsche Nachkriegslyrik von Oskar Loerke, Walter Höllerer, über Karl Krolow bis zu Hans Bender und Ingeborg Bachmann immer wieder aufrief, so bewegt er sich ganz im Rahmen des bundesdeutschen Nachkriegsgedichts. Insbesondere die Naturgedichte<sup>3</sup> des Bandes, die als Untergangsmotiv eine herbstliche Stimmung evozieren, können sich trotz anderslautender Absicht häufig nicht von diesem typischen Ton der Nachkriegslyrik lösen. So oszillieren diese frühen Gedichte zwischen apokalyptischen Visionen einer numinosen Bedrohung, dunklen Stimmungen erfahrenen Leids und aggressiven Gewalt- und Destruktionsphantasien. An dieser Stelle soll nicht von den Gedichten in Brinkmanns frühem Werk die Rede sein, die dieser Tradition des deutschen Nachkriegsgedichts verhaftet bleiben, sondern von denen, die diesen Tatbestandsowohl auf der Inhalts- als auch auf der Formebene reflektieren, einen Anschluss an die unterbrochene Modernetradition suchen und damit bereits auf die radikale Lösung aus der deutschen Tradition in der Lyrik der späten 1960er Jahre vorausdeuten. Markus Fauser stellt diese „Suchbewegungen“ nach einer neuen lyrischen Form in Brinkmanns vielfältigen Experimenten mit der europäischen Modernetradition ebenso wie in seinen bereits früh ausgebildeten Zitat- und Collageverfahren von Texten seiner Vorbilder detailliert dar und kommt zu dem Schluss: „Schon früh sucht er den Anschluss an die europäische Moderne und greift, was er bekommen kann. [...] Brinkmann feilt an den Texten, um eine eigene Sprache zu finden und er setzt sich intensiv mit Traditionen auseinander, die er als Fermente nutzt und in neuen Kontexten zu verwandeln sucht.“<sup>4</sup>

## **Untergangsszenarien**

Bereits in einzelnen Gedichten aus dem Band „Vorstellung meiner Hände“<sup>5</sup> kann Brinkmann auf die Ursachen der umfassenden Zerstörungen in der Gegenwart und zukünftig drohender hinweisen, die über einen zeittypischen Nihilismus und Geschichtspessimismus hinausgehen wie in denen, die ihre Untergangsbilder räumlich unterhalb der sichtbaren Oberfläche, in Stollen, Schächten oder auf dem Meeresgrund, ansiedeln. In diesen unsichtbaren Tiefen lagert ein tödliches Gift als „gelber Schaum“<sup>6</sup>, „Phosphor“<sup>7</sup>, „Karbon“<sup>8</sup>, „Chlor“<sup>9</sup>, „Schwefel“<sup>10</sup>, „in Schiffen [...] für immer versunken mit Pferden“<sup>11</sup> oder gar als unsichtbares „Gas“<sup>12</sup>. Lesbar sind diese Bilder ebenso als Hinweis auf das Vernichtungspotenzial moderner Kriegswaffen vom Senfgas des Ersten Weltkriegs über Phosphorbomben bis zur Atombombe wie als ganz konkrete Anspielung auf die anhaltende ökologische Bedrohung durch diese Altlasten der Geschichte. So versammelt Brinkmann in seinen frühen Gedichten das gesamte Arsenal chemischer und nuklearer Vernichtungswaffen, von denen bis in die Gegenwart eine unkalkulierbare Bedrohung für Natur und Mensch ausgeht, zu einem mahnenden memento mori. Metaphorisch gelesen weist die dauerhafte Existenz der verschiedenen giftigen Substanzen aus den Baukästen moderner Kriegstechnik in der Gegenwart auch auf andere unsichtbare, unter der schönen Oberfläche des Wiederaufbaus verborgene Vergiftungen in Gestalt von psychischen Spätfolgen und Langzeitschäden wie sie Alexander und Margarete Mitscherlich 1967 in ihrem grundlegenden Werk „Die Unfähigkeit zu trauern“ beschreiben sollten. Damit werden die nicht abbaubaren Gifte als Bilder eines kollektiven Unbewussten entzifferbar, die die Träume beherrschen und als eine *mémoire involontaire* in Bildern des Todes als „Asche“<sup>13</sup>, „Grab“<sup>14</sup>, „Sarg“<sup>15</sup> an die Oberfläche dringen und in der lyrischen Synästhesie Verwesungsgeruch ausströmen lassen. So ist das Gedicht „Trauer der Wochen oder fremder Besuch“ (S. 74) ganz den Gespenstern der Vergangenheit gewidmet, die das

kollektive Unbewusste unausgesprochen bevölkern und die Wahrnehmung der Gegenwart prägen und vergiften:

Trauer der Wochen oder fremder Besuch

Ich

höre noch Musik

aus den Bäuchen, Gebell, das nah ist,

aus Kammern die Lieder

und weiß nicht, wer

es ist, der mir

mit Zähnen und haarigem Atem folgt

mit der Trauer dunkler Wochen, die

aus den Betten strömt

aus Rücken und

Hosen: im Schlaf

kam er und stieß durch Tapeten und Gardinen

durch Briefe und Tinten aus Schiefer, er

warf die Öfen um

streute Asche

herum, er

fährt mir als Krücke

zwischen die Beine

mit Musik aus den Särgen

mit Gebell aus den Bäuchen

mit Liedern, die mich umschließen, und

kann nicht gehen, wo er

nicht nah ist im Geruch  
alter Stoffe mit  
verwesenden Hunden, die  
mich stellen  
von Gesicht  
zu Gesicht.

Neben diesen vielfältigen Spätfolgen des Faschismus stehen aktuelle und konkrete Bedrohungen, die sich auf die Gegenwart und die Zukunft beziehen. Diese verdichten sich um 1960 zu der omnipräsenten Angst vor der Atombombe, die in vielen Gedichten direkt oder indirekt ausgesprochen wird:

### **Gedicht: 1960**

[...]

Und in der Wochenschau neulich  
sah ich den Aschentod wieder lächeln  
im Mund eines japanischen Fischers  
und wußte mehr über das Grauen  
als Professoren, die  
Nobelpreis[e] erhielten<sup>16</sup>

Die Gedichte verarbeiten diese Erfahrung der atomaren Bedrohung zu wütenden Destruktionsphantasien, etwa als Bombe im Kopf, die zerplatzen soll oder als Zerstörung der menschlichen Zivilisation „damit wir untergehn / und es still wird/ und es still wird“ (S. 80), so die letzten Worte des Gedichtbandes.

### **Formexperimente**

Gleichzeitig experimentiert Brinkmann in diesen frühen Gedichten mit der Form: Die reimlosen Gedichte in freien Rhythmen werden entweder zu einem langen Gedicht mit Kurzzeilen räumlich gedehnt oder zum absatzlosen Blocksatz verdichtet, wie wir es auch in den späteren Lyrikbänden der Pop-Zeit finden. Dazu gibt es eine ganze Reihe poetologischer Gedichte, die die Situation der Gegenwartslyrik reflektieren und erste Versuche des Autors deutlich werden lassen, sich in ihr zu verorten. So distanziert sich z.B. der junge Lyriker von der deutschsprachigen Lyriktradition des Ästhetizismus eines Stefan George:

Was George sagte  
habe ich vergessen –  
[...]  
so wenig  
spricht  
aus solchen Versen –  
da ist es Herbst  
und nur die Melodie, die  
blieb auf einer  
Rechnung haften.<sup>17</sup>

Die Rechnung, auf der sich der Klang dieser Lyrik ablagert, kann mit der Geschichte übersetzt werden, die auf sie folgte. An anderer Stelle widerspricht Brinkmann Rainer Maria Rilke und seiner Poetik des Dinggedichts angesichts der umfassenden Vernichtungskraft des Menschen in einem der kürzesten Gedichte des Bandes:

Als es ganz still wurde auf dieser Erde  
und es traten  
andere Stimmen aus  
den Dingen als  
Rilke es sagte!<sup>18</sup>

Auch von Benn, der bis weit in die 1960er Jahre hinein die herausragende Erscheinung der deutschsprachigen Nachkriegslyrik bleibt, distanziert sich Brinkmann allerdings eher vorsichtig und verschlüsselt<sup>19</sup>, und benennt stattdessen seine Vorbilder mit dem Franzosen Jacques Prévert und dem Deutschen Hans Bender, dem er sogar ein Gedicht<sup>20</sup> widmet, vermutlich nicht ohne die Absicht, sich als Lyriker bei dem arrivierten Kollegen und Herausgeber von Lyrikzeitschriften und -anthologien ins Gespräch zu bringen. Seine eigenen Gedichte nennt Brinkmann „Selbstgespräche“ und „Traumtopographie[n]“<sup>21</sup>, von denen er behauptet, dass sie sich scheinbar von selbst wie bei der écriture automatique der Surrealisten schreiben und deren Kennzeichen in ihrer Dunkelheit für ihren Produzenten wie Rezipienten besteht.

In „Poesie Neunzehnhundertsechzig“ (S. 29) bilanziert Brinkmann die Situation der deutschsprachigen Nachkriegslyrik und bescheinigt ihr eine überflüssige Nischenexistenz



aufgrund ihres Festhaltens an überkommenen, leeren Traditionen. So kennzeichnet er die Poesie ganz allgemein als politisch macht- und wirkungslos und beklagt das Abreißen lyrischer Traditionen aus der Zeit vor 1933 in der deutschen Gegenwartslyrik, diagnostiziert den Verlust der Unschuld und kritisiert das Angebot auf folgenlosen Kunstgenuss, erteilt einer exquisiten Lyrik der Verzauberung und der Verklärung eine Absage und gibt ein Bekenntnis zum hermetischen Gedicht ab, dessen Ziel und Endpunkt das Schweigen sei, ganz wie es Hugo Friedrich für die Lyrik der Moderne<sup>22</sup> am Beispiel der Franzosen dargestellt hatte.

Poesie Neunzehnhundertsechzig

Ist ein blinder König ohne Reich

Ist eine vergessene Sprache zwischen Vogel und Fisch

Ist ein alter Kinderschuh und ausgetreten

Dornröschen wird nicht mehr erwachen

Auf Photos um neunzehnhundertsechzig

Ist die andere Seite des Mondes

Ist die Stille, die schwarz wird.

In einem weiteren Gedicht, um das es hier abschließend gehen soll, sammelt er unter dem Titel „Wovon ich lebe und woran ich sterbe“ (S. 28) in Anlehnung an Günter Eichs berühmtes Nachkriegsgedicht „Inventur“ die Koordinaten, in denen er seine eigene Lyrik verorten will:

Der Flieder in Chagalls Bildern

Die Vögel aus den Gedichten Jacques Préverts

Die Sterne unter Cocteaus Namen

Die Handschrift Paul Klees

Im Zentrum seines Schreibens steht demnach seine Orientierung auf den französischen Surrealismus und die moderne Malerei von Chagall bis Klee, mit der er die Aporien der deutschen Nachkriegslyrik zu überwinden sucht. Wenn Brinkmanns frühe Lyrik immer wieder Fische und Vögelbevölkern oder Bäume, Wind, Wolken und der Mondbesungen werden, so handelt es sich hier nicht um den Gebrauch einer in der Naturlyrik der

Nachkriegszeit gängigen Naturmetaphorik, sondern um surrealistische Bilder und Zeichen, die ihre Herkunft der Imaginationskraft und dem Traum verdanken. Als solche können sie nicht mehr restlos denotiert werden, sondern fügen sich wie in Brinkmanns lyrischer Ekphrasis eines Bildes von Chagall in dem gleichnamigen Gedicht (S. 26) zu surrealen Bildern einer phantastischen Welt zusammen. Fische und Vögel werden darüber hinaus als intermediale Zitate von Klees Bildern – „Im / Astwerk der Bäume / treiben Fische / ihr Spiel / mit / meinen / Augen“<sup>23</sup> – lesbar oder stehen in diesen frühen Gedichten immer wieder pars pro toto, wie in der christlichen Ikonographie für die Schöpfung, hier für die Natur und damit für alles Leben, das durch den Menschen bedroht wird. Als Bestandteil kupierter apokalyptischer Visionen sind Vogel und Fisch daher in vielen Gedichten präsent:

Gestern sah ich  
wie der Mond zerfiel  
wie die Katzen schrien  
wie die Vögel aus allem Gedächtnis fielen  
wie die Fische tot durch Lungen trieben<sup>24</sup>

So lautet die letzte Strophe des Gedichts, das mit einem Bekenntnis zur asiatischen Lyriktradition und ihrem frühen chinesischen Vertreter Bo-djü-I, den er über Eichs Anthologie der „Lyrik des Ostens“ rezipiert haben wird, als einer bewussten Abkehr von der europäischen und insbesondere der deutschen Lyriktradition nach 1945 beginnt:

Mond Katzen Fische und Vögel  
Liebe ich trotz einsteinscher Formeln  
Und Kernspaltung und mir  
Gilt viel ein Vers von  
Bo-djü-i über den Regen<sup>25</sup>

Marc Chagall, Jacques Prévert und Jean Cocteau stehen auch in dem poetologischen Gedicht „Wovon ich lebe und woran ich sterbe –“ in einer Reihe mit der Kunst des abstrakten Expressionismus eines Paul Klee. Die deutschsprachige Kunst und Literatur nach 1945 findet hier – abgesehen von der Günter Eich Referenz – bewusst keine Aufnahme. Stattdessen knüpft Brinkmann in seinen ersten Gedichten auch an den frühen Expressionismus an, wenn das lyrische Ich als Christus-Figur in „Septemberballade (1960)“ (S. 41) in Anlehnung an Bertolt Brechts „Choral vom großen Baal“ den Untergang der engen, kleinbürgerlich-katholischen Nachkriegsgesellschaft in obszönen Provokationen ähnlich wie auch Luis Buñuel in seinen Filmen zelebriert. So hat sein Mondgedicht „nichts mehr / zu tun mit Eichendorff / auch nichts mit Poesie“<sup>26</sup>, sondern mit der Prägung durch

eine Kindheit im Krieg und dem Anspruch auf Einlösung vitaler Interessen jenseits der kleinbürgerlichen Nachkriegsmoral, Brechts „Erinnerung an die Marie A.“ zitierend:

mein leib in vielen leibern

angedickt vom Mond

von viel Mond in diesem September

von früheren Kindheitsmonden

den Rattenmonden

und ich singe den Mond

toller Liebesmond blau im Fenster

am Hanfstrick als Milch

Fischmilch in Brüsten

randvoll und ich

mit viel Mondgedichten

in allen Taschen in allen Röcken mit allem

Gelächter des Leibes

und mit mond im september<sup>27</sup>

Die zweite Strophe des poetologischen Gedichts „Wovon ich lebe und woran ich sterbe –“ geht noch einen Schritt weiter, wenn sie weit auseinander liegende Bezugspunkte seiner Lyrik aus der Musikgeschichte mit den Namen Johann Sebastian Bach und Thelonius Monk aufruft. Darstellende Kunst, Literatur und Musik, der deutsche Expressionismus, der französische Surrealismus und asiatischer Lyriktraditionen des Aphorismus und des Haiku, Barockmusik und Jazz, dies sind die Eckdaten und die Bezugsgrößen seiner frühen Lyrik, bevor das gesamte Material des Pop aus den westlichen Alltagskulturen von den Warenimages, der Pornographie, dem Comic bis zum Hollywoodfilm die Referenzen seiner Gedichte auf Prätexte der Moderne ablöst. Schon diese frühen Gedichte weisen allerdings

als wesentliches Merkmal neben ihrer grundsätzlichen Intertextualität intermediale Schreibverfahren auf, die hier bereits programmatisch formuliert werden:

Die Fische in den Partituren

Johann Sebastian Bachs

Das schwarze Lachen im Blues

Den Thelonius Monk spielt -

Neben dieser künstlerischen Verortung in der europäischen Moderne vor 1933 und der schwarzen amerikanischen Subkultur steht die Positionierung des lyrischen Ichs in der norddeutschen Provinz, der ländlichen, menschenleeren Natur um Vechta, die von „Wind, Wolken, Bäumen und Himmel“ als formlose, offene, sich wandelnde und damit nicht feststellbare Zeichen gefüllt wird:

Der Wind bei dem Dorf Oythe

Die Wolken überm Welper See

Die Bäume des Waldstückes Füchtel

Der Himmel überm Diepholzer Moor

Das Gedicht klingt zunächst überraschend, allerdings nicht von ungefähr, in ein Liebesgedicht aus, indem es einen selten versöhnlichen Ton anschlägt: Im Schreiben, dem Erleben einer menschenleeren Natur und der Adresse auf den geliebten Menschen, der hier in Gestalt der Geliebten und der Mutter zugleich angesprochen wird, entsteht Brinkmanns Ideal eines einfachen Lebens zwischen Schreiben, Leben mit der Natur und Lieben:

Der Regen deiner Augen

Die Stille deiner alternden Hände

Was du nie gesagt hast

Was morgen sein wird!

Das Gedicht ist eines der schönsten Liebesgedichte der Nachkriegslyrik und eines der besten Gedichte des Bandes, weil es die Problematik der Nachkriegssituation, die Schwierigkeiten eines Lebens mit ihr und die ihrer Überwindung im Schreiben als Ambivalenz „Wovon ich lebe und woran ich sterbe –“ (S. 28) reflektiert und gleichzeitig annimmt. Rolf Dieter Brinkmanns frühe Gedichte enthalten so bereits im Keim alle späteren Experimente mit vergangenen und gegenwärtigen außereuropäischen Kunst- und Literaturtraditionen, die für die darauffolgenden Jahre der Pop-Lyrik kennzeichnend werden sollten. Die „Vorstellung meiner Hände“ ist daher noch kein Ausweis einer eigenen Handschrift und noch lange keine Signatur eines Dichters, sondern vielmehr das

Vorweisen seines Handwerkzeugs, das aus dem Umgang mit vielen anderen ‚Händen‘ besteht, aus dem sich ein Eigenes erst noch formen soll.

## Literatur

<sup>1</sup> Brinkmann, Rolf Dieter 1979: Rom, Blick. Reinbek: Rowohlt, S. 356f.

<sup>2</sup> A. a. O. S. 65.

<sup>3</sup> Vgl. Verregneter Sommer. In: Brinkmann, Rolf Dieter 2010: Vorstellung meiner Hände. Frühe Gedichte. Hg. von Maleen Brinkmann. Reinbek: Rowohlt. S. 39, Septemberballade (1960). S. 41, Vertanes Gedicht. S. 44, Oktobernachmittag. S. 45,

<sup>4</sup> Fauser, Markus 2011: Nachholende Moderne. Rolf Dieter Brinkmanns frühe Lyrik. In: Ders. (Hg.): Medialität der Kunst. Rolf Dieter Brinkmann in der Moderne. Bielefeld: transcript. S. 119, 103, 118.

<sup>5</sup> Brinkmann, Rolf Dieter 2010: Vorstellung meiner Hände. Frühe Gedichte. Hg. von Maleen Brinkmann. Reinbek: Rowohlt.

<sup>6</sup> Die Erde ist ein Sarg. In: Frühe Gedichte. S. 57.

<sup>7</sup> Vorstellung meiner Hände. S. 58 und Der verdammte Tod des Henri Louis Destouches. S. 77.

<sup>8</sup> Die Bombe in meinem Kopf. S. 65.

<sup>9</sup> Im Innern des Baumes. S. 72.

<sup>10</sup> Die Erde ist ein Sarg. S. 57.

<sup>11</sup> Vorstellung meiner Hände. S. 58

<sup>12</sup> Fall out. S. 79.

<sup>13</sup> Die Erde ist ein Sarg. S. 57.

<sup>14</sup> Schneewittchen frei nach gebr. grimm: deutsches Wörterbuch. S. 53.

<sup>15</sup> Die Erde ist ein Sarg. S. 57.

<sup>16</sup> Gedicht: 1960. S. 49.

<sup>17</sup> In einem Park. S. 46.

<sup>18</sup> Als es ganz still wurde auf dieser Erde. S. 51.

<sup>19</sup> Vgl.: Alte Frau im Herbst. S. 48.

<sup>20</sup> Vgl.: Kein Erinnern im Frühling für: H. Bender 13.3.61. S. 11.

<sup>21</sup> Aus meiner Mansarde. 1961. S. 18.

<sup>22</sup> Friedrich, Hugo 1956: Die Struktur der modernen Lyrik. Von der Mitte des neunzehnten bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhundert. Reinbek (Rowohlt).

<sup>23</sup> Brief über den Regen. S. 17.

<sup>24</sup> Gedicht: 1960. S. 49.

<sup>25</sup> Ebenda.

<sup>26</sup> Septemberballade (1960). S.42.

<sup>27</sup> Septemberballade (1960). S. 41f.

Anschrift der Verfasserin

*Prof. Dr. Sibylle Schönborn  
Germanistisches Seminar II  
Germanistische Literaturwissenschaft  
Gebäude 23.21, Ebene 02, Raum 44  
Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf  
E-Mail: [schoenbo@phil-fak.uni-duesseldorf.de](mailto:schoenbo@phil-fak.uni-duesseldorf.de)*

## William T. Kolderup als unzuverlässiger Erzähler

### (Zur narrativen Struktur von Arno Schmidts Roman *Die Schule der Atheisten*)

Levan Tsagareli, Tbilissi

Im vorliegenden Artikel wird die Erzählstruktur eines späten Romans von Arno Schmidt *Die Schule der Atheisten* analysiert. Der Roman besteht aus drei diegetischen Schichten. Die intradiegetische Geschichte von der Reise zur Spenser Island wird von dem greisen Senator William Kolderup erzählt. Mit dieser Geschichte, die sich vor 45 Jahren ereignet haben soll, versucht er eine Art gemeinsamer Vergangenheit für seine verehrten Gäste – die Außenminister der USA und Chinas – zu schaffen. Die beiden Großmächte befinden sich im kalten Krieg, allerdings ist im Jahre 2014 angesichts der Raumgefahr die Konsolidierung der Kräfte mehr denn je vonnöten. Eben dieser Konsolidierung dient die vom Senator sorgfältig konstruierte Geschichte.

In der Binnengeschichte lassen sich mehrere Hinweise finden, die auf die Unzuverlässigkeit des Erzählers hindeuten. Allerdings ist es gerade die Fiktionalität dieser Geschichte, die die Rettung des Planeten sowie des kleinen, nach dem Atomkrieg einzig übriggebliebenen Kulturreseervats in der Mitte Europas ermöglicht. Die Fiktion als Ergebnis des unzuverlässigen Erzählens erweist sich somit als ein Mittel, Frieden zu stiften und Kultur zu retten.

#### 1. Zum ‚unzuverlässigen Erzählen‘

Dem Begriff *unzuverlässiges Erzählen* begegnen wir zuerst 1961 beim amerikanischen Literaturwissenschaftler Wayne C. Booth. In seiner bekannten Arbeit *The Rhetoric of Fiction* wird der Erzähler als unzuverlässig angesehen, wenn er nicht in Übereinstimmung mit den Normen des Werks handelt. Dabei setzt Booth die Normen des Werks schlichtweg mit denen des *impliziten Autors* gleich (Booth 1961: 158 f.). Hauptsächlich eben wegen des problematischen Konzepts des impliziten Autors ist Booths Theorie auf vielseitige Kritik gestoßen, so dass die Instanz des impliziten Autors letztendlich für überflüssig erklärt wurde (vgl. Genette 1998: 283-288; Kindt & Müller 1999). Der Begriff des „unverlässlichen Erzählers“ tauchte jedoch schon bei Stanzel wieder auf, allerdings in einer zu weit gefassten Form, denn als solche wurden teilweise und potentiell alle Ich-Erzähler eingestuft (Stanzel 1995: 200). Außerdem wurde von Stanzel die Reflektorfigur aus der Diskussion ausgeschlossen, was dem wirklichen Tatbestand völlig widerspricht (Stanzel 1995: 202). Später hat man versucht, den Begriff zu retten, indem man den Akzent vom Autor und Text auf den Leser verlagerte. Für Ansgar Nünning ist es nämlich der Leser, der mit Hilfe seines Weltwissens den „unglaubwürdigen Erzähler“ zu erkennen vermag. Laut Nünning handelt es sich beim „unglaubwürdigen Erzählen“ um ein mit der dramatischen Ironie verwandtes Phänomen. Die Wahrnehmung der Unglaubwürdigkeit ergebe sich „aus der Diskrepanz zwischen den Wertvorstellungen und Absichten des Erzählers und den Normen und dem Wissensstand des realen (nicht eines impliziten) Lesers“ (Nünning 1998: 17). Anhand bestimmter textueller Signale und des kontextuellen

Bezugsrahmens täten sich dem Leser Zusatzbedeutungen kund. Unter den letzteren meint Nünning „das in einer Gesellschaft vorherrschende Wirklichkeitsmodell“, „das individuelle Werte- und Normensystem des Rezipienten“ und allgemeine literarische Konventionen (Nünning 1998: 30). Ein solches Differenzierungsmittel scheint kaum brauchbar zu sein nicht nur, weil sich die Weltbilder heutiger Leser kaum mit denen aus der Entstehungszeit des Werkes koordinieren lassen – worauf Gernot Müller zu Recht hingewiesen hat (Müller 2005) –, sondern auch schon wegen des Fehlens eines einheitlichen Wirklichkeitsmodells innerhalb einer Kulturgemeinschaft auf jeder Stufe ihrer historischen Entwicklung. Demgegenüber wirken die von Nünning aufgelisteten textuellen Signale der Unzuverlässigkeit auch heute ziemlich überzeugend. Darunter seien erwähnt: Explizite Widersprüche des Erzählers innerhalb des narrativen Diskurses, Diskrepanzen zwischen den Aussagen und den Handlungen eines Erzählers, Divergenzen zwischen der Selbstcharakterisierung des Erzählers und dessen Fremdcharakterisierung durch andere Figuren, Diskrepanzen zwischen der Wiedergabe der Ereignisse durch den Erzähler und seinen Erklärungen und Interpretationen des Geschehens sowie weitere Unstimmigkeiten zwischen *story* und *discourse*.

Eine differenziertere Klassifikation der Unzuverlässigkeitssignale wurde erst später von Tom Kindt in Anlehnung an Gricesche Konversationsmaximen erarbeitet. Das unzuverlässige Erzählen liegt laut Kindt dann vor, wenn eine oder mehrere der folgenden Maximen verletzt werden:

- a) Erzähler verletzen die Maxime der *Quantität*, indem sie Angaben zensieren, Bemerkungen repetieren oder von Ereignissen und Erlebnissen berichten, die jenseits ihres Wissens- und Wahrnehmungshorizonts liegen.
- b) Gegen die Maxime der *Qualität* verstoßen Narratoren, indem sie sich in Widersprüche (oder Unstimmigkeiten) verstricken, Mutmaßungen anstellen oder mit Unwahrscheinlichkeiten aufwarten.
- c) Eine Mißachtung der Maxime der *Relation* liegt vor, wenn sich ein Erzähler nebensächlicher Fragen annimmt, von bestimmten Themen ablenkt oder ihre Behandlung nur vorgibt.
- d) Narratoren handeln der Maxime der *Modalität* zuwider, wenn sie Berichte liefern, die vage oder chaotisch, umständlich oder mehrdeutig sind (Kindt 2003: 60).

Ferner gelingt es Kindt, durch die Umformulierung der Definition von Booth eine plausiblere Bestimmung des Phänomens zu liefern. Zu diesem Zweck unterscheidet Kindt zwischen zwei verschiedenen Arten der erzählerischen Unzuverlässigkeit, nämlich einem normativ und einem narrativ unzuverlässigen Erzähler:

Explikat 1 – *axiologisch (un-)zuverlässig*: Der Erzähler eines Abschnitts A eines literarischen Textes T ist *axiologisch zuverlässig*, wenn er ausdrücklich für die Leitwerte eintritt oder in Übereinstimmung mit ihnen handelt; er ist *axiologisch unzuverlässig*, wenn dies nicht der Fall ist. (Es kann gelten  $A = T$ .)

Explikat 2 – *mimetisch (un-)zuverlässig*: Der Erzähler eines Abschnitts A eines literarischen Textes T ist *mimetisch zuverlässig*, sofern es keinen als Bestandteil einer



Strategie beschreibbaren Anlaß gibt, an der Angemessenheit seiner Präsentation der Geschichte (oder Welt) zu zweifeln; er ist *mimetisch unzuverlässig*, wenn dies nicht der Fall ist. (Es kann gelten  $A = T$ .) (Kindt 2004: 57 f.)

Während das erste Explikat im großen und ganzen (unter dem Verzicht auf das Konzept des *impliziten Autors*) der Definition von Booth folgt, enthält das zweite Explikat einen völlig neuen Ansatz. Das Phänomen des unzuverlässigen Erzählens setzt also zwei Faktoren voraus: 1. die narrativen Anomalien sollen sich auf eine Strategie zurückführen lassen; 2. die narrativen Anomalien sollen dem Leser Anlass geben, an der Glaubwürdigkeit des Erzählten zu zweifeln.

Während Kindt sich vorwiegend mit der narrativen (mimetischen) Unzuverlässigkeit befasst, liegt der Schwerpunkt von Dorrit Cohns Untersuchung auf dem theoretisch unzuverlässigen Erzählen, oder wie sie es nennt – *Discordant narration*. Bei diesem Typ des Erzählens ist der Erzähler – grob gesagt – in der normativen Hinsicht nicht der Aufgabe gewachsen, die Geschichte zu erzählen, die er sich zu erzählen vornimmt. Dabei entspricht es der Absicht des Autors, dass der Leser die Geschichte anders versteht, als der Erzähler es tut (Cohn 2000: 307).<sup>1</sup> Laut Cohn kann sich die normative Unzuverlässigkeit in zwei möglichen Formen im Text niederschlagen: 1. gnomisch, bei allgemeinen Behauptungen, die vom restlichen Text meistens durch die Verwendung von Präsens-Formen hervorgehoben werden; 2. adjektivisch, bei Urteilen über die anderen Figuren oder die fiktive Welt. Für die Entstehung der normativen Unzuverlässigkeit ist es jedoch erforderlich, dass die Ansichten des Erzählers auf ein oder andere Weise im Gegensatz zur Geschichte stehen (Cohn 2000: 308). Cohn teilt die Ansicht Nünnings darüber, dass das unzuverlässige Erzählen auch beim heterodiegetischen Erzähler möglich ist (Nünning 1998: 10), allerdings mit der Einschränkung, dass dies nur im Falle der normativen, nicht aber bei der mimetischen Unzuverlässigkeit denkbar wäre. Im Allgemeinen gilt, – so die Schlussfolgerung Cohns – je weniger sich ein Erzähler gnomisch äußert, desto geringer ist der Anlass für die Annahme, er sei normativ unzuverlässig (Cohn 2000: 312). Was uns an Cohns Theorie unplausibel erscheint, ist die Tatsache, dass sie die normative Unzuverlässigkeit des Erzählers als ein von der Wahl des Lesers abhängiges Phänomen sieht. In ihrem Artikel tauchen die Worte wie *discordant reading*, *discordant experience* usw. auf, und dadurch macht sie aus einem erzähllogischen Verfahren bloß eine Sache der Interpretation, was m.E. nicht gerechtfertigt werden kann, vor allem wenn man bedenkt, dass sich sowohl die normative als auch die narrative Unzuverlässigkeit auf der textuellen Ebene anhand erzähllogischer Widersprüche manifestieren.

Die Unterscheidung zwischen beiden Typen der erzählerischen Unzuverlässigkeit finden wir auch bei Martinez und Scheffel, allerdings um einen weiteren Typ ergänzt. Für unzuverlässig halten sie die „Erzähler, deren Behauptungen, zumindest teilweise, als falsch gelten müssen mit Bezug auf das, was in der erzählten Welt der Fall ist“ (Martinez & Scheffel 2000: 100). Die von Martinez und Scheffel entworfene Typologie enthält folgende Formen des unzuverlässigen Erzählens: 1. Das theoretisch unzuverlässige Erzählen, welches nur von einem heterodiegetisch-homodiegetischen Erzähler hervorgebracht werden kann, indem er das Erzählte unangemessen bewertet und kommentiert; 2. Das mimetisch teilweise unzuverlässige Erzählen, welches dann vorliegt,

---

<sup>1</sup> Dass das theoretisch unzuverlässige Erzählen ein Fiktionalitätsindiz ist, wird von Cohn auch andernorts, nämlich in ihrer Untersuchung zu Thomas Manns *Tod in Venedig*, bestätigt. Siehe Cohn 1995 (2)

wenn es sich zu einem gewissen Zeitpunkt erweist, dass die geschilderten Ereignisse in der fiktiven Welt nie stattgefunden haben; 3. das mimetisch unentscheidbare Erzählen, welches vor allem in den Werken der Moderne und Postmoderne vorkommt, in denen nicht mehr entschieden werden kann, was in der erzählten Welt der Fall ist. Die Einsicht, die im Hinblick auf die Fiktionalität besonders einleuchtend erscheint, ist die von Martinez und Scheffel postulierte Doppelung der fiktionalen Kommunikation. Diese Doppelung sei mit der ironischen Kommunikation vergleichbar und komme beim unzuverlässigen Erzählen vor:

In diesem Fall kommuniziert der unzuverlässige Erzähler eine explizite Botschaft, während der Autor dem Leser implizit, sozusagen an dem Erzähler vorbei, eine andere, den Erzählerbehauptungen widersprechende Botschaft vermittelt. Die explizite Botschaft des Erzählers ist die nicht eigentlich gemeinte, die implizite des Autors hingegen die eigentlich gemeinte (Martinez & Scheffel 2000: 101).

Obwohl diese Behauptung dem theoretisch unzuverlässigen Erzählen gilt, kann sie m.E. ohne weiteres auch auf das mimetisch bzw. narrativ unzuverlässige Erzählen übertragen werden.

Aus einer semiotischen Perspektive betrachtet, entblößt das unzuverlässige Erzählen den doppelten Charakter fiktionaler Kommunikation. Eine derartige Entblößung ist „zweifellos eine genuin literarische und wegen der Möglichkeit subtilster Nuancierung besonders reizvolle Aufgabe für Autoren“ (Martinez & Scheffel 2000: 101) und mehr noch – ein Verfahren, das nur in der literarischen Fiktion vorkommen kann und insofern als ein Fiktionalitätsmerkmal betrachtet werden darf.<sup>2</sup>

## 2. *Zur narrativen Struktur des Romans*

*Die Schule der Atheisten* ist der erste Roman Arno Schmidts, in dem die neue narrative Form verwirklicht wurde. Hier verzichtet der Autor zum ersten Mal auf den für sein Frühwerk geläufigen Ich-Erzähler zugunsten einer auktorialen Stimme. Die Form des Erzähltextes wird nun ebenfalls mit einer eher an ein Drama erinnernden Form ersetzt. Dieser Übergang findet schon auf den ersten Seiten des Romans statt, wovon die ursprüngliche Seitennummerierung zeugt. Die besagte formale Erneuerung schlägt sich auf allen Ebenen der narrativen Struktur nieder, die im folgenden im einzelnen erörtert werden sollen. Zunächst sollte man sich jedoch vergegenwärtigen, dass der Roman aus einer Rahmen- und Binnenhandlung besteht, die jeweils verschiedene Eigenschaften aufweisen.

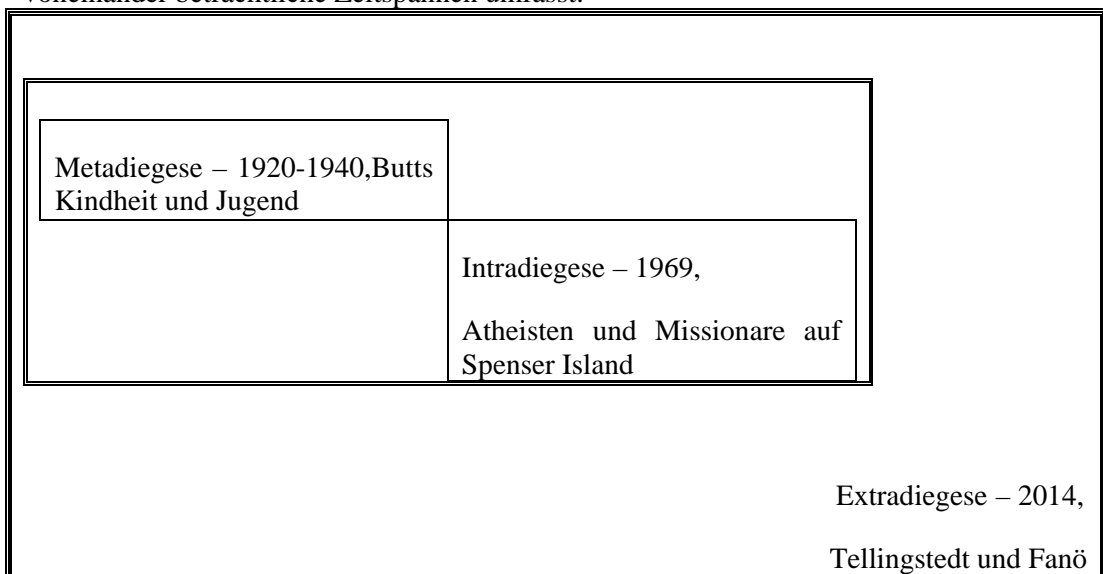
Im Hinblick auf die narratologische Kategorie der Zeit lassen sich grundsätzlich sechs umfangreiche externe Analepsen unterscheiden, die über die gemeinsamen Ereignisträger, Handlungsorte und -zeiten verfügen. Analeptisch sind die Szenen 2, 4, 9, 10 aus dem Aufzug 5, Szenen 4, 5, 6 und teilweise 8 und 9 aus dem Aufzug 6. Gemeinsam bilden diese analeptischen Abschnitte eine zusammenhängende Geschichte, die sich viele Jahre vor der

---

<sup>2</sup>Das Adjektiv „unzuverlässig“ wird gewiss auch in der Alltagssprache mit Bezug auf historische, journalistische und viele andere faktuale Texte verwendet. In diesen Texten ist es jedoch immer der Autor, der unzuverlässig ist, während in den fiktionalen Texten nur der Erzähler unzuverlässig sein kann. Vgl. dazu Cohn 2000: 307

Rahmenhandlung ereignet hat und somit einen ausgeprägt externen Charakter besitzt. Innerhalb dieser Geschichte des simulierten Schiffbruchs ist eine weitere analeptische (Lebens-)Geschichte situiert, die ihrerseits ebenfalls außerhalb der zeitlichen Reichweite der Intradiegese liegt. Es handelt sich nämlich um die Lebensgeschichte des Professors Butt, deren einzelne Abschnitte jeweils in den Szenen 4, 6 und 8 des Aufzuges 5 von ihm selbst erzählt werden. Im Unterschied zur Binnenhandlung sind die Passagen aus Butts Leben weniger chronologisch, sondern viel mehr assoziativ-thematisch geordnet und greifen die Themen „Leben im Elternhaus“, „erste Liebe“ und „die Ehe“ auf. In der Binnengeschichte gibt es eine einzige interne Analepse, die wiederum in Verbindung mit Butts Erlebnissen steht: er erzählt nämlich in der 9. Szene des 5. Aufzuges von seiner angeblichen Paradiesreise.

Wie bereits angesprochen, ist die zeitliche Ordnung der Romanhandlung durchaus reich an anachronen Episoden. Es lassen sich drei Zeitschichten unterscheiden, deren Entfernung voneinander beträchtliche Zeitspannen umfasst:



Die Übereinstimmung der Erzählzeit und der erzählten Zeit ist fast vollständig. Die dominierende Darstellungsform ist also die Szene. Zwischen den Szenen lassen sich jedoch unbedeutende Zeitsprünge erkennen, die das Vorhandensein von Regieanweisungen mit aktuellem Situationszusammenhang notwendig machen.

Im Hinblick auf die Kategorien der Distanz und Fokalisierung zeichnet sich der Roman durch eine auffallende Polymodalität einerseits, sowie das Vorhandensein aller drei Formen der Fokalisierung. Formmäßig wird die Polymodalität durch die Mischung von narrativen Passagen und dramatischen Repliken erzielt, wobei die Anzahl der narrativen, durch die Kleinschrift auch visuell hervorgehobenen Passagen in *Die Schule der Atheisten* bedeutend höher ist als in den späteren Manuskriptromanen Schmidts. Dazu schreibt Marius Fränzel:

Die sogenannten ‚Regieanweisungen‘ sind in der Regel ganz klassisch erzählende Passagen, die Figuren einführen, den Ort der Handlung beschreiben, Landschaft, Wetter und Atmosphäre herstellen und so weiter. In diesen Passagen und selbst in den Dialogen ist

ein Erzähler gegenwärtig, der nicht mit Kolderup identifiziert werden kann (Fränzel 1995: 237).

Man soll allerdings auch die Tatsache in Betracht ziehen, dass diese narrativen Einschübe recht häufig eine Kurzfassung der Figurenrede enthalten (siehe z.B. S. 13). In den „Regieanweisungen“ finden sich ferner umfangreiche oder auch knappe Wiedergaben der Gedanken von Figuren (siehe S. 14f. u. S. 144). Die Gedankenzitate beschränken sich aber interessanterweise auf die Figur Kolderup, was noch einmal die konzeptionelle Zwischenstellung des Romans zwischen den früheren und späteren Werken Schmidts verdeutlicht.

Der Roman ist durchgehend von einer Nullfokalisierung geprägt. Die auktoriale Erzählerstimme meldet sich in den Regieanweisungen und liefert ihrer Allwissenheit und der Fähigkeit zur Introspektion entsprechende Mitteilungen. In diesen auktorialen Passagen ist jedoch eine deutliche Tendenz zum Fokuswechsel erkennbar. Der Fokus schleicht sich manchmal ganz unbemerkt in die innere Welt der Figur Kolderup. Das markanteste Beispiel für einen derart intern fokalisierten Abschnitt ist die erste Szene des Buches. Dieser beginnt mit ganz auktorialen Ankündigungen wie:

Tellingstedt. Haus Kolderup. / Nachts, gegen 2 Uhr; (also am Fuße des 7. Oktobers 2014). / William T. Kolderup, völlig correct in Grau gekleidet, geht, am Stock, langsam durch die Korridore, von halb=durchgebrannten Birnen matt beflimmert... (Schmidt 1994: 11)

Diese auktoriale Erzählerstimme geht langsam in die erlebte Rede Kolderups über, so dass wir am Ende dieser umfangreichen Passage Folgendes zu lesen bekommen:

Draußn – : lieber nochmal die Akt'n, für Freitag=Sonna'md, anseh'n; (wieder d'n ‚FriednsRichter' mach'n... der 1 Fall schien komisch=verworr'n; (wenn nich überhaupt=unentwirrbar)). (Hier; vd FlurGardrobe, die KleinTeile mitnehm'm: aus 2 kaputt'n hölzernin WäscheKlämmerchin, 1 noch dienstfähig neue machn; (Sparsamkeit! (Auch hoffartlose WeltEntfernung).) (Schmidt 1994: 12)

Außerdem gibt es etliche Beispiele für die externe Fokalisierung:

Auch Sie gehen davon; über'n Korridor, und treppab; bis Ihre Unterhaltung unverständlich wird (Schmidt 1994: 108).

Zunächst jedenfalls vernimmt man nur einzlne Stimmen (Schmidt 1994: 218).

[...] sein innerer Monolog verhallt id Entfernung (Schmidt 1994: 226).

Hier nimmt die Erzählung die Leser- bzw. Zuschauerperspektive ein. Dies geschieht durch eine explizite Konfrontation des „hier“ (auf der Bühne) und „dort“ (hinter der Kulisse), die für die dramatische Gattung charakteristisch ist.

Eigenartig ist der Roman auch im Hinblick auf die narratologische Kategorie der Zeit. Diese Eigenartigkeit besteht in der absoluten Vorherrschaft des gleichzeitigen und extradiegetisch-heterodiegetischen Erzählens. Dies verwundert umso mehr, als die Erzählhaltung sogar bei den Übergängen zu den intradiegetischen Abschnitten beibehalten wird. Diese Abschnitte sind dramatische Szenen, deren Handlungszeit deutlich analeptisch in Bezug auf die Rahmenhandlung ist. Diese Szenen werden infolge eines explizit erwähnten Erzählaktes hervorgebracht. Von einem textinternen Erzählakt zeugen die

expliziten Hinweise, die jeder einzelnen analeptisch-intradiegetischen Szene vorangestellt werden. Das sind Einführungsformeln wie die folgenden:

KOLDERUP: [...] „Das sind jetzt ... fünfundvierzig Jahre ... – : (Schmidt 1994: 162)

Er beginnt zu erzählen; die Aug'n kaminwärts gerichtet, – [...] Das Zimmer wird undeutlicher... (Schmidt 1994: 188)

ISIS: [...] „Bidte weiter=erzähl'n, Herr EXARCH'. [...] Ich interessier' Mich unbeschreiblich dafür. – : ? (Schmidt 1994: 217)

ISIS: [...] „Erzähl doch mal weiter. – “ (Schmidt 1994: 248)

ISIS: [...] „– Aber numa weiter... (?) – (Schmidt 1994: 277)

ISIS: „Erzähl doch noch weiter, Alter Herr: von Mutti & der Insel.“ (Schmidt 1994: 290)

Die darauf folgenden Szenen werden, statt von der intradiegetisch-homodiegetischen Stimme Kolderups erzählt zu werden, wiederum von dem extradiegetisch-heterodiegetischen Erzähler wiedergegeben, und zwar in der gleichen gemischten, dramatisch-narrativen Darstellungsform, so dass die Redepartien des Erzählers Kolderup ebenfalls in der direkten Rede gefasst sind und in den narrativen Passagen er selbst in der dritten Person erwähnt wird. Das Fehlen des zu erwartenden intradiegetisch-homodiegetischen Erzählers führt zu einer Vermischung der Grenzen zwischen der Extradiegeese und der Intradiegeese und lässt manche Forscher annehmen, dass „nicht Kolderup erzählt, sondern der Erzähler der Rahmenhandlung“ (Voigt 1999, 194). Diese Grenzüberschreitung ist aber nicht aus Versehen da, sondern stellt eine interpretatorisch relevante Angabe dar (dazu siehe unten).

### 3. *Narrative Metalepsen als Fiktion*

Die besagte Grenzüberschreitung wird durch die vorhandenen narrativen Metalepsen noch mehr verstärkt. Als narrative Metalepsen fungieren im Text die verwandschaftlichen Beziehungen zwischen den Figuren der Extra- und Intradiegeese. Eben diese Beziehungen geben den Anstoß zu Kolderups Erzählung. Ob diese tatsächlich bestehen, darüber könnte man nur spekulieren, denn keiner der Protagonisten der Rahmenhandlung hat je seinen Vorfahren gekannt (Schweighäuser), oder von diesem eine entsprechende Geschichte von Spenser-Insel gehört (ISIS).

Außerdem lassen sich im Text mehrere Hinweise auf die Unzuverlässigkeit des Erzählers Kolderup finden. Seine Aussagen sowie Urteile anderer Figuren charakterisieren ihn als jemanden mit einem Hang zum Erfinden. Hier ein paar Beispiele: Auf Seite 13 erklärt Kolderup: „So alt Ich bin, aber Dén'n würd Ich ‚Mythen' aufbindn! ...“ Später erteilt er einen Befehl: „Was Se nich wissn, erfindn Se“ (Schmidt 1994: 25). Anlässlich des hohen Besuchs sieht er seine Aufgabe „da=rin: Ihnen ein diskret=ablenkendes, wunderlich=zerstreuendes Maskenspiel vorzustündeln: ‚PrivatAlterthümer', als ‚Weiche' für eine lütte HypoCycloidnFahrt in altmodisch=Menschliches“ (Schmidt 1994: 133). Kolderup ist einer, der die eigentliche Etymologie der Wörter gern verfälscht (z.B. auf S. 28 leitet er das Wort „Telefon“ „VOM GRIECHISCHEN ‚TELEPHOS' = DER HIRSCHSAUGER“ ab), über sein Erinnerungsvermögen klagt („Ich bin alt – wenn Ich einen Menschn 4 Wochn nicht gesehen habe, weiß Ich nicht mehr, wie er heißt“ (Schmidt 1994: 135)), zugleich aber eine Geschichte zu erzählen sich vornimmt, die sich angeblich vor 45 Jahren ereignet hat. Er gibt allerdings selbst die Unwahrscheinlichkeit seiner

Erzählung zu: „Meine Geschichte hat keine ander Bürgschaft, als ihre Unwahrscheinlichkeit“ (Schmidt 1994: 290).

Bereits die ersten Worte der Binnengeschichte entlarven sich als eine Erfindung, da sie einem der Hauptprätexte des Romans entstammen und dies durch einen auffallenden Sprachenwechsel signalisieren (interlinguale Intertextualität): „On board a ship at sea“ (Schmidt 1994: 163) ist ein Zitat aus Shakespeares *The Tempest*. Auch innerhalb der Binnenhandlung wird mehrmals auf deren inszenierten Charakter hingewiesen. Beispielsweise auf Seite 171 beteuert der muscular christian Chadband: „Wir sind bereit; – für jeglichn Auftritt im ‚Mystery Play‘ dieses Daseins.“ Und letzten Endes wird die ganze Geschichte vom Schiffbruch und Rettung auf Spenser Island als eine Inszenierung zwecks Bekehrung Butts enthüllt:

(eine Stunde später: um den Platz des Hohlen Baumis stehen die Großn Kamera's aufgebaut – (? ist's ein Film? ist's Fernseh?) – AtelierScheinwerfer strahlen id fernstn Eck'n: ‚Ssssssss‘; (die Stekker ha'm Die einfach in LianenBlüt'n reingeboxt & schon summte's aus allen Richtungn. Die seltsam'm KurzBefehle der Regisseure; das hastich=basislose Gewäsche der Reporter. / Marjorie muß das BaumLeben immer wieder back=play'en: beim (nakktn) MorgnGebet ... ((?): ‚Kopf bitte noch=etwas himmlwärzer ... já-hält!') – oder Sie muß, züchtich, (die kleine Rechde als SchurzFell; die Linke visionär zwisch'n den Brüsten), durch die Bäume heran=geschritt'n komm'm (: ‚.....!': dang=kè.) – undsofort. / (Kolderup ist nirgnds zu sehen.) / Die HauptFigur iss natürlich

BUTT (Schmidt 1994: 298)

Man muss sich anschließend fragen, ob die ganze Geschichte bloß ein Phantasie-Erzeugnis des alten Kolderups ist (vgl. Dehrmann 2000). Die einzige in der Rahmenhandlung anwesende Figur, die nach Kolderups Beteuerung die Reise auf Spenser Island mitgemacht haben soll, ist der Eiderschiffer Tukker. Als Alkoholiker ist er jedoch keine zuverlässige Instanz. Außerdem sind seine Aussagen genauso widersprüchlich wie die von Kolderup. Einerseits zweifelt er daran, Kolderup vor vielen Jahren gekannt zu haben („– daß Wir=Uns damals, vor 45 Jahr'n, schon gekannt habm soll'n, Herr Sennator?!“ – (Oh Feluke & Speronare: a'so ICK glöw dat nich!): „Obwohl'as, säbverß=tändlich!, währseinmac.“ (Schmidt 1994: 216)), andererseits teilt er einer „Ihn bedrängindin AphroditHermin“ mit: „Ich kenn' den Herrn Eck=ßarchn-nää? ; seit 40 = & Jahr'n.“ Worauf die Replike Kolderups zu hören ist: „Schweign iss Gold, Tukker!“ (Schmidt 1994: 237) Dem alten Friedensrichter scheint viel daran zu liegen, dass seine sorgfältig aufgebaute Fiktion über die gemeinsame Reise nach Spenser Island nicht zusammenbricht. Die Geschichte enthält allerdings gewisse Details, deren Wahrheitsgehalt durch spontane Repliken Kolderups und Tukkers bestätigt wird. Hier ein Beispiel: beim Anblick Cosmo Schweighäusers, dessen Vater ihm ähnlich gesehen haben soll, stößt Kolderup unwillentlich den Ausruf „Schweighäuser!“ aus (Schmidt 1994: 83). Auch Tukker kommt die außerordentlich starke Stimme des übermäßig großen jungen Mannes vertraut vor: „Schöne S=timme=ébm! : 1 Ma' in Mein' Leb'm, a's SchiffsJung noch, ha'ch was Ähnliches gehört“ (Schmidt 1994: 85). Und später gesteht er, sich auch an die anderen Figuren aus Kolderups Geschichte erinnern zu können:

und'às iss jetzt die Tochter von dieser Missjonarin=damals? (A'so Mir ìsis fast, a'ß köndnd' Ich mich – so ganz=endfernt – da noch an erinnern? ... )“; (Er kneift die Aug'n zu, und

denkt nach. Er murmelt): „Wenn Ich so die Stimme von Dèm=da hör’...“ (Er zeigt mit dem Hinterkopf nach („über): „ – dann iss Mir’s, as seh’ Ich Den=sein’ Vater... ßteh’nd in so’n Boot... (Schmidt 1994: 178)

Außerdem findet sich in der Bibliothek Kolderups ein Buch mit der Signatur von Gottfegd Schweighäuser (Schmidt 1994: 93). Und im alten Haus in Sönderho findet sich noch manches, was „Schweighäuser noch erfreut betrachtet“ (Schmidt 1994: 182) hatte. Kolderup bezieht sich oft in seiner Rede auf Butt. Ob die von ihm wiedergegebenen Zitate tatsächlich dem Repertoire Butts – der Figur aus der Binnengeschichte – entstammen, lässt sich kaum eindeutig bestimmen.

Aus den oben angeführten Beobachtungen folgt, dass die meisten Aussagen Tukkers stark modalisiert sind und eher den Charakter einer Mutmaßung oder einer von Kolderup erpressten Erinnerung haben. Die Medialisierung von Tukkers Aussagen tritt besonders deutlich im folgenden Zitat zutage:

Nö; das war’n Drei damals. (Und nöch Zwei): Die s’nd’ann Alle unter gegangen – (oder döch wider=nich? – Der Eine war’n Professor gewesn – ). : Já ich weiß nich, hat er so geheißt? – “; (Er zieht unwillkürlich sein’n Budell. ß=töhnend): „Nadda iss’as scha nu woll aus... (Schmidt 1994: 103)

In dieser kurzen Passage wird die Widersprüchlichkeit von Tukkers „Erinnerungen“ evident. Somit erweist sich der alte Eiderschiffer – der einzige Zeuge der Begebenheiten von „damals“ – als höchst unzuverlässig. Dies erlaubt Kolderup, seine Phantasie uneingeschränkt in vollen Lauf zu bringen. In der Tat ist er nicht einmal selbst bestrebt, den fingierten Charakter seiner Geschichte zu leugnen. Er zeigt jedenfalls keinerlei Widerstand, wenn ISIS seine Erzählung als „Geschichte von jener Zauberinsel“ (Schmidt 1994: 277) bezeichnet. Daher scheint die kritische Bemerkung Fritz Dümpfeleus, des Freundes von Suse, durchaus berechtigt zu sein: „Der Mann iss ja’n Erz=Illusionist! – : Possn, Phantasien, Märchen d Vorzeit!“ (Schmidt 1994: 282)

Der fingierte Charakter vom „DazwischenSpiel“ wird noch mehr dadurch verstärkt, dass es gewisse Parallelismen in Bezug auf die Rahmenhandlung aufweist (vgl. Jenrich & Suselbeck 2000). Diese Parallelismen treten gleichzeitig auf mehreren Ebenen zutage: 1. die Konfiguration; 2. der Handlungsort; 3. die verbalen Parallelismen; 4. sonstige Details.

<b>Metaleptische Parallelismen in <i>Die Schule der Atheisten</i></b>	
<b>Rahmenhandlung</b>	<b>DazwischenSpiel</b>
<i>Parallelismen in der Konfiguration</i>	
Cosmo Schweighäuser	Gottfegd Scheighäuser
Nicole Kennan (genannt ‚ISIS‘)	Marjorie Kennan und Hoseas Chadband
Geschwister Butt	Karl Friedrich Butt
Seng Wu	Schiffskoch

<i>Räumlich-semantische Parallelismen</i>	
Raumgefahr	Schiffbruch
Kulturreservat	Spenser Island
<i>Verbale Parallelismen</i>	
Erste Verwendung der Redefloskel	Wiederholte Verwendung der Redefloskel
<i>Sonstige Details</i>	
Queen Candace	Königin Kandace
Erste Erwähnung des Fahrzeugscheiterns	Wiederholte Erwähnung des Schiffsbruchs

Im Hinblick auf die Konfiguration kann es offensichtlich kein Zufall sein, dass fast alle in der Geschichte Kolderups auftretenden Figuren die Vorfahren von Figuren sind, die sich nun 45 Jahre später in seinem Haus versammelt haben: Gottfehd Schweighäuser ist angeblich der Vater Cosmo Schweighäusers, er muss genauso groß von Wuchs gewesen sein, wie sein Sohn; Missionare – Marjorie Kennan und Hoseas Chadband sind Eltern der Außenministerin ISIS; Karl Friedrich Butt muss während der Reise auf Spenser Island die Nachricht von der Geburt von beiden Zwillingstöchtern erhalten haben, die 45 Jahre später vor Kolderups Gericht treten müssen und zwar gerade während des hohen Besuchs; Seng Wu, der geschlechtlose Nachkomme des damaligen Schiffskochs, ist in der chinesischen Delegation als Dolmetscher vertreten. Die Figuren Kolderup und Tukker sind die einzigen, die persönlich sowohl in der Rahmenhandlung als auch in der Binnengeschichte vorkommen, allerdings eignen sich die Aussagen von den Letzteren kaum als zuverlässige Beweise der Glaubwürdigkeit von der Spenser Island-Geschichte.

Der Parallelismus im Hinblick auf den Handlungsort ist metaphorischen Charakters. Tellingstedt und dem gesamten Reservat kommt dieselbe Rettungsfunktion zu, wie Spenser Island in der Binnengeschichte. Der zerteilten Zivilisation droht die außerirdische Gefahr, was man mit dem Schiffbruch aus der Erzählung Kolderups gleichsetzen kann. Angesichts dieser Gefahr ist eine Konsolidierung der Großmächte nötig. Innerhalb der Binnenhandlung entspricht dieser Konsolidierung die Bekehrung Butts. Das Ergebnis der Vorgänge in Tellingstedt ist der Vertrag von Sönderho, welcher Frieden und Sicherheit auf der Erde sichern soll. Das Ergebnis der Vorgänge auf Spenser Island ist die Rettung von antagonistischen Gruppen (Atheisten und Missionaren) sowie der Monolog Schweighäusers, der die ausschließliche Bedeutung der Kunst und Literatur im Gegensatz zu Wissenschaft und Religion für die Menschheit postuliert. Dank dem fingierten Schiffbruch wird die wahre Gestalt aller Figuren entlarvt und die Rolle der Fiktion (Kunst) verdeutlicht, dank der bevorstehenden Raumgefahr wird der Duldungspakt unterzeichnet und die Rolle der Kultur(reservate) für den Weltfrieden hervorgehoben. Die semantische Äquivalenz von Schiffbruch / Raumgefahr sowie Spenser Island / Kulturreservat ist offensichtlich.



Unter verbalen Parallelismen sind die einzelnen Phrasen, Repliken bzw. Aussagen gemeint, die im „DazwischenSpiel“ unverändert wiederholt werden. Dies wird meistens mittels phonetischer Schreibweise erreicht. Zum Beispiel auf Seite 290 sagt ISIS: „WIR WERDEN SCHEITAN!“ Auf der nächsten Seite lesen wir die Aussage BUTTS: „O Schei<sup>tan</sup><sub>se</sub>!“<sup>3</sup>(Schmidt 1994: 291) Der Name ISIS taucht auch in der Binnengeschichte auf und zwar mit der Bedeutung „Ist es“, die assoziative Äquivalenz mit der ägyptischen Göttin wird jedoch mit Hilfe der Großschreibung hergestellt. Und Marjorie hat in der letzten Szene ein blaßbraunes ScheideGesicht, „DAS DER FÜRSTINN!“ (Schmidt 1994: 199), wobei in der Tat umgekehrt die Fürstin genannte ISIS als Tochter Marjories die Züge ihrer Mutter haben sollte. Interessanterweise kommen diese Phrasen bzw. Wörter zum ersten Mal immer in der Rahmengeschichte und erst nachher in der Binnengeschichte vor. Dies legt die Vermutung nahe, Kolderup verwende beim Erzählen dieselben Redefloskel, die er kurz vor dem Erzählakt gehört hat. Daraus könnte man wiederum den Schluss ziehen, dass der Erzähler Kolderup seine Geschichte frei, nach den gerade gewonnenen Eindrücken, zusammensetzt.

Diese These wird auch durch unauffälligere Details bestätigt. Ein solches Detail macht die Tatsache aus, dass das Schiff der Atheisten und Missionare den gleichen Namen trägt („Königin Kandace“) wie die Rakete der US-amerikanischen Delegation (Queen ‚Candace‘). Ein anderes Detail: die am Meeresstrand von Fanö spazierenden Cosmo und Nipperchen erblicken „id Entfernung, ein lüttes gescheitertes Fahrzeug. das Meer muß es mal mit merkwürdiger Gewalt ans Ufer geschleudert haben; denn sein Mast ist nach unten gekehrt & steckt id Düne“ (Schmidt 1994:203). Es stellt sich die Frage: Wozu diese Beschreibung? Das oben erwähnte temporale Prinzip des Nacheinanders bleibt auch bei den letzten beiden Details bewahrt: Erstmal taucht das Element als Queen Landau, „gescheitertes Fahrzeug“, in der Rahmenhandlung auf und erst danach kommt es in der Binnenhandlung vor (Königin Kandace, ein Schiffbruch).

Zweifelsohne ließen sich im Text auch andere Beispiele für die beschriebenen Wiederholungen (Parallelismen) nachweisen. All diese Parallelismen bestätigen die oben angestellte Behauptung, dass Kolderup ein unzuverlässiger Erzähler ist. Die Geschichte vom Schiffbruch ist von ihm frei erfunden, die Figuren aus der Rahmenhandlung sind in die Binnengeschichte hineinprojiziert, die Gespräche unter den Figuren zwecks der Ermittlung eigener Gedanken und Ideen erdichtet worden. Und bei all dem verfolgt der greise Senator einen einzigen Zweck, nämlich – die Erhaltung der Reservate. Alles, was er während des hohen Besuchs macht (demonstrative Zur-Schau-Stellung bzw. das Fingieren des kulturellen Lebens, das angeblich im Reservat geführt wird, sowie die Erfindung der Geschichte, die alle Beteiligten – obschon auf eine ganz zweideutige Weise – aufgrund der Bekanntschaft und der gemeinsamen Reise ihrer Vorfahren wieder vereinigen soll), ist auf dieses Ziel gerichtet. Und dieses Ziel wird dank seiner Bemühungen letzten Endes erreicht: Die Reservate dürfen bleiben. Im Text steht:

Da erfährt Er, zu unangenehmer Verwunderung, : daß seine Geschichte von Spenser=Island es war, die Jenen den letzten Anstoß gab, sich ähnlich in Moos & Haidekraut flüchtn zu wollen; unter rauschende Kiefern; id feierlich duftende Einöde. (Schmidt 1994: 271)

---

<sup>3</sup> Die originelle Zeichensetzung konnte nicht getreu wiedergegeben werden.

Insofern hat die von Kolderup hervorgebrachte Fiktion ihre Berechtigung. Kolderup „führt mit der Geschichte *en passant* den Beweis, daß Literatur die – fiktionale – Welt verändern kann“ (Voigt 1999: 235). Die Fiktion wird im Buch als etwas gesetzt, was einschlägige Auswirkungen auf das Weltgeschehen ausüben kann. Die Fiktion (Literatur, Kunst) stiftet Frieden, rettet die Kultur und bewahrt die Vergangenheit – so die Botschaft des „DazwischenSpiels“.

## Literatur

- Booth, Wayne C. (1961): *The Rhetoric of Fiction*, Chicago/London.
- Cohn, Dorrit (1995) (1): *The Distinction of Fiction*. Baltimore and London: The Johns Hopkins University Press.
- Cohn, Dorrit (1995) (2): „The ‘second author’ of *Death in Venice*“, in: Cohn 1995 (1): 132-145.
- Cohn, Dorrit (2000): „Discordant Narration“, in: *Style* 34.2 (2000): 307-316.
- Dehrmann, Mark-Georg: „‘Wie hört man sich das denn an?’ Schwierigkeiten mit dem Inhalt“, in: Denkler & Würmann (Hg.) 2000: 25-33.
- Denkler, Horst & Carsten Würmann (Hg.) (2000): „*Alles=gewendet!*“ *Zu Arno Schmidts „Die Schule der Atheisten*“, Bielefeld: Aisthesis.
- Fränzel, Marius (1995): „(wie die Theatermänner das machen, bin ich selbst neugierig)’. Erzählformen im Spätwerk Arno Schmidts“, in: *Zettelkasten* 14 (1995): 219-244
- Genette, Gérard (1998): *Die Erzählung*, München: Fink
- Hrachovec, Herbert et al. (Hg.) (2004): *Kleine Erzählungen und ihre Medien*, Wien: Turia + Kant
- Jannidis, Fotis et al. (Hg.) (1999): *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*, Tübingen: Niemeyer.
- Jenrich, Jan Jürgen & Jan Süselbeck: „‘D’s’ss’n ganzer KurzRoman’. Zum Verhältnis zwischen Rahmen- und Binnenhandlung“, in: Denkler & Würmann (Hg.) 2000: 35-45.
- Kindt, Tom & Hans-Harald Müller (1999): „Der „implizite Autor“. Zur Explikation und Verwendung eines unstrittenen Begriffs“, in: Jannidis u.a. (Hg.) 1999: 273-287.
- Kindt, Tom (2003): *Unzuverlässiges Erzählen und literarische Moderne. Zur Konzeption des Ich-Romans von Ernst Weiss*, Hamburg: Diss. phil.
- Kindt, Tom (2004): „*Erzählerische Unzuverlässigkeit* in Literatur und Film. Anmerkungen zu einem Begriff zwischen Narratologie und Interpretationstheorie“, in: Hrachovec et al. (Hg.) 2004: 53-63
- Martinez, Matias & Michael Scheffel (2000): *Einführung in die Erzähltheorie*, München: Beck
- Müller, Gernot (2005): „Prolegomena zur Konzeptualisierung unzuverlässigen Erzählens im Werk Heinrich von Kleists“, in: *Studia Neophilologica* 77 (2005): 41-70
- Nünning, Ansgar (1998): *Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur*, Trier: Wissenschaftlicher Verlag
- Schmidt, Arno (1994): *Die Schule der Atheisten*, Bargfelder Ausgabe IV, 2, Zürich: Hoffmans

Stanzel, Franz K. (1995): *Theorie des Erzählens*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht  
Voigt, Stefan (1999): *In der Auflösung begriffen. Erkenntnismodelle in Arno Schmidts Spätwerk*, Bielefeld: AISTHESIS

*Anschrift des Verfassers*

*Prof.Dr. Levan Tsagareli  
Fakultät für Kunst und Wissenschaften  
der Staatlichen Ilia Universität,  
außerplanmäßiger Professor an der Abteilung  
für Deutsche Philologie der Fakultät  
für Geisteswissenschaften der Staatlichen  
Ivane Javakhishvili Universität  
**Chavchavadze ave 36, Georgien, Tbilissi 0179**  
E-Mail: [levan\\_tsagareli@iliauni.edu.ge](mailto:levan_tsagareli@iliauni.edu.ge)*

# **Teil IV**

## **Sprachwissenschaft**

# Äquivalenzverhältnisse zwischen Endonymen und Exonymen: Norm und Abweichungslegitimität

Marina Andrazashvili, Tbilissi

## 1. Voraussetzungen/Ziel

Geographische Namen/Toponyme, die zusammen mit Personennamen/Anthroponymen und Völkernamen/Ethnonymen die einheitliche Subklasse der Eigennamen/nomina propria bilden,<sup>1</sup> gehören zu den wohlbehandelten Bestandteilen des deutschen Wortschatzes unter toponomastischem Gesichtspunkt. Hinsichtlich ihres Übertragungspotenzials sind sie jedoch relativ wenig erforscht, worauf unter anderem auch etliche Unkorrektheiten bei der Bildung ihrer *nationalen Äquivalente*<sup>2</sup> in den jeweiligen Sprachen sowie manche Variabilitäten bei deren Gebrauch zurückzuführen sind. Der STÄNDIGE AUSSCHUSS FÜR GEOGRAPHISCHE NAMEN (StAGN) sorgt zwar dafür, dass die Relation zwischen *Exonymen* und *Endonymen*<sup>3</sup> weltweit (vor allem aber im deutschsprachigen Raum) im Gleichgewicht bleibt,<sup>4</sup> aber es ist offensichtlich nicht immer einfach (um nicht zu sagen unrealistisch), gerade in dem Bereich das *normierte Ideal* zu erreichen. Das beweist auch die Tatsache, dass das Deutsche selbst zu den *exonymenreichsten* Sprachen der Welt zählt, und das nicht zu Unrecht.

Die vorliegende Arbeit verfolgt das Ziel, das Verhältnis zwischen Exonymen und Endonymen anhand georgischer Äquivalente deutscher Toponyme einerseits unter soziolinguistischem Aspekt im Kontext der gegenwärtigen Globalisierungsprozesse, andererseits aber in Bezug auf innovative Tendenzen der Translationswissenschaften zu analysieren und aus dieser Sicht die Strukturtypen der deutschsprachigen Toponyme zu behandeln, die neue Perspektiven für deren Übertragung aufzeigen.

---

<sup>1</sup> Im Beitrag wird Bezug auf die traditionelle Kategorisierung von nomina propria (Metzler, 1993:157) genommen, ohne die Erweiterungseventualität der gegebenen Subklasse (durch *Astrotoponyme*, *Zoonyme*, *Pseudonyme*..., Namen der *Getränke/Gerichte/Bekleidungsstücke/Rituale* etc.) zum Gegenstand der Diskussion zu machen.

<sup>2</sup> Im Beitrag wird nach StAGN (2002:2) zwischen *Endonymen* und *Exonymen* unterschieden. Gleichwohl wird zwecks der exakten Beschreibung des Phänomens der Begriff *nationales Äquivalent* eingeführt. Als *Endonym* wird der Eigenname in der Ausgangssprache bezeichnet (d.h. wie das deutsche Toponym im Deutschen benutzt wird). Unter dem Begriff *nationales Äquivalent* wird der dafür in der Zielsprache zuständige Name verstanden (wie also das deutsche Toponym/Endonym im Georgischen benutzt wird). Divergiert jedoch das *nationale Äquivalent* vom *Endonym* der Ausgangssprache (wird also das deutsche Toponym im Georgischen teilweise oder völlig anders geschrieben bzw. ausgesprochen), so wird es als *Exonym* bezeichnet.

<sup>3</sup> S.o.

<sup>4</sup> Es gibt zwar gewisse regionale/sprachfamilienorientierte *Normverletzungsrichtlinien* für nationale Äquivalente der wichtigsten Toponyme (wie: *München* || *Munich*, *Österreich* || *Austria*, Deutschland || Germany || Allemagne || Nemecko etc.), aber verständlicherweise nicht für alle. Außerdem gibt es keine strengen Vorschriften für die Abweichungsamplitude von der zugelassenen Norm. Im Allgemeinen gilt das Motto: ‚so wenig Exonyme wie möglich – so viele wie nötig‘ (StAGN, 2002:1).

## 2. Ausgangspostulate / Hypothese

Die Ausgangspostulate für die vorliegende Arbeit sollen unter Berücksichtigung der Spezifika konzipiert werden, die der ursprünglich aus der Logik stammenden Einteilung in *nomina propria* und *nomina appellativa* zugrunde liegen und auch für die Behandlung der Toponyme unter dem oben erwähnten Gesichtspunkt von Bedeutung erscheinen. So nennt beispielsweise das METZLER LEXIKON SPRACHE (1993:157) folgende drei Eigenschaften der Eigennamen: die *Nichtpluralfähigkeit*, die *Nichtwiederholbarkeit/Einmaligkeit* (Bezogenheit auf ein Individuum) und den meist *artikellosen* Gebrauch. Die ersten zwei Merkmale können freilich als sprachliche Universalien betrachtet werden, während das dritte Merkmal nur für die Sprachen relevant/ausschlaggebend ist, die geschlechtsmarkiert sind und den Artikel kennen, wozu z.B. das Deutsche, aber nicht das Georgische gehört.

Verständlicherweise erschließen die angeführten Eigenschaften nicht das ganze Wesen der Toponyme. Ausgehend von der Zielsetzung der vorliegenden Arbeit, erscheint es notwendig, weitere Merkmale hervorzuheben, wie beispielsweise die *Geschlossenheit*<sup>5</sup> der gegebenen Subklasse, die *heterogene Struktur* der Toponyme in *morphosyntaktischer*<sup>6</sup> und *semantischer*<sup>7</sup> Hinsicht sowie ihre *doppelte funktionale Belastung*, nämlich den Gebrauch der Toponyme für die Verständigung in der Alltagskommunikation (als ursprüngliche/primäre Funktion) und für die Operierung im Wissenschaftsdiskurs (als sekundäre Funktion).

Zu erwähnen wären nach REINER WIMMER (1978:1–21) gleichermaßen auch ihre ‚*Definitheit*‘ und die ‚*Identifizierbarkeit*‘, was vermutlich impliziert, dass die Bedeutung der Toponyme fest ist und nicht im Sprachgebrauch jedes Mal neu hergestellt werden muss, woraus PETER EISENBERG (2006:162) schließt, dass ‚die Eigennamen anders als Gattungsnamen im Diskurs eingeführt werden‘. Diese Äußerung von PETER EISENBERG, als das *Hauptpostulat* für die vorliegende Forschung, rückt auch die von uns oben benannten Eigenschaften der geographischen Namen in ein anderes Licht und gewinnt ein besonderes Gewicht im Zusammenhang mit ihrem Übertragungspotenzial. Sie lässt nämlich eine (möglicherweise etwas gewagte, aber keineswegs verfehlte/unrealistische) *Verallgemeinerung/die Hypothese* zu, dass die Toponyme, die außerhalb sowie innerhalb des Diskurses gleich definit und verständlich für die gegebene Sprachgemeinschaft sind, auch bei ihrer Übertragung in eine andere Sprache nicht an Verständlichkeit verlieren dürfen und auch ihre Einführung im interkulturellen Diskurs kein Hindernis darstellen soll.

---

<sup>5</sup> Es werden bekanntlich keine neuen Toponyme mehr gebildet, jedenfalls relativ selten und dies auch ausschließlich auf der Basis des vorhandenen Bestandes/Fundus.

<sup>6</sup> Gemeint ist die traditionelle Einteilung der Toponyme (wie übrigens anderer Nomen auch) in einfache, abgeleitete, zusammengesetzte, einteilige, mehrteilige (mit Bindewort/Präposition/qualifizierendem Wort etc.).

<sup>7</sup> Gemeint ist die weitere Einteilung der geographischen Namen in Hydronyme, Oronyme, Drymonyme, Oikonyme, Choronyme etc.

### 3. Gründe der Entstehung der Exonyme

Zwangsläufig stellt sich die Frage nach der Verträglichkeit dieser Hypothese mit der Realität, denn man kennt durchaus etliche Gegenbeispiele, bei denen die lautliche Auseinandersetzung zwischen den Toponymen der Ausgangssprache und deren nationalen Äquivalenten in der Zielsprache zu gravierenden Missverständnissen führt und für eine Diskussion über die Legitimität der Exonyme bzw. ihre Unumgänglichkeit sorgt. Nach der Hypothese dürfte das aber nicht der Fall sein, denn die Toponyme sind im Allgemeinen weder homonyme Begriffe, deren Bedeutung dem Kontext zu entnehmen wäre, noch stellen sie einen kontinuierlichen Text dar, dessen Deutung das Beherrschen gewisser Techniken und Strategien sowie ihrer kognitiv-linguistischen Grundlagen voraussetzte.

Dennoch ist die Nichtübereinstimmung der nationalen Äquivalente mit den Toponymen der Ausgangssprache/Endonymen und die zwangsläufige oder gewollte Hinwendung zu den Exonymen eine weltweit verbreitete Erscheinung, unabhängig von der territorialen Entfernung der Sprachen und ihrer genealogischen Zugehörigkeit/Verwandtschaft. Sie tritt gleichermaßen nicht nur in den meist ohnehin zweisprachigen Ortsnamen der Grenzregionen auf:

Wroclaw <sub>(polnisch)</sub>		Breslau <sub>(deutsch)</sub>
Zielona Góra <sub>(polnisch)</sub>		Grünberg <sub>(deutsch)</sub>
Barlinek <sub>(polnisch)</sub>		Berlinchen <sub>(deutsch)</sub>
Poznan <sub>(polnisch)</sub>		Posen <sub>(deutsch)</sub>
Most <sub>(tschechisch)</sub>		Brüx <sub>(deutsch)</sub>
Sokolowo <sub>(tschechisch)</sub>		Falkenau <sub>(deutsch)</sub>
Mariánské Lázně <sub>(tschechisch)</sub>		Marienbad <sub>(deutsch)</sub>
Karlovy Vary <sub>(tschechisch)</sub>		Karlsbad <sub>(deutsch)</sub>
Ceské Budejovice <sub>(tschechisch)</sub>		Budweis <sub>(deutsch)</sub>
Abenraa <sub>(dänisch)</sub>		Apenrade <sub>(deutsch)</sub>
Arnhem <sub>(niederländisch)</sub>		Arnheim <sub>(deutsch)</sub>
Nijmegen <sub>(niederländisch)</sub>		Nimwegen <sub>(deutsch)</sub>
Liège <sub>(flämisch)</sub>		Lüttich <sub>(deutsch)</sub>
Dudelange <sub>(französisch)</sub>		Düdelingen <sub>(deutsch)</sub>

sondern auch weit darüber hinaus:

Milano <sub>(italienisch)</sub>		Mailand <sub>(deutsch)</sub>
Bolzano <sub>(italienisch)</sub>		Bozen <sub>(deutsch)</sub>
Tevere <sub>(italienisch)</sub>		Tiber <sub>(deutsch)</sub>
Beijing <sub>(chinesisch)</sub>		Peking <sub>(deutsch)</sub>
Mumbai <sub>(indisch)</sub>		Bombay <sub>(deutsch)</sub>
Myanmar <sub>(birmanisch)</sub>		Birma <sub>(deutsch)</sub>

Dazu gehören auch die, die mit namen-/sprach-/kulturpolitischen Konflikten oder auch der historischen Entwicklung des Landes zusammenhängen:

Königsberg <sub>(deutsch bis 1945)</sub>		Kaliningrad <sub>(russisch ab 1945)</sub>
Äthiopien <sub>(griechisch)</sub>		Abessinien <sub>(arabisch)</sub>
Iran <sub>(persisch)</sub>		Persien <sub>(urspr. griechisch)</sub>
Ceylon <sub>(bis 1972)</sub>		Sri Lanka <sub>(nach der Gründung der Republik 1972)</sub>
Georgien <sub>(deutsch)</sub>		Grusinien <sub>(russisch)</sub>

Die Übertragung bzw. Fehlübertragung der meisten Toponyme ist tief in der Geschichte verankert, durch die Tradition gesichert und nicht immer interpretierbar. Die Gründe dafür,

linguistischen sowie extralinguistischen Charakters, können zahlreich sein, wenn notorisch meist auch nur *die Anpassungsnotwendigkeit der fremden Namen an den Artikulationsapparat des Muttersprachlers* als Hauptursache/-anlass akzentuiert wird.<sup>8</sup> Im vorliegenden Beitrag sollen auf einige der zahlreichen Gründe eingegangen werden, die aus der Sicht des Deutschen und des Georgischen relevant/ausschlaggebend erscheinen und gleichzeitig auch zu einem Überblick über das Wesen des zu behandelnden Phänomens verhelfen:

3.1. Auf der Ebene des Schriftsystems macht sich der wesentliche Unterschied zwischen dem Grapheminventar der beiden Sprachen bemerkbar. Das Deutsche bedient sich bekanntlich des lateinischen, das Georgische aber des nationalen Alphabets. Folglich hat für das Deutsche die Entscheidung zwischen der *graphemgetreuen* oder der *phonemgetreuen* Übertragungsweise/Verschriftlichung – zwischen der *Transliteration* und der *Transposition*<sup>9</sup> – der Eigennamen jeglicher Art keine prinzipielle Bedeutung, wenn es sich um eine Ausgangssprache mit ebenfalls lateinischem Alphabet handelt, während das Georgische auf jeden Fall zu dieser Entscheidung sozusagen verpflichtet ist:

entweder:	oder: <sup>10</sup>	für:
[ʼδαβλιν]	(*)[δουβλιν-ι] <sup>11</sup>	Dublin
[ʼκεΙμβριδΖ]	(*)[καμεβριγε]	Cambridge
[Σιʼκ9α ʼγο]	(*)[χηικαγο]	Chicago
[ʼκι9αντι]	(*)[χηιαντ-ι]	Chianti
[ΣΕρʼβυ ʼρ]	(*)[χηερβουργ-ι]	Cherbourg
[μΘσ↔υτΣυ ʼσΕτσ]	(*)[μασαξυσετσ-ι]	Massachusetts
[ʼΣε ʼκσπι ʼρ]	(*)[σακεσπεαρε]	Shakespeare
[δΖακ ʼμΕτΙ]	(*)[γιαχομετ-ι]	Giacometti

Das Gleiche gilt auch für die Übertragung der deutschen Toponyme, deren Graphem- und Phonembestand (vorwiegend aufgrund ihrer ausländischen Herkunft oder auch sprachgeschichtlich bedingt) sich voneinander unterscheiden. Ihre Zahl im

<sup>8</sup> Allerdings muss bemerkt werden (ohne dabei die Anpassungsnotwendigkeit fremder Laute an das phonetische System der Zielsprache zu bestreiten und in dem konkreten Fall ohne die phonotaktischen Gesetzmäßigkeiten des Georgischen zu verletzen), dass sich im Kontext der gegenwärtigen Weltoffenheit und der zunehmenden Mehrsprachigkeit die Tendenz entwickelt, fremde Laute zu imitieren, anstatt auf sie zu verzichten oder noch schlimmer mit ihnen in Konfrontation zu kommen.

<sup>9</sup> Der Begriff *Transposition* zur Bezeichnung der *phonemgetreuen Übertragung* der Eigennamen wird in den vorliegenden Beitrag als ein Gegensatz zur *Transliteration* eingeführt, was durch die neue Herangehensweise an die Bildung der nationalen Äquivalente der Eigennamen bedingt ist. *Transliteration* (Sprachw.) nimmt Bezug auf die ‚buchstabengetreue Umsetzung einer Schriftart in die andere‘ (Duden Fremdwörterbuch, 2010 [CD-ROM] / Metzler, 1993:652), während sich die *Transposition* (Musik) an dem Tonbild des Originals orientiert und die ‚Übertragung eines Tonstücks in eine andere Tonart‘ beinhaltet (Duden Universalwörterbuch, 2006 [CD-ROM]; <http://www.musikzeit.info/instrumente/transponieren.php>). In diesem Zusammenhang gewinnt auch der Begriff *Transliteration* zweierlei Bedeutung: im buchstäblichen/engeren Sinne beschränkt er sich auf *eine Abart der Übertragung*, nämlich die *graphemgetreue Übertragung* (siehe Punkt 6.); im weitesten Sinne aber behält er seine traditionelle *übergreifende Funktion* und impliziert alle möglichen Übertragungsarten der Eigennamen aus einer Sprache in die andere. Um Missverständnisse zu vermeiden, wird im Beitrag die *Transliteration* nur im engeren Sinne benutzt, für ihre *übergreifende Funktion* aber wird der sinnverwandte deutsche Begriff *Übertragung* bevorzugt, und zwar wegen seiner semantischen Unmarkiertheit/Neutralität.

<sup>10</sup> Die Formen in der zweiten Spalte demonstrieren eine potenzielle Möglichkeit der Fehlübertragung.

<sup>11</sup> Das abgesonderte *-i* in den Belegen deutet auf die Nominativendung im Georgischen hin, die für Eigennamen ausländischer Herkunft mit Endkonsonant unerlässlich ist.



deutschsprachigen Raum (ausgenommen der französischsprachigen Region der Schweiz) ist nicht groß, sie können aber auf jeden Fall zur Quelle der Entstehung der Exonyme werden (siehe Punkt 6.2.):

Saarlouis	*[σααρλουισ-ι]	anstatt: [ζα ̄ 9υλυι]
Coesfeld	*[κοεσφελδ-ι]	[υκο ̄ σφελτ]
Corvey	*[κορπει]	[υκ↔ρπει]
Kevelaer	*[kevelaer-ι]	[υκε ̄ π↔ρλα ̄ 9]
Troisdorf	*[τροισδορφ-ι]	[υτρο ̄ σδορφ]

Das Problem mag, nebenbei bemerkt, für die Sprachen mit piktographischem bzw. ikonographischem Schriftsystem noch größer sein.

3.2. Auf der phonologischen Ebene sind die Gründe für eine Fehlübertragung sowohl im Vokalsystem, als auch im Konsonantensystem zu verfolgen.

3.2.1. Der krasse Unterschied der Vokalsysteme in der Ausgangssprache und der Zielsprache äußert sich darin, dass das Georgische weder Umlaute wie in *Münster / Tübingen / Köln / Görlitz*, Diphthonge wie in *Euskirchen / Neustadt / Heidelberg / Mannheim / Heidenau* und Halbvokale wie in *Jena / Jade / Jüterbog* kennt, noch der Länge der Vokale eine bedeutungsunterscheidende/distinktive Funktion beimisst. Folglich

- werden einerseits die so genannten symmetrischen Umlaute des Deutschen **ü**[ψ]/[Ψ] und **ö**[ø]/[ɔ] fälschlicherweise asymmetrisch/ungleich ins Georgische übertragen:

**ü** [ψ]/[Ψ] → **iu**

**ö**[ø]/[ɔ] → \***e**

anstatt: **ö**[ø]/[ɔ] → **io**

was im Falle von **ü** [ψ]/[Ψ] → **iu** korrekte Lautung ergibt, im Falle von **ö**[ø]/[ɔ] → \***e** aber die unnötige, dazu auch meist misslungene Änderung des Klangbilds des Endonyms in der Zielsprache nach sich zieht:

Düsseldorf [υδΨσλ ̄ δορφ] [δωσελδορφ-ι](georg.)

Münster [υμΨνστ ̄ ] [μωνστερ-ι](georg.)

dahingegen:

Stör	*[Στερ-ι](georg.)	anstatt: [υΣτ.↔]
Eckernförde	*[εκερνφερδε](georg.)	[Εκ ̄ υυφο ̄ δ↔]
Poel	*[πελ-ι](georg.)	[υπο ̄ λ]
<u>Bad Homburg vor der Höhe</u>	*[...ηεε](georg.)	[...υηο ̄ ↔]

das Gleiche gilt auch für Personennamen:

Heinrich Böll	*[...βελ-ι](georg.)	anstatt: [...υβ.λ]
Alfred Döblin	*[...δεβλιν-ι](georg.)	[...δ.βυλιν]
Jacob Böhme	*[...βεμε](georg.)	[...υβο ̄ μ↔]

- löst sich andererseits die Opposition bei der Übertragung der deutschen Toponyme mit distinktivem Merkmal [lang]:[kurz] auf, ωασ den Identitätsverlust der Endonyme in der Zielsprache mit sich bringt. Zum Glück ist die Zahl solcher geographischen Namen im deutschsprachigen Raum nicht groß:

Damme	[υδαμ↔] (Stadt in Niedersachsen)	[δαμε](georg.)
Dahme	[υδα ̄ μ↔]	(linker Nebenfluss
der Spree)	[δαμε](georg.)	

<b>Nidda</b>	[ʊvɪ̯ɪ̯δa]	(rechter Nebenfluss des Mains)	[vi̯ɪ̯δa](georg.)
<b>Nieda</b>	[ʊvi̯ɪ̯δa]	(römisches Militärlager, nach 110 römische Zivilsiedlung auf dem Territorium des heutigen Frankfurt/Main)	[vi̯ɪ̯δa](georg.)

3.2.2. Im Konsonantensystem wird oft die quantitative und die qualitative Nichtübereinstimmung von Phonemen und Graphemen in der Ausgangssprache selbst zur Quelle der Fehlübertragung. Zu erwähnen wäre hier

- vor allem die *Apokope* – die Verschmelzung auslautender Konsonante dt→[τ] / zt→[ζ] sowie der Wegfall des Konsonanten in der Endsilbe ow→[o] und das dadurch hervorgerufene Problem, ob man den Namen im Georgischen im ersten Fall mit zwei aufeinander folgenden alveolaren Abruptiven schreiben sollte oder lieber mit einem:

zwischen:	und:	für:
[ʍαρνδτ-ι]	[ʍαρντ-ι]	<b>Warndt</b> [ʊʍαρν τ̄]
[Σ̄ʍεδτ-ι]	[Σ̄ʍετ-ι]	<b>Schwedt</b> [ʊΣ̄ʍετ]
[κλιωτσ-ι]	[κλιωζ-ι]	<b>Klütz</b> [ʊκλιΨτ̄σ]
[διομιτσ-ι]	[διομιζ-ι]	<b>Dömitz</b> [ʊδ̄ο̄  μιτ̄σ]

im zweiten Fall aber, ob man die Endsilbe auf einen Vokal reduzieren sollte oder nicht:

[πρερo]	[πρερoω-ι]	<b>Prerow</b>	[ʊπρε̄]ρo]
[ζισo]	[ζισoω-ι]	<b>Züssow</b>	[ʊτ̄σΨso]

- außerdem die Existenz der positionell bedingten kombinatorischen Varianten der Konsonanten/Konsonantenkomplexe, regelrecht mit distinktivem Wert, und dementsprechend einerseits die Möglichkeit der Wiedergabe eines Graphems/einer Graphemkombination durch mehrere Phoneme c→[τ̄σ]/[κ], ch→[X]/[ξ]/[κ], andererseits aber die Realisierungsmöglichkeit eines Phonems durch mehrere Grapheme/Graphemenkombinationen [κ]←k/q/ca/cu/co/c+Konsonant/ch:

<b>Celle</b> [ʊτ̄σEλ↔]	<b>Calf</b> [ʊκαλφ]	
<b>München</b> [ʊμΨvXv̄]	<b>Ansbach</b> [ʊανσβαξ]	<b>Chiemsee</b>
	[ʊκι  μ̄ζε̄]	
<b>Lichtenau</b> [ʊλιXτεvαυ]	<b>Buchholz</b> [ʊβῡξ̄υη̄ λτ̄σ]	<b>Chemnitz</b>
	[ʊκEμvIτ̄σ]	
<b>Kiel</b> [ʊκι  λ]	<b>Coburg</b> [ʊκ̄βYρκ]	
<b>Klaustal</b> [ʊκλαυστα  λ]	<b>Cuxhaven</b> [κYκσ̄υηᾱ  φv̄]	
<b>Quedlinburg</b> [ʊκ̄ʍε̄  δ̄λIv̄Yρκ]	<b>Clausthal</b> [ʊκλαυστα  λ]	
<b>Calau</b> [ʊκαλαυ]	<b>Cham</b> [ʊκα  μ]	

Auch diese Tatsache verpflichtet schon von vornherein zur Entscheidung zwischen der graphem- oder der phonemorientierten Übertragungsweise der Eigennamen. Tatsächlich trifft man (zum Teil auch unter dem Einfluss des Russischen; siehe Punkt 3.3.) im georgischen ORTHOGRAPHISCHEN WÖRTERBUCH GEOGRAPHISCHER NAMEN DES AUSLANDS auf die Fälle der Fehlübertragung deutscher Toponyme ins Georgische wie:

<b>Celle</b>	*[κελε]	ανstatt:	[ʊτ̄σEλ↔]
<b>Chiemsee</b>	*[ξ̄ιμσεε]		[ʊκι  μ̄ζε̄]
<b>Chemnitz</b>	*[ξ̄εμvIζ-i]		[ʊκEμvIτ̄σ]

wenn auch das Konsonantensystem des Georgischen ihre originalgetreue Übertragung bzw. maximale Annäherung den deutschen Endonymen erlauben würde. Abgesondert

müssen unter diesem Punkt die Konsonantenkombinationen st→[Στ] / sp→[Σπ] / sch→[Σ] / tsch→[τΣ] erwähnt werden, deren Verschmelzung ins Georgische regelrecht korrekt übertragen wird (auf die seltenen Ausnahmen wird hier nicht eingegangen):

<b>Staufen</b>	[⊂Στ <del>α</del> φν̄]
<b>Spre</b>	[⊂Σπρε]
<b>Schmalkalden</b>	[Σμαλκαλδν̄]
<b>Crimmitschau</b>	[⊂κρΙμΙτΣαυ]

Als nächster Grund muss die Unterwerfung unter das Diktat einer dritten medialen Sprache, und zwar des Russischen, erwähnt werden, das seinerseits durch die individuelle/spezifische Prägung des Phonemsystems sowie durch die relativ beschränkten Möglichkeiten des kyrillischen Alphabets, im Vergleich zum Deutschen sowie zum Georgischen, zur Ursache weiterer Fehler im Georgischen wird und für die Zunahme der Diskrepanzen zwischen dem Klangbild der Toponyme in der Ausgangssprache und der Zielsprache sorgt. Als Beispiele seien angeführt:

	ανσταττ:	für:
*[λ <del>ει</del> φτζΙγ] <sub>(russ./georg.)</sub>	[⊂λ <del>αι</del> πτσΙΧ]	Leipzig
*[γαμβυργ] <sub>(russ./georg.)</sub>	[⊂η <del>α</del> μβΥρκ]	Hamburg
*[γ <del>α</del> νοπερ] <sub>(russ./georg.)</sub>	[η <del>α</del> υνο]φ□]	Hannover
*[γ <del>ει</del> λβρον] <sub>(russ./georg.)</sub>	[⊂η <del>αι</del> λβρ□ν]	Heilbronn
*[γ <del>ι</del> λδεσγ <del>ει</del> μ] <sub>(russ./georg.)</sub>	[ηΙλδεσ⊂η <del>αι</del> μ]	Hildesheim

die im Georgischen jahrhundertlang existierten und erst vor etwa zehn bis fünfzehn Jahren beseitigt worden sind, dabei auch nur teilweise. Die Tendenz ist aber nicht eindeutig, denn bei den Anthroponymen wird die alte Tradition der Übertragung immer noch weitergepflegt, was auch den Beispielen entnommen werden kann:

	ανσταττ:	für:
*[β <del>ε</del> τξοπεν] <sub>(russ./georg.)</sub>	[⊂βε]τη□φν̄]	Beethoven (der deutsche Komponist)
*[γ <del>ει</del> νριξ γ <del>ει</del> νε] <sub>(russ./georg.)</sub>	[⊂η <del>αι</del> νρΙΧ η <del>αι</del> ν↔]	Heinrich Heine (der deutsche Dichter)
*[ν <del>ει</del> γ <del>α</del> υσ] <sub>(russ./georg.)</sub>	[⊂ν□ψη <del>α</del> υσ]	Στανισλαω Neuhaus (der sowjetische Pianist jüdischer Abstammung)
*[ριξτερ] <sub>(russ./georg.)</sub>	[⊂ρΙΧ]τ□]	Svatoslav Richter (der sowjetische Pianist jüdischer Abstammung)
*[ρ <del>ει</del> σδαλ] <sub>(russ./georg.)</sub>	[⊂ρ <del>ι</del> θζδα]λ]	Ruisdael (der niederländische Landschaftsmaler)
*[σα <del>λ</del> ομεφα] <sub>(russ./georg.)</sub>	[⊂ζα]λομε]	Salome (Titel der Oper von Richard Strauss)

Neben der stark geprägten Tendenz, bei der Übertragung der ausländischen Eigennamen sich ihre russische Verschriftlichung zum Vorbild zu machen, trifft man andererseits im Georgischen, wie merkwürdig das auch sein mag, auf Fälle, in denen die russischen

Personennamen selbst ungerechterweise durch deren einheimische Version ersetzt werden.<sup>12</sup>

	ανσταττ:	für:
*[δαπιτη οιστραξ-ι] <sub>(georg.)</sub>	[Οδαπιδ ...]	Dawid Oistrach (der sowjetische Geiger jüdischer Abstammung)
*[νικολοσ ρεριξ-ι] <sub>(georg.)</sub>	[Ονικολαι ...]	Nikolai Nerich (der russische Maler)
*[παπλε κοριν-ι] <sub>(georg.)</sub>	[Οπαπελ ...]	Pawel Korin (der russische Maler)
*[μιξειλ λερμοντοσ-ι] <sub>(georg.)</sub>	[Ομιξαιλ ...]	Michail Lermontov (der russische Dichter)
*[πετρε τΣαικοσκι] <sub>(georg.)</sub>	[Οπαιτρ ...]	Pjotr Tsheikowski (der russische Komponist)
*[βενιαμιν καπεριν-ι] <sub>(georg.)</sub>	[Οπενφαιμιν ...]	Wenjamin Kawerin (der russische Schriftsteller)
*[τεωδορε Σαλφαιπιν-ι] <sub>(georg.)</sub>	[Οφαιδορ ...]	Fjodor Schaljapin (der russische Sänger)

Der Einfluss der medialen Sprache ist ebenso bei der Übertragung der Namen der Bundesländer sowie der kultur-geographischen Landschaften mit der Endsilbe *-(e)n* zu verfolgen, indem die deutsche Endung *-(e)n* durch die russische *-ia* ersetzt wird, die auch vom Georgischen unverändert übernommen wird (siehe Punkt 6.5.):

[σακσονια] <sub>(russ./georg.)</sub>	für: Sachsen	[Οζακσν ]
[πομερανια] <sub>(russ./georg.)</sub>	Pommern	[Οπιμιν ]
[φρανκονια] <sub>(russ./georg.)</sub>	Franken	[Οφρακν ]
[τιυρινγια] <sub>(russ./georg.)</sub>	Thüringen	[Οτιυ ]ρIN↔ν ]
[πεστφαιλια] <sub>(russ./georg.)</sub>	Westfalen	[Οπεστφαιλν ]

dahingegen jedoch:

[γεσεν] <sub>(russ.)</sub>	für: Hessen	[Οηεσν ]	nicht aber: *	[γεσια]
[ηεσεν] <sub>(georg.)</sub>				*[ηεστια]

#### 4. Diachronische Analyse georgischer Äquivalente deutscher Toponyme in georgischen Quellen

Im Hinblick auf die oben angeführten spezifischen Momente haben wir deutsche Toponyme und deren georgische Äquivalente so untersucht, dass wir gleichzeitig auch georgische Quellen einem Vergleich, mitunter auch unter diachronischem Aspekt, unterzogen haben, und zwar einerseits anhand der schriftlichen Quellen – der GROSSEN SOWJETISCHEN ENZYKLOPÄDIE GEORGIENS, des ORTHOGRAPHISCHEN WÖRTERBUCHS GEOGRAPHISCHER NAMEN DES AUSLANDS, des neuesten WELTATLASSES und der aktuellen

<sup>12</sup> Man kann zwar eine gewisse Gesetzmäßigkeit ableiten, dass es sich hier vorwiegend um die Vornamen handelt, die mit den Namen der Heiligen zusammenfallen, für die jede Sprache im Laufe von Jahrtausenden ihre eigene Version entwickelt hat, aber im vorliegenden Beitrag werden diese Aspekte nicht thematisiert.

INTERNET-LANDKARTEN DEUTSCHLANDS –, andererseits anhand mündlicher Beispiele aus der Mediensprache sowie der Alltagskommunikation.<sup>13</sup>

Die Analyse hat ein heterogenes Bild ergeben, nämlich deutliche Unterschiede zwischen den älteren und den jüngeren schriftlichen Quellen, zwischen den schriftlichen und den mündlichen Versionen etlicher Toponyme sowie eine gewisse Variabilität bei deren Gebrauch in der Alltagskommunikation und im Wissenschaftsdiskurs. Interessant ist dabei zu beobachten, dass die gesprochene Sprache die geschriebene um einige Schritte überholt hat, indem sie sich ausschließlich an dem Phonembestand des Toponyms orientiert und das Klangbild des Originals nachahmt. Diese Tendenz spiegelt sich eindeutig auch in den jüngsten schriftlichen Quellen wider, im neuesten georgischen Weltatlas und auf den Internetseiten; während das ORTHOGRAPHISCHE WÖRTERBUCH und die ENZYKLOPÄDIE GEORGIENS – die eigentlich bestimmenden/gesetzgebenden Quellen – den Traditionen Rechnung tragen und (meist durch den Einfluss des Russischen) auf der graphemgetreuen Übertragung der Toponyme oder auch auf ihrer wortwörtlichen Übersetzung, ohne Rücksicht auf ihre engere Semantik, beharren. Beispiele dafür wären die originalgetreue/phonemorientierte Verwendung im Georgischen von *Harz / Schwarzwald / Teufelsmoor / Weißensee* in der Alltagskommunikation sowie in den jüngsten schriftlichen Quellen, dagegen aber deren übersetzte Versionen: [μαδνιανι μεεβι] / [Σαπι κκεεβι] / [εΣμακις τσηαοβι] / [τετρι τβα] in den älteren Quellen sowie im Wissenschaftsdiskurs; oder auch: [βαπαρια] zur offiziellen Bezeichnung des Bundeslandes, [υβαυ] aber zur Bezeichnung der Fußballmannschaft (sekundäre Nominalisierung) *Bayern München*; [καρΙντιΑ] als offizielle Bezeichnung für das südlichste Bundesland Österreichs in älteren Quellen, *Kärnten* [υκερντυ] aber in der Umgangssprache sowie in den jüngsten schriftlichen Quellen. Im Vergleich dazu erscheinen relativ harmlos die nicht immer exakte Trennung bei der Übertragung von stimmlosen und stimmhaften Konsonanten [ζ]:[σ], von Ichlauten und Achlauten [X]:[ξ] in: *Saarland / Sylt / Büsum / Husum / Wismar; Zürich / München / Aachen / Bochum*, das unwillkürliche oder auch gewollte Ändern der Endgrapheme wie in: [ελβΑ](georg./russ.) / [κονστανζΑ](georg./russ.), übrigens auch [ηααγΑ](georg./russ.), anstatt: *Elbe / Konstanz / Den Haag* und manches andere in den älteren Quellen.

## 5. Neue Übertragungstendenzen der Toponyme

Wir erkennen also einen unwiderruflichen Vorgang, der aber im Grunde nicht überraschen dürfte. Erstens nämlich hat die *Geographie* aus der Sicht des modernen Menschen schon längst die Landkarte verlassen und sich in die *erlebte/visualisierte Geographie* verwandelt, woher auch gelegentlicher bzw. gewollter Gebrauch (durch Journalisten/Politiker/Künstler/Reisende etc.) der Originalbezeichnungen wie *Milano*

---

<sup>13</sup> Über die Durchführungsmethodik der Analyse und die erzielten Ergebnisse wird berichtet in: Andrazashvili, M. (2008): Spezifische Schwierigkeiten bei der Übertragung deutschsprachiger Toponyme ins Georgische. In: *Civilization Researches*, N 7. 2008. Iv. Javakhishvili Tbilissi State University, Institute of Cultural Studies, UNESCO Chair in Intercultural Dialogue. Tbilisi: Tbilisi University Press. S. 71-84. ISBN 978-9941-13-187-5. ISSN 1512-1941,

<http://www.culturedialogue.com/resources/library/civilresearches/journals/7.pdf> (auf Georgisch); Andrazashvili, M. (2009): Äquivalente deutscher geographischer Namen in georgischen Quellen. *GEORGICA*, Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte Georgiens und Kaukasiens. Heft 32, 2009. Hrg.: Chotiwarid-Jünger, Steffi/Lortkipanidse, Mariam. Aachen: Shaker-Verlag. S. 45–54. ISBN 978-3-8322-9283-6. <http://www.shaker.de/de/content/catalogue/index.asp?lang=de&ID=8&ISBN=978-3-8322-9283-6&search=yes>

[μυλα]vo] anstatt *Mailand / Trento* [ΟτρΕντο] anstatt *Trient / Bolzano* [β□λλυτσα]vo] anstatt *Bozen* oder auch *Moldova* [μ□λλυδοπα] anstatt *Moldau* bzw. *Moldawien / Belarus* [βελαυρΥσ] anstatt *Weißrussland* im gesprochenen Deutsch herrührt. Zweitens tendieren auch die neuesten Translationstheorien dazu, dem Endprodukt in der literarischen Übersetzung – dem so genannten ‚sprachlichen Transfer der fremden Werte und der fremden Kultur‘ nach RADEGUNDIS STOLZE (2008:197) – die nationale Prägung/den Charme des ‚Primärtextes‘ zu bewahren. Zu diesem Zweck wollen sie weder auf die nationale Denkweise noch auf die Originalbezeichnungen für spezifische kulturell-landeskundliche Realien (Rituale, Instrumente, Haushaltsgegenstände, Bekleidungsstücke, exotische Gerichte und Getränke etc.) verzichten. Deren Inhalte werden dann dem Kontext bzw. einer Fußnote entnommen.

Es stellt sich nun die Frage nach der Korrektheit der neu eingeführten Formen in den jüngsten georgischen Quellen sowie nach dem Vorhandensein einer gewissen Regularität bei ihrer Übertragung und Verwendung. Darf man diese Formen als Ergebnis eines durchdachten Reflexionsprozesses betrachten oder eher als das einer gewissen Spontaneität/Intuition? Es muss leider gesagt werden, dass aus den untersuchten Quellen keine Systematik abzuleiten ist. Davon zeugen vor allem konvergente/parallele Beispiele, in denen für die gleichen Phänomene unterschiedliche Lösungen gefunden worden sind:

Elba [ελβα] <sub>(georg./russ.)</sub>	anstatt: Elbe [υελβ↔]
neben der richtig übertragenen	Elde [υελδε] <sub>(georg.)</sub>
Saarbrücken *[σααρβριωκεν] <sub>(georg./russ.)</sub>	anstatt: [ζα]ρυβρΨκν ]
Sylt *[συλτ] <sub>(georg./russ.)</sub>	[υζψλτ]
neben den richtig übertragenen:	Sassnitz [υζασνιτσ] <sub>(georg.)</sub>
	Husum [υηυ]ζΥμ] <sub>(georg.)</sub>
Unstrut *[Υνστρυτ] <sub>(georg./russ.)</sub>	anstatt: [Υνυστρυτ]
Neustrelitz *[νευστρελιζ] <sub>(georg.)</sub>	[νευυστρελιτσ]
neben den richtig übertragenen:	Staufen [υσταυφ↔]
	Stuttgart [υστΥτγαρτ]
	Sternberg [υστΕρνβερκ]

## 6. Übertragungspotenzial der Toponyme hinsichtlich ihres Strukturtyps

Die Analyse der wichtigsten Strukturtypen deutschsprachiger Toponyme unter dem Aspekt ihres Übertragungspotenzials mit Rücksicht auf ihre engere Semantik erlaubt, über folgende Fälle zu urteilen:

6.1. *Transliteration* (im engeren Sinne des Begriffes) bei den Toponymen (unabhängig von ihrer morphosyntaktischen Struktur und der engeren Semantik), deren Schreibweise mit ihrer Aussprache zusammenfällt und keinen wesentlichen Unterschied zwischen der graphemgetreuen und der phonemgetreuen Übertragung aufweist – wenn also die *Transliteration* und die *Transposition* im Grunde zu gleichen Ergebnissen führen:

Berlin [βερυλιν]	Altenburg [υαλτυν βΥρκ]
Hamburg [υηαμβΥρκ]	Eisfeld [υαισφελτ]
Harz [υηαρζ]	Friedrichroda [φρι]δριΧυρο]δα]
Elbe [υελβε]	Hildburghausen [υηιλδβΥρκηαυζν ]
Spree [υσπρε]	Königsee-Rottenbach
[υκΟ]νΙΧζε]  υρ□τυν β̄αξ]	

6.2. *Transposition* (nicht aber *Transliteration* im engeren Sinne) bei den Toponymen ausländischer Herkunft (unabhängig von ihrer morphologischen Struktur und der engeren Semantik), bei denen Schreibweise und Klangbild wesentlich oder teilweise auseinandergehen. Es erscheint angemessener/sinnvoller, Toponyme dieser Art phonemgetreu in die Zielsprache zu übertragen, also zu transponieren:

Saarlouis <sub>(Deutschland)</sub>	[ζα   9υλβι]	Lausanne <sub>(Schweiz)</sub>	[λουζα   ν]
Coesfeld <sub>(Deutschland)</sub>	[υκο   σφελτ]	Lancy <sub>(Schweiz)</sub>	[λα)υσι]
Corvey <sub>(Deutschland)</sub>	[υκ↔ρπαι]	Montreux <sub>(Schweiz)</sub>	[μο)υτρø]
Kevelaer <sub>(Deutschland)</sub>	[υκε   π↔ρλα   9]	Carouge <sub>(Schweiz)</sub>	[καυρυ   ʒ]
Troisdorf <sub>(Deutschland)</sub>	[υτρο   σδ   ρφ]	Monthey <sub>(Schweiz)</sub>	[μο)υτΕ]

Die angeführten Toponyme sind in älteren georgischen Quellen nicht enthalten, umso mehr sollte dafür gesorgt werden, dass sich in der Sprache ihre richtigen Äquivalente einbürgern.

6.3. *totale oder Voll-Translation* bei den geographischen Namen (meistens bei Choronymen, Drymonymen, Oronymen, Hydronymen), die dem Strukturtyp *Gattungsname + Adjektiv* bzw. *Gattungsname + Gattungsname* (unabhängig von ihrer Getrennt- bzw. Zusammenschreibung) folgen und sich vollständig übersetzen lassen:

Nordsee	[τΣρδילוετισ ζγωα] <sub>(georg.)</sub>
Ostsee	[αγμοσαπλετισ ζγωα] <sub>(georg.)</sub>
Deutsche Bucht	[γερμανις κυρε] <sub>(georg.)</sub>

6.4. *partielle oder Halb-Translation* bei den Namen (meistens Choronymen, Drymonymen, Oronymen, Hydronymen), denen das Modell *Toponym/Eigennamen + Gattungsname* bzw. *Adjektiv + Toponym/Eigennamen* zugrunde liegt. Der Gattungsname wird in jedem Fall übersetzt, der transponierte Eigennamen ihm aber im ersten Fall im Genitiv (Endung *-is*), im zweiten Fall im jeweiligen Kasus angepasst:

Magdeburger Börde	[μαγδεβυργ-ισ σηαπμιζανιαδαγιανι δαβλοβι] <sub>(georg.)</sub>
Lüneburger Heide	[λυνεβυργ-ισ θπιΣΙανι δαβλοβι] <sub>(georg.)</sub>
Nordfriesische Inseln	[tschrdiloet frizeb-is kundzulebi] <sub>(georg.)</sub>
Ostfriesische Inseln	[agmosavlet frizeb-is kundzulebi] <sub>(georg.)</sub>
Großer Wannsee	[διδι πανσσε] <sub>(georg.)</sub>
Kleiner Wannsee	[παταρα πανσσε] <sub>(georg.)</sub>
Hohe Tauern	[magali ταυερνι] <sub>(georg.)</sub>

Eine individuelle Herangehensweise nach diesem Modell erfordern jedoch die so genannten *homonymen* geographischen Namen wie *Mecklenburgische Seenplatte*, *Thüringer Wald*, *Frankenwald*, *Südharz* sowie viele andere, die aufgrund der Bedeutungserweiterung auf das doppelte Denotat zurückzuführen sind. Um die Realität adäquater/exakter zu reflektieren und die homonymen Begriffe in der Zielsprache identifizierbar zu machen, erscheint es angemessener, wenn ihnen im Georgischen unterschiedliche Äquivalente entsprechen, wobei auch die *Umschreibung/Paraphrasierung* (siehe Punkt 6.6.) nicht auszuschließen ist:

*Mecklenburgische Seenplatte*

- die übersetzte Version [μεκλενβυργις τβιανι ξεγανι]<sub>(georg.)</sub> zur Bezeichnung einer kultur-geographischen Landschaft (eines Choronyms) im Osten Deutschlands;
- die phonemgetreu transponierte Version [υμΕκλ↔νβΥργιΣ↔ | υξε | νπλατ↔] zur Bezeichnung einer

Verwaltungseinheit / eines Administrationskreises (mit der Kreisstadt *Neubrandenburg*) im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern;

*Thüringer Wald*

- die übersetzte Version [τηυρινγισ τε](georg.) zur Bezeichnung eines Waldmassivs (eines Drymonyms) im Bundesland Thüringen;

- die phonemgetreu transponierte Version [υτψ]ρΙΝ□|υπαλτ zur Bezeichnung eines Bergmassivs (eines Oronyms); denkbar wäre ebenfalls die übersetzte Version der umschreibenden/paraphrasierten Form *Thüringer Mittelgebirge* [τηυρινγισ Συαμτιανει](georg.).

6.5. *Affigierung* meist bei den einteiligen Toponymen (Ländernamen, Landschaften) mit dem Endmorphem *-en/-n*, die dafür sorgt, den deutschen Endonymen traditionsmäßig durch russische, gegebenenfalls auch durch georgische Affixe (*-ia, -eti*) den einheimischen Klang zu verleihen (siehe Punkt 3.3.):

[σακσο-νια](russ./georg.)

für: Sachsen

[πομερ-ανια](russ./georg.)

Pommern

daneben aber:

[Σπαβ-ια](russ./georg.) || [Σπαβ-ετι](georg.)

für: Schwaben

Gleichwohl ist aber auch die Tendenz zu beobachten, dass die oben geschilderte Gesetzmäßigkeit bei jüngeren Übertragungen (gemeint sind die Toponyme, die in älteren georgischen Quellen nicht enthalten sind) verletzt und der Name originalgetreu übertragen/transponiert wird:

[ωαγριεν-ι](georg.)

für:

Wagrien

[υπα]γρι↔ν]

nicht aber:

\*[ωαγρια]

[Σπανζεν-ι](georg.)

Schwansen

[υΣπανζν]

\*[Σπανζια]

[φεμαρν-ι](georg.)

Fehmarn

[υφε]μαρν]

\*[φεμαρνια]

6.6. *Paraphrasierung* meist bei den mehrteiligen bzw. zusammengesetzten Toponymen, wenn einer seiner Bestandteile aus irgendeinem Grund (wegen des missglückten Klangbilds in der Zielsprache, wegen der ungenügenden Klarheit etc.) durch einen synonymischen bzw. umschreibenden/erläuternden Begriff ersetzt werden muss, wenn auch die empfohlene Umschreibung (wie im dritten Beispiel) in der Ausgangssprache nicht geläufig ist:

Ostpommern

anstatt:

für:

Hinterpommern

[αγμοσαπλετ πομερανια] \*[υκανα πομερανια]

Westpommern

[δασαπλετ πομερανια]

\*[ζινα πομερανια]

Vorpommern

(\*)Mittel-Deutschland-Kanal

Mittellandkanal

[Συα γερμανισ αρξι]

\*[θπενισ Συα αρξι]

Meistens treten die besprochenen Übertragungstypen kombiniert auf, wobei die *Transposition* fast immer vorhanden ist. Außerdem ist der Trend zu beobachten, dass auch durch andere Konstellationen nach und nach der Weg zu einer *Transposition* frei gemacht wird. Es ist offenbar einfacher, *Translation*, *Paraphrasierung*, *Transliteration* oder auch *Affigierung* durch *Transposition* zu ersetzen. Das macht sich besonders am Beispiel der mehrteiligen Oikonyme/Städtenamen bemerkbar wie:

Neuruppin / Altötting ...

Bad Schandau / Burg Eltz / Kap Arkona / St. Ingbert...

Neuburg an der Donau / Limburg an der Lahn / Heidenheim an der Brenz...



Neustadt an der Weinstraße / Neustadt an der Waldnaab / Geislingen an der Steige / Neuhaus am Rennweg / Neustadt am Rübenberge / Neuhausen am Rheinflall...

Königstein im Taunus / Neustadt bei Coburg....

Kirchheim unter Teck / [Bad Homburg vor der Höhe](#) / Rothenburg ob der Tauber...

Die Transposition der Namen dieser Art, dazu auch die Zusammenführung ihrer Bestandteile durch Bindestrich [βαδ-Σανδαυ], [βαδ-ηομβουργ-von-δερ-ηοε], [ροτενβουργ-οβ-δερ-ταυβερ] usw. wäre in dem Fall nicht nur aus der Sicht des Georgischen (als einer flexivischen Sprache) empfehlenswert, sondern auch aus der Perspektive der interkulturellen Kommunikation. Durch die Orientierung am Klangbild der Toponyme in der Ausgangssprache und den Verzicht auf das Diktat der medialen Sprachen bahnt sich langsam der Weg zur *Internationalisierung der Toponyme*, wenn der Prozess momentan auch utopisch erscheint und gegen Traditionen verstößt.

## 7. Fazit

Man sollte sich selbstverständlich nicht von der Illusion verleiten lassen, man könnte die geographischen Namen lückenlos den oben besprochenen Modellen unterordnen. Das wäre schon wegen ihrer morpho-syntaktischen und semantischen Heterogenität undenkbar. Zusätzliche Hindernisse wären: die Langlebigkeit des nationalen Gedächtnisses, die Stabilität der Traditionen sowohl innerhalb einer Sprache als auch interlingual, der Konservatismus bestimmter Gruppen von Wissenschaftler (Geographen / Kartographen / Historikern etc.) zwecks Verteidigung eigener beruflichen Interessen, nicht zuletzt die Hartnäckigkeit/der ‚Egozentrismus der Denkprozesse‘ nach JEAN PIAGET (2001:68). Aber andererseits sollte man auch die *gewisse Offenheit* der nationalen Äquivalente (im Unterschied zu den Toponymen selbst) nicht aus dem Auge verlieren, insofern sie grundsätzlich der Revision im Lichte der allgemeinen Evolutionsprozesse unterliegen und notfalls die Perspektive für eventuelle Änderungen bzw. Korrekturen aus der Sicht der jeweiligen Epoche freihalten. Eben dieses Potenzial müsste ausgenutzt werden, wenn man dem willkürlichen/unbewussten Gebrauch der nationalen Äquivalente fremdsprachlicher Toponyme durch einzelne Individuen sowie Berufsgruppen (Politiker, Journalisten, Moderatoren...) widerstehen und den innovativen (an und für sich völlig legitimen), augenblicklich aber etwas intuitiven und chaotischen Tendenzen auf diesem Gebiet einen geordneten Charakter verleihen möchte. Das würde auch zur Vorbereitung eines neuen orthografischen Wörterbuchs geographischer Namen des Auslands beitragen.

## Literatur:

- Akademie der Wissenschaften der Georgischen SSR (1975–1987): Georgische Sowjetische Enzyklopädie. In 11 Bänden. Wissenschaftliche Hauptredaktion der Großen Georgischen Enzyklopädie (auf Georgisch).
- Akademie der Wissenschaften der Georgischen SSR, Arnold-Chikobava-Institut für Sprachwissenschaft (1989): Orthografisches Wörterbuch geographischer Namen des Auslands. Tbilissi: Wissenschaftliche Hauptredaktion der Großen Georgischen Enzyklopädie (auf Georgisch).
- Andrazashvili, M. (2008): Spezifische Schwierigkeiten bei der Übertragung deutschsprachiger Toponyme ins Georgische. In: Civilization Researches, N 7. 2008. Iv. Javakhishvili Tbilissi State University, Institute of Cultural Studies, UNESCO Chair in Intercultural Dialogue. Tbilisi: Tbilisi University Press. S. 71-84. ISBN 978-9941-13-187-5. ISSN 1512-1941;  
<http://www.culturedialogue.com/resources/library/civilresearches/journals/7.pdf> (auf Georgisch);
- Andrazashvili, M. (2009): Äquivalente deutscher geographischer Namen in georgischen Quellen. GEORGICA, Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte Georgiens und Kaukasiens. Heft 32, 2009. Hrg.: Chotiware-Jünger, Steffi/Lortkipanidse, Mariam. Aachen: Shaker-Verlag. S. 45–54. ISBN 978-3-8322-9283-6.  
<http://www.shaker.de/de/content/catalogue/index.asp?lang=de&ID=8&ISBN=978-3-8322-9283-6&search=yes>
- Brockhaus (2003): Bibliografisches Institut & F. A. Brockhaus AG. Mannheim [CD-ROM].
- Duden (1999): Taschenbücher. Band. 25. Geographische Namen in Deutschland. 2., überarbeitete Auflage von Peter Berger. Mannheim: Dudenverlag.
- Duden (2000): Aussprachewörterbuch. Band 6., 4. Aufl. Mannheim: Dudenverlag.
- Duden (2006): Deutsches Universalwörterbuch, 6. Aufl. Mannheim [CD-ROM].
- Duden (2010): Das Fremdwörterbuch, 10. Aufl. Mannheim [CD-ROM]
- Eisenberg, Peter (2006): Der Satz. Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 2. 3., durchgesehene Aufl. Stuttgart-Weimar: J. B. Metzler.
- Glück, Helmut (Hrsg.) (1993): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart-Weimar: J. B. Metzler.
- Koß, Gerhard (2002): Namenforschung. Eine Einführung in die Onomastik. 3., aktualisierte Aufl. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Landkarte (2008): Bundesrepublik Deutschland. Gotha: Klett-Perthes.
- Niemeyer, Manfred Hrg. (2012): Deutsches Ortsnamenbuch. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Piaget, Jean (2001): Einführung in die genetische Erkenntnistheorie. 7. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stolze, Radegundis (2008): Übersetzungstheorien. Eine Einführung. 5. Auflage. Tübingen: Gunter Narr.
- Wängler, Hans-Heinrich (1968): Atlas deutscher Sprachlaute. Berlin: Akademie-Verlag.
- Weltatlas (2008): Tbilissi: Elfi (auf Georgisch).
- Wimmer, Rainer (1978): Die Bedeutung des Eigennamens. Semasia 5. S. 1-21.
- Wimmer, Rainer (1979): Referenzsemantik. Untersuchungen zur Festlegung von Bezeichnungsfunktionen sprachlicher Ausdrücke am Beispiel des Deutschen. Tübingen: Niemeyer. (= Reihe Germanistische Linguistik 19).
- Zifonun, Gisela et al. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Bd. 1, Berlin/New York.

## Internetquellen:

Empfehlungen und Hinweise für die Schreibweise geographischer Namen:

[http://141.74.33.52/stagn/Portals/0/101125\\_TopR5.pdf](http://141.74.33.52/stagn/Portals/0/101125_TopR5.pdf) (zuletzt besucht 17.01.2014)

Landkarte Deutschlands: <http://ka.wikipedia.org/wiki/germania> (auf Georgisch) (zuletzt besucht am 25.05.2013)

Stellungnahme des StAGN zum Gebrauch von Exonymen:

[http://141.74.33.52/stagn/Portals/0/110415\\_Allg%20Stellungnahme%20StAGN%20Exonyme%20neu.pdf](http://141.74.33.52/stagn/Portals/0/110415_Allg%20Stellungnahme%20StAGN%20Exonyme%20neu.pdf) (zuletzt besucht am 28.01.2014)

Transponieren: <http://saxwelt.de/index.php/ratgeber/spielenlernen/transponieren>;

<http://www.musikzeit.info/instrumente/transponieren.php> (zuletzt besucht am 20.01.2014)

Anschrift der Verfasserin

*Marina Andrazashvili*  
*Staatliche Ivane Javakhishvili Universität Tbilissi*  
*Assoz.Prof. an der Abteilung für Deutsche Philologie*  
*der Fakultät für Geisteswissenschaften*  
**Chavchavadze ave 36, Georgien, Tbilissi 0179**  
E-Mail: [andarezi@yahoo.de](mailto:andarezi@yahoo.de)

**Was teilen die Wörter übereinander mit?**  
**Probleme, Interpretationsmöglichkeiten und Vorteile der lexikalischen  
Distributionsanalyse aus der Perspektive der linguistischen Semantik**

*David Giorgobiani*

*Es ist eine Hauptquelle unseres Unverständnisses,  
daß wir den Gebrauch unserer Wörter nicht übersehen.*

**Ludwig Wittgenstein**

### **1. Ausgangslage**

Die Distribution – den lexikalischen Kontext - eines Wortes zu ermitteln, stellt im Computerzeitalter keine Schwierigkeit mehr dar. An den Softwares, die die Untersuchung ermöglichen, mit welchen Ausdrücken ein Ausdruck in verschiedenen Texten gewöhnlich vorkommt, mangelt es nicht. Viele von solchen Softwares, ausgestattet mit umfangreichen Datenbanken und Korpora, wie etwa COSMAS II oder CorpusBrowser der Universität Leipzig, sind online verfügbar. Denkt man an die Zeiten zurück, in denen eine sprachliche Distributionsanalyse unvergleichbar mehr Mühe und mehr Geld gekostet hat als jetzt, kann ein Linguist, oder jeder Wissenschaftler, der mit den umfangreichen Textkorpora arbeitet, mit Recht von einem Luxus sprechen, wobei die Frage, genau welche Möglichkeiten dieser Luxus bietet, nicht geradezu ausreichend beantwortet ist.

In der Linguistik wurde die Distributionsanalyse am produktivsten bei der Untersuchung von Kollokationen<sup>1</sup> – festen phraseologischen Einheiten, die keine idiomatische Bedeutung haben – und der Valenz eingesetzt (vgl. Baayen 2001, Engelberg/Lemnitzer 200, Kunze, Lemnitzer 2007). Die Annahme, dass die Information zur Distribution eines Wortes über die rein syntaktisch relevanten Angaben hinausgeht und auch wissenswerte Aussagen über den Wortgebrauch machen lässt, wird seit dem amerikanischen Strukturalismus und dem britischen Kontextualismus oft geäußert. Theoretisch gut ausgearbeitete Ansätze, die die Bedeutung eines Ausdrucks anhand deren Distribution untersuchen, gibt es zurzeit jedoch wenig. Eine Ausnahme bleiben Heringers „empirische Studien zur distributiven Semantik“, die er in der Monographie „das Höchste der Gefühle“ (Heringer 1999) wiedergegeben hat. Interessant in diesem Sinne sind die frameorientierten Darstellungen der Kollokationen im Online-Wörterbuch des Projekts Elexiko, das ebenfalls durch eine Distributionsanalyse gewonnen worden ist (Haß 2005). Im Folgenden möchte ich diesen beiden Ansätzen nachgehen. Nach einer kritischen

---

<sup>1</sup>Kollokation wird seit John Rupert Firth zur Bezeichnung einer Distribution und die Kollokationsanalyse zur Bezeichnung einer Distributionsanalyse verwendet, so etwa im Projekt Elexiko und bei Haß (2005). Im Folgenden wird die Kollokation in den meisten Fällen zur Bezeichnung einer phraseologischen Einheit verwendet, in der Lesart der Distribution nur bei zitierten Stellen von Autoren, die den Kollokationsbegriff in dieser Lesart verwenden. Als Synonym für die Distribution verwende ich den Begriff der Kookkurrenz („das gemeinsame Vorkommen“).

Rekonstruktion und der Diskussion der noch zu lösenden methodischen Probleme werde ich die Distributionsanalyse zum Vergleich des Gebrauchs des deutschen und georgischen Begriffs für *Nation* anwenden.

Die Rekonstruktion der Ansätze der distributiven Semantik und die begriffliche Untersuchung dienen zur Klärung folgender Fragen: Was sagt die Distribution eines Wortes über dessen Bedeutung aus? Wo erschöpft sich die Relevanz der Distributionsanalyse für die Semantik (Bedeutungsbeschreibung) oder Lexikographie? Mit welchen Schwierigkeiten geht diese Art der Analyse einher? Welche linguistischen (semantischen, grammatischen textlinguistischen) Besonderheiten sind bei einer solchen Analyse zu berücksichtigen?

## **2. Das höchste der Gefühle: Distributive Semantik nach Heringer (1999)**

Die Monographie „das Höchste der Gefühle“ von Heringer (1999) stellt einen der ersten Versuche dar, die lexikalische Distributionsanalyse zu Zwecken der semantischen Untersuchungen einzusetzen. Die Monographie enthält nicht nur eine umfassende Beschreibung der Distribution des deutschen Gefühlswortschatzes, sondern auch eine Diskussion über verschiedene bedeutungstheoretische und methodische Probleme der distributiven Semantik sowie mehrere Vorschläge zu deren Anwendungsmöglichkeiten in der linguistischen Semantik.

### **2.1 Ermittlung der Daten**

Die Distribution der Wörter aus dem Gefühlswortschatz hat Heringer anhand einer Software - „Semantischer Inspektor“- untersucht, die er in Zusammenarbeit mit R. Widdig und K. Müller an der Ludwigs-Universität Freiburg entwickelt hat.<sup>2</sup> Die Software konnte mit einer beliebig großen Textdatei arbeiten. In diesem Sinne hatte der semantische Inspektor einen Vorteil, an dem es auch bei modernen Softwares zur Distributionsanalyse etwa bei Cosmas II fehlt: es bestand die Möglichkeit, eigens erstellte Korpora ins Computerprogramm zu importieren. Anhand des semantischen Inspektors konnte bei einzelnen Wörtern gesucht werden, mit welchen einzelnen Ausdrücken sie innerhalb der Datenbank vorkommen. Die wichtigsten Schritte bei der Suche bzw. bei der Bearbeitung des Korpus waren die Berechnung von Affinitäten, Lemmatisierung und die Zuweisung der grammatischen Kategorie zu den einzelnen Wörtern.

Die Affinität bezeichnet laut dem Online-Überblick zur Software „*die kontextuelle Nähe eines Lemmas zu einem Stichwort*“<sup>3</sup>. Eine Affinität berechnen heißt herausfinden, mit welcher Häufigkeit und mit welcher Distanz ein Wort zusammen mit dem Stichwort

---

<sup>2</sup>Momentan ist diese Software in einer für moderne Computer kompatiblen Version leider nicht vorhanden.

<sup>3</sup>Im Internet unter: <http://www.philhist.uni-augsburg.de/faecher/germanis/daf/neu/heringer/ins01.php>, zuletzt gesehen am: 30.01.2013.

innerhalb der zu bearbeitenden Datenbank vorkommt. In der Ergebnisdarstellung werden die 300 affinsten Wörter aufgezeigt (Heringer, ebd.: 58). Die Darstellung konnte je nach den linguistischen Bedürfnissen und Interessen verkürzt werden. Aus der linguistisch-semantischen Perspektive stellt sich die Frage, in welchem Bereich/in welcher Domäne die „affinen“ Wörter gesucht werden. Ein festes Kriterium angesichts mangelnder empirischer Untersuchungen (was allerdings auch zum heutigen Stand der Forschung vorliegt) hat Heringer nicht entwickelt. Einräumend, dass die Methode der distributiven Semantik noch „in ihren Anfängen steckt“, ist er einfach davon ausgegangen, dass bei einer grob gerechneten Wahrscheinlichkeit ab Entfernung von 500 Wörtern „die Reliabilität einsetzt“ (ebd.).

Die „affinen“ Wörter erscheinen in der Ergebnisdarstellung als Wurzeln mit der Angabe der entsprechenden grammatischen Kategorie: zu diesem Zweck wurden einzelne grammatische Formen (etwa *arbeitest*, *lebendigerem*, *Herrn*) lemmatisiert, genauer: durch eine Wurzel der Lexikonform eines Wortes ersetzt (*arbeit\_V*, *lebendig\_A*, *Herr\_N*). Die Großbuchstaben nach dem Unterstrich stehen für die Wortarten: V für das Verb, A für das Adjektiv und N für das Nomen. Dabei bestand noch ein Vorteil des semantischen Inspektors darin, dass die Ergebnisse gefiltert werden konnten: so konnte man z.B. bestimmte Wortklassen etwa alle Synsemantika ausgeblenden lassen wie Heringer es selbst bei seiner Analyse der Distribution vom deutschen Gefühlswortschatz bevorzugt hat. Man konnte auch auf dem Bildschirm nur die Adjektive anzeigen lassen, was bei der distributiven Analyse vom Nomen von großem Vorteil ist. In diesem Sinne war „der semantische Inspektor“ hinsichtlich der Benutzerfreundlichkeit (und Anpassungsmöglichkeit im Hinblick auf die Forschungszwecke) vielen modernen Kookkurenzsoftwares voraus.

Die Ergebnisse der Distributionsanalyse wurden auf dem Bildschirm in Form eines Sternbilds angezeigt (s. Abbildung 1 Im Anhang): Im Zentrum des Sterns stand das Stichwort. Die kookkurenten Partner des Stichworts, von Heringer als „Satelliten“ bezeichnet, waren mit ihm durch die radialen Striche verbunden. Je häufig und je näher ein Ausdruck mit einem Stichwort vorkam, desto kleiner war die Entfernung zwischen den beiden auf dem Sternbild.

## 2.2 Interpretation der Ergebnisse

Denjenigen, die nicht viele Erfahrungen mit der computergestützten Sprachanalyse haben und hohe Erwartungen an die Ergebnisse einer solchen Analyse haben, mag die Abbildung 1. täuschen. Sicher ist sie nichts anderes, als eine wenn auch übersichtliche, aber immer noch statistische Darstellung darüber, mit welchen Wörtern das Wort *Angst* in den analysierten Datenbanken zusammen vorkommt. Weder der semantische Inspektor noch dessen moderne Äquivalenten sind Wundermaschinen, die leicht zu verstehenden und angemessene Erklärungen über die Bedeutung des gesuchten Wortes herzaubern können. Die Beziehungen des Stichworts zu deren „Satelliten“ sagt demjenigen, die dessen Bedeutung ohnehin schlecht kennt, nicht viel. Sie müssen gedeutet werden. Dabei ist eine

gute Sprachkenntnis bzw. ein gutes Sprachgefühl notwendig. Denn derjenige, der kaum deutsch kann, kann z.B. Angst sehr schwer mit *mach\_V* oder mit *nehm\_V* in eine sinnvolle Verbindung bringen. Deswegen hat Heringer in seiner Monographie nicht nur Methoden der Distributionsermittlung entwickelt, sondern auch mehrere Verfahren zur Interpretation der Analyseergebnisse vorgeschlagen und ausprobiert.

Im Folgenden diskutiere ich nur das am meisten praktizierte Verfahren bei Heringer 1999: die Beschreibung der Distribution anhand der sog. semantischen Plots. Bei seinen „semantischen Plots“ übernimmt Heringer sehr viel von der Methode der „übersichtlichen Darstellung“, die Wittgenstein propagiert und in seiner Philosophie praktiziert hat. Der Witz dieser Methode besteht darin, dass kausale Erklärungen der zu analysierenden Phänomene möglichst vermieden werden. Die Phänomene werden vielmehr durch eine Beschreibung in eine übersichtliche Ordnung gebracht, so dass die Zusammenhänge, Gemeinsamkeiten und Unterschiede klar in Erscheinung treten und das für einen bestimmten Beschreibungszweck Wichtige hervorgehoben wird. Heringer wählt entsprechend einen mittleren Weg zwischen der Interpretation und der bloßen Beschreibung. Er überführt die Ergebnisse seiner Distributionsanalyse in einen zusammenhängenden Text. Als Folge entsteht ein „semantischer Plot“, der ein anschauliches Bild über die Verwendungsweise des zu analysierenden Wortes vermittelt. Im Fall des Wortes Angst sieht ein Abschnitt aus dem „semantischen Plot“ Heringers so aus:

Angst ist ein Gefühl. Frauen, Männer, Kinder, also besonders Menschen können Angst haben, in und mit der Angst leben und Angst erleben. Angst bekommt man, sie kommt und entsteht in uns. Wir geraten in Angst, oft ohne recht zu wissen, wieso und warum. Sie wird ausgelöst durch das, wovor wir Angst haben. Sie kann uns packen und uns wie ein wildes Tier im Nacken sitzen. Nicht immer kommt sie von selbst: Jemand oder etwas kann einem Angst machen. Sie wird erzeugt durch Gegenstände oder Hunde, sie wird uns eingeflößt und eingejagt von anderen. (Heringer 1999: 115).

Die Interpretationsmethode Heringers hat den Vorteil, dass die Distributionsbeschreibungen mit Hilfe eines zusammenhängenden Textes leichter zu prägen sind als bloße Abbildungen oder Zusammenfassungen der statistischen Daten. Aus diesem Grund ist diese Methode unter anderem im Fremdsprachenunterricht gut einsetzbar. In der lexikographischen Praxis kann der Einsatz dieser Methode jedoch zu den Schwierigkeiten führen: die Produktion der zusammenhängenden Texte für sehr viele Stichwörter ist sehr aufwendig. Außerdem werden größere Texterklärungen wie die semantischen Plots sowohl im gedruckten als auch im digitalen Format eines Lexikons sehr wahrscheinlich verhindern, dass der Wörterbuchbenutzer schnell die gewünschte Information finden kann.

### 3. Distribution und Frames: „Kollokationen“ im Elexiko

Ausgehend von syntaktisch-semantischen Eigenschaften der Distribution kann man annehmen, dass die Ergebnisse der Distributionsanalyse auch eine andere Möglichkeit der Interpretation bieten: aus den Kookkurenzdaten zu einem Stichwort könnte man bestimmte (wenn auch nicht vollständige) Information zu dessen Wissensrahmen – framespezifische Informationen – ableiten. Die einzelnen Wortkategorien könnten dann als die Slots des Frames und die einzelnen Kookkurenzpartner als Filler von Slots dienen. Dabei wäre eine nicht nur morphologische, sondern auch semantische Kategorisierung erwünscht, die nicht nur induktiv, sondern auch deduktiv erfolgen kann (vgl. dazu Haß 2005: 228).

Eine systematisierte Frameinterpretation der Distributionsdaten bietet das Wörterbuchprojekt Elexiko. Jeder bearbeitete Teil eines Wortartikels ist im elektronischen Wörterbuch von Elexiko unter anderem auch mit Angaben zu den Kollokationen versehen. Unter Kollokation wird dabei nicht eine rein syntaktisch Phraseologische Einheit verstanden, sondern eben die Menge der Kookkurenzpartner oder wie Haß (ebd.) es ausdrückt, die „semantischen Mitspieler“. Die Projektmitarbeiter von Elexiko gehen ähnlich wie Heringer davon aus, dass die Kookkurenzangaben über rein syntaktische Informationen eines Wortes erheblich hinausgehen. Haß (ebd.) deutet etwa „*hinter dieser Angabeart eine Argumentstruktur mit semantischen Rollen*“ oder sogar auch Frameelemente. Die semantisch und grammatisch ähnlichen Kookkurenzpartner des Stichworts werden im Wörterbucheintrag in Anlehnung an Koneerdings Verfahren der Frameanalyse (Konearding 1993: 144-161) mit Fragen eingeleitet. Die Fragen sollen dann die „Slots“ repräsentieren und die Antworten – die entsprechenden „Filler“. Wie eine solche Interpretation der Kookkurenzangaben aussieht, kann dem im Anhang angeführten Ausschnitt aus den Kollokationsangaben zum Stichwort *Wähler* aus der Webseite von Elexiko entnommen werden (Tabelle1).

Die Tabelle 1 umfasst viele signifikante Begriffe, die zum Szenario gehören, in dem der Wähler auftritt: so etwa *Kandidat, entscheiden, Wahlbezirk, Stimme* etc. Ein Kookkurenzpartner wie *enttäuscht* bezieht sich sehr wahrscheinlich auf den jeweiligen aktuellen Wahldiskurs. Mehrere signifikante Begriffe für das Szenario WÄHLEN, etwa *Wahllokal, registrieren, mobilisieren, Urne* etc., fehlen jedoch. Das ist allerdings nicht durch den Kontext des Stichworts *Wähler* bedingt. Denn sowohl im Cosmas II, das im Elexiko verwendet wurde, als auch in der Wortschatzdatenbank der Universität Leipzig ergibt die Kookkurenzanalyse, dass die oben genannten Begriffe zu den häufigsten Kookkurenzpartnern des Wortes *Wähler* gehören. Das Fehlen solcher Daten ist vielmehr durch die Arbeitsweise der Elexiko-MitarbeiterInnen bedingt: Sie übernehmen nicht alle häufigen Kookkurenzpartner in die Kollokationsangaben des Wörterbucheintrags, sondern sie selektieren die Daten nach semantischer Relevanz; da die Daten oft umfangreich sind, wird eine Auswahl getroffen, die durch einen Kommentar begründet wird (Haß, ebd. S. 232). Die auf diese Weise gefilterten Daten werden den vorher in Bezug auf die einzelnen Wortklassen formulierten Fragen zugeordnet. Die Fragepalette wurde



jedoch ausgehend von Daten ergänzt oder geändert. Man verlässt sich dabei nicht nur auf das Sprachgefühl der Lexikographen, sondern auch auf die Kontextdaten der Kookkurenzanalyse von Cosmas, in der die Sätze angezeigt werden, in welchen das Stichwort und der Kookkurenzpartner zusammen auftreten (ebd.).

Ob die Ergebnisse solcher Arbeit die Framelemente angemessen repräsentieren können, muss aber noch dahingestellt bleiben. Denn was unter dem Reiter „Kollokationen“ von Elexiko zu finden ist, sind immer noch lediglich Kontextinformationen zu einem Wort. Die Relevanz der Kollokationsdaten, die Elexiko liefert, bleibt im Rahmen der Wortsemantik, während das Wissen über die Framelemente über das lexikalische Wissen hinausgeht. Schließlich setzt die Behauptung, dass die Kookkurenzpartner eines Wortes die Filler des zugehörigen Wortframes angemessen repräsentieren, voraus, dass alle signifikanten Wissens Elemente, die einem Wortgebrauch zugrunde liegen, im Wortkontext mit häufiger Frequenz ausgesprochen werden. Das ist aber nach dem heutigen Stand der Forschung durchaus spekulativ, auf jeden Fall nicht nachgewiesen. Wenn die Kookkurenzanalyse mit der Frameanalyse in Zusammenhang gebracht werden muss, dann ist die erste einer von mehreren Schritten für die zweite, keinesfalls aber die repräsentativste.

Abgesehen von der Repräsentativität können die Kollokationseinträge von Elexiko dem Wörterbuchbenutzer eine Hilfe leisten, die kaum ein anderes digitale oder Printwörterbuch oder eine Wortschatzdatenbank vermag. Denn sie tragen nicht nur zu einem tieferen Verständnis des Wortgebrauchs bei, sondern helfen bei der Verwendung des Wortes, bei der Textproduktion. Die Fragen, die allerdings nicht in der linguistischen Metasprache, sondern in allgemein verständlicher Umgangssprache formuliert sind und denen kein Anspruch auf Repräsentation einer hierarchischen lexikalischen Struktur zugrunde liegt, bieten einen guten Überblick über den lexikalischen Kontext und die semantische Umgebung des Wortes und ermöglichen dem Benutzer, schnell die Informationen zu finden, die er zu einem bestimmten Zweck braucht.

#### **4. Probleme bei der Kookkurenzanalyse**

In den letzten zwei Abschnitten haben wir uns vorwiegend mit den bedeutungstheoretischen Problemen bei der Interpretation der Distributionsdaten beschäftigt. Die Probleme bei der Datenermittlung haben wir noch kaum berührt. Dabei sind diese, wie sich zeigen wird, schwerwiegender als die Interpretationsprobleme. Die Interpretation der Daten hängt davon ab, wie wir sie ermitteln und welches Verfahren wir dabei benutzt haben. Die Reliabilität und den epistemische Wert der Distributionsanalyse richtig einzuschätzen wird nicht möglich sein, wenn wir uns lediglich auf unsere theoretischen Vorüberlegungen verlassen und die Art und Weise der Datenermittlung ignorieren. Deswegen werden wir uns im folgenden Abschnitt mit den methodischen Problemen der Distributionsanalyse im Einzelnen beschäftigen. Die Lösungen der

Ermittlungsprobleme, die hier angeboten werden, beruhen dabei auf Untersuchungen kleineren Umfangs und können deswegen zwar etwas aufschlussreich, aber noch nicht endgültig sein.

Es werden folgende Probleme der Distributionsanalyse besprochen:

1. Die Frage nach der Domäne,
2. Die Ambiguität
3. Die Koreferenz
4. Die Frage nach der Annotation von Negationen
5. Feste Wortverbindungen

#### **4.1 Die Domäne der Distributionsanalyse**

Zu einem der wichtigsten, noch nicht gelösten Probleme der Distributionsanalyse gehört die Frage nach der Domäne der Untersuchung: In welchem Textabschnitt sollen die Kookkurrenzpartner des Stichwortes gesucht werden, damit wir die semantisch relevanten Daten als Untersuchungsergebnis erhalten? Um diese Frage zu beantworten, gilt es, die Grundfragestellung der semantischen Distributionsanalyse schon vorläufig zu klären: Was ist das Ziel der Analyse? Idealerweise könnte die Antwort wie folgt lauten:

*Das Ziel der semantischen Distributionsanalyse ist es, alle Wörter/Ausdrücke im Text zusammenzustellen, die zum Verständnis des jeweiligen Stichworts beitragen.*

Doch da die Distributionsanalyse in größeren Korpora nur anhand einer Software möglich ist und da semantisch signifikante Kookkurrenzpartner zu den Stichwörtern im Text nicht auf die gleiche Weise verteilt sind, muss diese Antwort relativiert werden. Ausgehend davon sollten wir das Ziel der Analyse wie folgt umformulieren:

*Das Ziel der semantischen Distributionsanalyse ist es, alle Wörter/Ausdrücke im Text zu finden, die zum Verständnis des jeweiligen gesuchten Stichwortes beitragen und die maschinell zusammengestellt werden können, ohne dass im Output (zu viele) semantisch irrelevante Daten (Wörter/Ausdrücke) angezeigt werden.*

Welche sind aber die Wörter, die „zum Verständnis des jeweiligen Stichworts“ beitragen? Nach Konerding (1993:166) und Fraas (1996: 16) sind es etwa im Fall von Nomen vor allem die Prädikate, ausgehend von der Überlegung, dass „*der sprachliche Zugang zu konzeptuellem Wissen durch Prädikationen ermöglicht wird, die in einer Sprachgemeinschaft gebräuchlich sind, d.h. die mit usuellen Benennungskontexten übereinstimmen*“ (Fraas ebd.). Wenn wir diese Überlegung für alle Wortarten generalisieren, dann kann die Domäne der Distribution schon auf eine Propositionsäußerung mit einem Prädikationsschema und von daher auf einen Elementarsatz festgelegt werden, da eine Propositionsäußerung in der Regel nicht den Rahmen eines Elementarsatzes überschreitet. Zweifelhaft ist allerdings, ob die Annotation

der Propositionsäußerungen in größeren Korpora überhaupt umsetzbar ist und ob die Beschränkung auf eine Propositionsäußerung bzw. ein Prädikationschema textsemantisch gesehen nicht eine erhebliche Verkürzung darstellt, sodass die bedeutungsrelevanten Daten durch diese Verkürzung verlorengehen. Dass die beiden Fragen durchaus gerechtfertigt sind, lässt sich schon durch des folgende spontan erfundene Beispiel erkennen:

- (1) (1.1) Sulamith und Salomon **haben** ganz bestimmt **eine Beziehung**.  
(1.2) Gestern im En-gedi-Garten habe ich die beiden beim **Küssen** erwischt.

Das Beispiel (1) besteht aus zwei einfachen/elementaren Sätzen, umfasst aber drei explizite Propositionsäußerungen:

- P1: Sulamith und Salomon haben eine Beziehung.  
P2: Sulamith und Salomon haben sich geküsst/waren beim Küssen.  
P3: Der Sprecher (Ich-Referent) hat gesehen, dass P2.

Aus diesem Grund liegt es nahe, dass die Propositionsäußerungen nicht automatisch markierbar sind. Die Markierung muss manuell und dabei durch das genaue Lesen von Sätzen erfolgen, da sich die Propositionsäußerungen wie P2 nicht immer durch die eindeutigen Marker (wie etwa Interpunktionszeichen und Trennung durch Konjunktionen) erkennbar machen. Die Prädikation erfolgt wie im Fall von P2 nicht immer durch typische Muster wie „NOMEN+VERB“ oder „NOMEN+KOPULA+ADJEKTIV“. Deswegen ist die Markierung von Propositionsäußerungen in den Korpora mit Millionen von Wortformen kaum vorstellbar und umsetzbar.

Kommen wir nun zur zweiten Frage, ob die Beschränkung auf eine Propositionsäußerung eine Verkürzung semantisch relevanter Daten darstellt. Nehmen wir an, wir wollen die Kookkurenz des Ausdrucks ‚eine Beziehung haben‘ untersuchen. Unsere zu überprüfende These könnte lauten, dass dieser Ausdruck in deutschen Texten vermehrt zur Bezeichnung einer Liebesbeziehung verwendet wird, wenn er nicht durch Attribute oder Relativsätze näher bestimmt wird (eine gute Beziehung, eine verwandtschaftliche Beziehung, Beziehung zwischen Kirche und Staat etc.). Wenn wir als die Distributionsdomäne eine Propositionsäußerung oder einen einfachen Satz nehmen, erhalten wir folgende Wörter in der Ergebnisliste der Distributionsanalyse aus (1): *Sulamith, Salomon, ganz, bestimmt* und auch *und*, falls wir die Funktionswörter nicht herausfiltern. Die Wörter aus (1.2) würden außerhalb unserer Untersuchung bleiben. Dabei enthält (1.2) nicht weniger signifikante Kookkurenzpartner zum Ausdruck *eine Beziehung haben*: Der Sprecher hat aus der Tatsache, dass Sulamith und Salomon sich küssten, geschlossen oder sich vergewissert, dass die beiden eine Beziehung haben. Die Prämisse des Schlusses stellt eine Präsupposition dar, die ungefähr wie folgt expliziert werden kann: Wenn sich zwei Personen küssen, dann haben sie eine Beziehung. *Küssen* ist folglich für den Sprecher ein Kriterium, um Sulamith und Salomon das Prädikat ‚eine Beziehung haben‘ zuschreiben zu können, denn es gehört wie ersichtlich zum semantischen Wissen des Sprechers, dass *küssen* zu einer typischen Handlung gehört, die im Rahmen einer (vorhandenen) (Liebes)beziehung vollzogen wird. Dabei ist *Küssen* weder implizit noch

explizit ein Prädikat für *eine Beziehung haben*. Was für ein Zusammenhang zwischen beiden Ausdrücken besteht, wird erst durch die semantische Beziehung zwischen (1.1) und (1.2) deutlich (allerdings nur durch den Tempusunterschied im (1.1) und (1.2) erkennbar, nicht durch die expliziten lexikalischen Marker). Somit ist die Antwort auf die oben formulierte Frage mindestens im Fall vom Beispiel (3) ein klares Ja. Die Beschränkung auf die Propositionsaussagen oder auch auf einen gesamten Satz bei der Auswahl der Distributionsdomäne ist eine erhebliche Verkürzung semantisch relevanter Daten.<sup>4</sup>

Doch man sollte wegen dieses Mangels nicht gleich eine Domäne bevorzugen, die über das Prädikationsschema hinausgeht. Wir dürfen unser oben formuliertes Ziel nicht vergessen, dass wir die semantisch irrelevanten Daten im Output möglichst ausschließen wollten. Die Erweiterung der Domäne kann zur Folge haben, dass neben den relevanten auch zu viele irrelevante Daten als Ergebnis der Distributionsanalyse erscheinen. Wie sieht es aber in der Praxis der Distributionsanalyse aus? Um einen ersten Eindruck zu gewinnen, möchte ich eine kurze Falluntersuchung durchführen. Untersucht wird diesmal die Distribution wiederum des Wortes *Beziehung* in der Lesart ‚Liebesbeziehung, Beziehung zwischen Mann und Frau‘. Um die Verwendung des Wortes *Beziehung* auf diese Lesart festzulegen und dadurch das Untersuchungskorpus zu verkleinern, untersuche ich die Sätze, in denen dieses Wort zusammen mit dem Prädikator *monogam* auftritt. Verglichen wird die Kookkurenzliste um das Wort *Beziehung* in einer Satzdomäne (d.h. in den Sätzen mit dem Wort *Beziehung*) und in der Domäne, die aus zwei Sätzen besteht, die den Satz einschließen, in dem die Stichwörter *Beziehung* und *monogam* zusammen vorkommen. Das Ziel des Vergleichs ist es, festzustellen, ob die semantische Reliabilität des Kontextes auch in der erweiterten Domäne aufrechterhalten wird. Verglichen wird anhand des Anteils der semantisch relevanten Kookkurenzpartner in den beiden gesamten Listen. Als semantisch relevant werden die Kookkurenzpartner des Stichwortes betrachtet, die zum unmittelbaren inhaltlichen Kontext des Wortes *Beziehung* gehören. Als Mittel zur Feststellung dieser Art der semantischen Relevanz dienen die Fragen, die im Zusammenhang mit dem Wort *Beziehung* gestellt werden können, etwa: „wie ist die Beziehung?“, „Von welchen Aktanten wird die Beziehung geführt?“, „Was (welche Handlungen) gehören zu einer Beziehung“, „was wird im Zusammenhang mit dem Wort *Beziehung* thematisiert?“ u.ä.<sup>5</sup>. Die semantische Relevanz wird an Hand von Belegen überprüft. Dies erwies sich als notwendig, da ein und dasselbe Wort in manchen Kontexten

---

<sup>4</sup>Interessant ist, dass satzübergreifende Kollokationsbeispiele auch die Kontextualisten (der Firthianischen Schule) anführen. So z.B. Mitchell (1975:120): „ 8[...]our earlier sentence **He tore up the road** shows that collocations not only cut across such word-class boundaries as noun and verb but also across such sentence functions as noun and predicate. For that matter they cut across sentence boundaries and doing so provide apt enough illustration of the essentially on-going function of language.“ Als ein weiteres Beispiel nennt er die Kollokation ( $\sqrt{\text{job}} \sim \sqrt{\text{apply}}$ ) im Satz: *He didn't want the job. I don't think he even applied.* Zwar handelt es sich hier um ein Prädikationsschema, doch ist es maschinell schwer zu erfassen, da es nur textuell-semantische und keine syntaktische Hinweise für eine Prädikation vorliegen.

<sup>5</sup>Das „Design“ der Fragen wurde nach dem Vorbild der Kollokationsbeschreibungen im Elexiko entworfen.

relevant, in manchen aber nicht relevant sein kann. So kann das Wort *ehrlich* als ein relevanter Kookkurenzpartner des Wortes *Beziehung* betrachtet werden, wenn es im Satz wie „*Ich war immer ehrlich in meinen Beziehungen*“ vorkommt, im Satz „*Ich habe nie eine Beziehung mit einer ehrlichen Frau gehabt*“ – nicht. Die Belege und die Tabellen der Kookkurenzpartner mit über zweifacher Frequenz sind im Anhang angefügt. Die Frequenz hatte allerdings keine entscheidende Rolle gespielt, weil der Umfang der Belege nicht entsprechend groß war: Das Untersuchungsmaterial besteht aus 51 Belegen und entstammt dem Archiv der geschriebenen Sprache von Cosmas II. Bei der Distributionsanalyse habe ich jedoch nicht Cosmas II, sondern die Software Antconc verwendet, weil Cosmas II die Möglichkeit, einem eigens definierten Korpus zu arbeiten, momentan nicht bietet. Die Ergebnisse führe ich im Anhang in der Tabelle 2 und Tabelle 3 an.

Der Vergleich zeigte keinen erheblichen Unterschied hinsichtlich des Anteils semantisch relevanter Wörter. In der Tabelle 1 waren es 66%, 33 von 50 Wörtern, in der Tabelle 2 68%, 17 von 25 Wörtern. Dabei enthält die Tabelle 1 mehr signifikante Wörter aus dem Szenario MONOGAME BEZIEHUNG als die Tabelle 2.

Zu erwarten ist, dass bei einer höheren Frequenz die Relevanz der Daten aus der erweiterten Domäne zunimmt. Somit besteht dieser kurzen Untersuchung zufolge auch technisch gesehen kein Grund, die Distributionsdomäne auf einen Satz oder ein Prädikationsschema einzuschränken. Schließlich müssen die Ergebnisse der Distributionsanalyse in jedem Fall gefiltert und geprüft werden. Nur hat unsere kurze Untersuchung noch keine große Aussagekraft. Um zu bestätigen, ob die Ergebnisse unserer Untersuchungen im Allgemeinen zutreffend sind, bedarf es weiterer Untersuchungen umfangreicheren Belegmaterials.

Die Absätze können jedoch bei den Textsorten wie Interviews, Dialogen, Diskussionen oder Foren, in denen die Absatzgliederung nicht durch ein Kriterium des Themen- oder Situations-, sondern durch einen Sprecherwechsel<sup>6</sup> erfolgt, nicht als die Distributionsdomäne dienen. Die Auswahl der Domäne muss textsortenspezifisch erfolgen: Bei den Interviews können die Frage-Antwort-Paare fokussiert werden, bei den Dialogen und Gesprächen gibt es kein festes Kriterium, die Bestimmung der Domäne kann nur durch die manuelle thematische Gliederung (zusätzliche Annotation) erfolgen, bei den Foren oder Diskussionen scheint es sinnvoller zu sein, von einem Sprecherbeitrag als einer Domänengrenze auszugehen. (Es kann zwar sein, dass verschiedene Sprecherbeiträge auf das gleiche Thema Bezug nehmen, vorauszusetzen ist jedoch, dass die verschiedenen Sprecher das Thema aus verschiedenen Perspektiven behandeln.) Das sind aber zunächst nur noch Hypothesen, die sinnvolle Bestimmung der Domäne kann erst durch die gründliche Untersuchung dieser Textsorten erfolgen. Darüber hinaus kann sich der Umfang der Distributionsdomäne je nach Fragestellung ändern: so ist es etwa besser, die Distribution auf zwei oder drei Nachbarwörter einzuschränken, wenn die typischen Charakterisierungen eines Nomens erforscht werden – wenn man sich etwa nur dafür interessiert, durch welche Adjektive das Wort *Beziehung* charakterisiert oder spezifiziert

---

<sup>6</sup>Die Termini für die Kriterien der Absatzgliederung stammen von Lewandowski, ebd.

wird. (Eine Möglichkeit, die Domäne festzulegen, liegt bei einigen Softwares zur Kookkurenzanalyse unter anderem auch bei COSMAS II vor. Jedoch ist eine Erweiterung oder Verkürzung nur durch die Änderung der Anzahl von Wörtern möglich.)

## 4.2 Wiederaufnahme/Koreferenz

Ein weiteres Problem der semantisch orientierten Distributionsanalyse ist die Tatsache, dass in Texten die Referenzhandlung anhand verschiedener Ausdrücke erfolgen kann. Dieses Problem zeigt deutlich, dass es *ausschließlich* mit Hilfe der computergestützten Distributionsanalyse unmöglich ist, nicht nur das vollständige Bedeutungswissen, sondern auch vollständige Informationen über den näheren lexikalischen Kontext eines Stichworts zu gewinnen. Durch die Koreferenz setzt sich die Prädikation zu einem Referenten fort (Konerding 1993: 166) und/oder ändert sich der semantische Kontext. Das gilt allerdings nicht nur für die Wiederaufnahme durch die Proformen, sondern auch fast für jede Art der Koreferenz/Wiederaufnahme.

Insofern kann die computergestützte distributive Semantik nicht kompromissfrei funktionieren. Wir gehen aber in dieser Hinsicht weniger Kompromisse ein, wenn wir bei der Entscheidung des vorangehenden Abschnitts bleiben und die Distributionsdomäne nicht auf einen Satz, sondern auf den ganzen Absatz (in den Interviews wären es Frage-Antwort-Paare) einschränken. So werden die Koreferenzfälle, die innerhalb eines Absatzes vorliegen, nicht außer Acht gelassen.

## 4.3 Ambiguität

Nehmen wir an, wir wollen die Distribution des Wortes *Bank* mit der Lesart ‚Sitzgelegenheit‘ untersuchen. Wenn wir in die Suchmaske der Wortschatzdatenbank der Universität Leipzig das Stichwort eingeben, erhalten wir das folgende Ergebnis (3):

(3) Häufigste Kookkurenzpartner nach der Wortschatzdatenbank der Universität Leipzig:

Deutsche (26129), Deutschen (15028), Dresdner (14683), der (6217), of (5493), DZ (5048), die (4465), CreditPlus (4229), Ackermann (3396), p.a (2978), Commerzbank (2812), America (2802), Euro (2800), auf (2702), Die (2295), OnlineKredit (2294), Breuer (2051), Aareal (1960), Jesper (1894), SofortKredit (1886), Allianz (1783), Aktien (1731), % (1689), Austria (1605), HVB (1596), von (1559), saß (1461), Skipper (1459), Kunden (1436), Prozent (1431), sitzen (1395), UBS (1372), Buy (1360), Mrd (1332), \_NUMBER\_ (1292), Immobilienfonds (1275), Kirch (1260), Übernahme (1177), DAB (1153), Kursziel (1123), Josef (1073).<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Im Internet unter: [http://corpora.informatik.uni-leipzig.de/cgi-bin/de/wort\\_www?site=208&Wort\\_id=31271&Wort=Bank&stp=0&verweise=7&kanz=32](http://corpora.informatik.uni-leipzig.de/cgi-bin/de/wort_www?site=208&Wort_id=31271&Wort=Bank&stp=0&verweise=7&kanz=32).  
Zuletzt gesehen am 1.03.2013

Außer *saß* und *sitzen* gehören alle Wörter im Ergebnis der Distributionsanalyse zum Kontext *Bank* und *Geldinstitut*. Auch bei *saß* und *sitzen* können wir uns nicht sicher sein, dass diese auf *Bank* als Sitzgelegenheit Bezug nimmt. Wir können uns ganz leicht die Sätze vorstellen wie diesen (4):

(4)Als Roland Ledergerber, CEO der St. Galler Kantonalbank, dies gestern am Hauptsitz der **Bank** sagte, sassen (sic) die Vertreter fünf solcher Jungunternehmen im Publikum. **St. Galler Tagblatt**, 28.06.2012, S. 36<sup>8</sup>

Die Ambiguität ist für die Distributionssemantiker ein richtiger und nicht zu entfernender Dorn im Auge. Denn die Annotation zu den Lesarten von ambigen Wörtern ist in den größeren Korpora nicht weniger unmöglich als die Annotation von allen Koreferenzfällen. Ein Ausweg ist nur, dass wir uns bei der Interpretation der Distributionsangaben dieses Dorns immer bewusst sind. Es empfiehlt sich das Verfahren, das bei der Erstellung von Kollokationsangaben praktiziert wurde: die Kookkurenzpartner müssen mittels des Sprachgefühls und des Rückgriffs auf Belege nach den Lesarten sortiert werden (Haß 2005: 232). Eine leichte maschinelle Unterstützung etwa durch die Angaben zur Textsorte ist jedoch möglich (die Angaben zu den Textsorten müssen dann durch die Software im Ergebnis der Kookkurenzanalyse angezeigt werden).

#### 4.4 Müssen Negationen in den Korpora markiert werden?

Prädikate oder andere Typen von signifikanten Kookkurenzpartnern können einem Wort sowohl zu- als auch abgesprochen werden. Jedoch nimmt das nach dem heutigen Stand der Softwareentwicklung keinen Einfluss auf die Ergebnisse der Distributionsanalyse. Nehmen wir an, dass dem Wort *Zierkürbis* häufig das Prädikat ‚nicht essbar‘ zukommt. Als Ergebnis erhalten wir das Wort *essbar* unter Kookkurenzpartnern vom *Zierkürbis* mit hohen Frequenzangaben. Die Negation macht daher die angemessene Interpretation der Distributionsanalyse schwer. Ob sich dieses Problem durch die Markierung der negierten Stellen erledigen lässt, ist fraglich, weil sich dazu nicht viele Möglichkeiten bieten. Eine Möglichkeit ist, dass alle Sätze oder Satzteile, die eine Negation erhalten, von der Distributionsanalyse ausgeschlossen werden. (Die ironischen Sätze oder Negationsperiphrasen wie ‚das ist falsch‘, ‚ich finde das falsch‘ etc. können aus Umsetzungsgründen nicht behandelt werden.) In vielen Fällen wird aber dadurch das Kind mit dem Bad ausgeschüttet. So etwa im von uns bereits erwähnten Beispiel. Wenn *Zierkürbis* und *nicht essbar* oft gemeinsam vorkommen, dann ist es eine relevante und signifikante Information zum Bedeutungswissen des Wortes *Zierkürbis*. In anderen Fällen sieht es allerdings anders aus: Auch die negierten Stellen des lexikalischen Kontextes

---

<sup>8</sup> Die Belege aus den deutschen Zeitungen entstammen dem Archiv der geschriebenen Sprache von COSMAS II

können relevant für die semantische Analyse sein. Dies wird ersichtlich, wenn wir das Beispiel oben wie folgt umformulieren:

- (5) (5.1) Ich weiß nicht, ob Sulamith und Salomon **eine Beziehung haben**.  
(5.2) Ich habe die beiden nie/noch nicht beim **Küssen** und **Zärtlichkeiten** gesehen.

Obwohl 5.1 und 5.2 beide eine Negation enthalten, können wir dem Beispiel (5) genauso relevante Informationen über den Ausdruck *eine Beziehung haben* entnehmen, wie dem vorher zitierten Beispiel (4). Auch der Sprecher von (5) setzt voraus, dass *Küssen* und *Zärtlichkeiten* ein Kriterium dafür ist, zwei Personen das Prädikat ‚*eine Beziehung haben*‘ zuzuschreiben. Die negierten Stellen von der Analyse auszuschließen würde insofern eine zu bedauernde Verkürzung semantisch relevanter Daten darstellen.

Sie müssen durch die gründliche Analyse und ggf. durch die Überprüfung anhand der Belege festgestellt werden. Bei Berücksichtigung der Negation müssen die Daten der Distribution genau geprüft werden, und im Fall eines Bedenkens durch den Rückgriff auf die Belege muss festgestellt werden, ob es sich um ein abgesprochenes Prädikat oder irgendwelche andere Art von Verneinung geht.

#### 4.5 Mehrwortlexeme/Phraseologismen

Eine weitere Quelle der Irreführungen sind feste Wortverbindungen, seien es Mehrwortlexeme, Kollokationen oder idiomatische Wendungen. So kann es leicht zu Interpretationsschwierigkeiten kommen, wenn etwa in der Ergebnisliste der Distributionsanalyse das Wort Korn aus dem Phraseologismus *aufs Korn nehmen* oder *Flinte ins Korn werfen* erscheint. Dasselbe gilt für die Mehrwortlexeme wie *Entscheidung treffen*, *Entschlüsse fassen*, *Maßnahmen ergreifen* etc., also die Verben *treffen*, *fassen* und *ergreifen*. Aus diesem Grund ist für eine erfolgreiche semantisch orientierte Kookkurenzanalyse eine Voraussetzung, dass mindestens die am häufigsten vorkommenden oder in den phraseologischen und Kollokationswörterbüchern aufgenommenen festen Wortverbindungen annotiert werden, so dass sie im Ergebnis als Ganzes und nicht getrennt angezeigt werden.



## 5. Fallbeispiel: die Kookkurenz des Begriffs Nation im Deutschen und Georgischen nach 1991

Nachdem wir die einzelnen Probleme der Distributionsanalyse diskutiert haben, bleibt uns noch ein Schritt, um zu verdeutlichen, welche Art von Bedeutungswissen der Distributionsanalyse entnommen werden kann: eine exemplarische Untersuchung, die zeigen soll, wie eine semantisch orientierte Distributionsanalyse aussieht und zu welchen Erkenntnissen sie führen kann. Ausgehend von meinen auslandsgermanistischen Interessen habe ich zu diesem Zweck eine kontrastive Untersuchung durchgeführt. Ich habe die Distribution des deutschen Wortes *Nation* und von dessen georgischer Entsprechung *ერი* miteinander verglichen. Der Begriff *Nation* als einer der frequentesten gesellschaftlichen Begriffe umfasst in dieser Hinsicht Hintergrundgeschichten, konzeptuelle Assoziationen, Probleme wie Identität, Staat, Selbst- und Fremdbild, verschiedene soziale Werte, die nicht universal, sondern kulturspezifisch sind. Die vorliegende Untersuchung ist jedoch lediglich exemplarisch und umfasst keine weitreichenden kulturwissenschaftlichen Zielsetzungen. Das Ziel bestand nur darin, die Übersichtlichkeit und Leistungsfähigkeit der semantischen Distributionsanalyse an Hand eines Begriffs zu überprüfen, der in verschiedenen Kulturräumen in unterschiedlichen Zusammenhängen gebraucht werden kann.

Als Belegkorpora für das deutsche Wort *Nation* verwendete ich „*Archiv der geschriebenen Sprache*“ von der Software Cosmas II. Vom Archiv habe ich jedoch die Korpora gefiltert, die Texte bis 1991 enthalten. Ebenfalls gefiltert wurden die Texte, die nicht aus der Bundesrepublik Deutschland stammen. Da es nur um eine exemplarische Analyse ging, habe ich keine weiteren Einschränkungen und feine Differenzierungen getroffen. Bei der Kookkurenzanalyse habe ich die gleiche Software wie bei der Korpuserstellung verwendet. Für die Distributionsanalyse des äquivalenten georgischen Wortes *ერი* habe ich das Korpus der modernen georgischen Sprache von GEKKO benutzt<sup>9</sup>, das die georgischen Presse- und literarische Texte von 1991-2011 mit momentan 124 055 170 Zeichen umfasst. Da die Korpusrepräsentation des modernen Georgischen nur eingeschränkte Möglichkeiten zur Distributionsanalyse bietet, habe ich zur Analyse die Software Antconc verwendet, indem ich alle Belege mit dem Suchwort in die Software importiert habe.

Die Textstellen, an denen die Kookkurenzpartner des georgischen Wortes *ერი* gesucht wurden, umfassten generell einen Absatz. Gekürzt wurden nur die Absätze, die mehr als 15 Zeilen enthielten. Bei bestimmten Fragestellungen (etwa „Wie ist eine Nation?“ „Wie kann/soll eine Nation sein?“) bin ich allerdings von einer erheblich kleineren Domäne (mit 2 Wörtern links und rechts vom Stichwort) ausgegangen, da es nur um die Adjektive ging, die gewöhnlich dem zu untersuchenden Nomen zugeschrieben werden. Bei der Kookkurenzanalyse zum entsprechenden deutschen Wort musste ich jedoch die Distributionsdomäne auf einen Satz einschränken, da COSMAS II nicht über

---

<sup>9</sup> Im Internet unter: <http://iness.uib.no/gekko/overview?session-id=234134947144571&corpus=georgian>. Zuletzt gesehen am 11.03.2013. Projektleiter: Paul Meurer

die Möglichkeit verfügt, die Domäne durch die Absatzgrenzen festzulegen. Die Erweiterung war nur durch die Wortzahl möglich, was die Reliabilität der Ergebnisdaten nur beeinträchtigen konnte. Die Verwendung einer anderen Software zur Distributionsanalyse war auch nicht sinnvoll, da ich auf die andere Möglichkeit von COSMAS II – Ermittlung thematischer Angaben - verzichten musste, was für die Analyse relevanter war als die Domänenfestlegung. Entschädigt wurde diese Einschränkung dadurch, dass die deutschen Textkorpora 7-mal mehr Belege für das Wort *Nation* beinhalten, als die georgischen Korpora.

Die festen Wortverbindungen habe ich nicht annotiert, weil dies im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht umsetzbar war. Anhand von Belegen und der Kookkurenzliste habe ich jedoch einige häufig auftretende Wortverbindungen schon rekonstruiert, so dass sie auch in der Ergebnistabelle unter den Kookkurenzpartnern als Ganzes erscheinen (z.B. das kollektive Gedächtnis, geistige Verfassung).

Nicht unterschieden habe ich zwischen zwei Lesarten von *Nation* – der *Nation* als einer ethnischen Einheit und der *Nation* als Staat oder Staatsbevölkerung insgesamt. Denn die Grenze zwischen beiden Lesarten sind sowohl in deutschen als auch in georgischen Textkorpora recht fließend. Wenn z.B. mitgeteilt wird, dass die gesamte spanische *Nation* feiert, weil die spanische Fußballmannschaft die Weltmeisterschaft gewonnen hat, ist es schwer zu unterscheiden, ob *Nation* sich auf die gesamte spanische Bevölkerung oder auf die ethnische Einheit Spanier bezieht. In den georgischen Texten wird mit dem Wort *Nation* stärker als in deutschen Texten eine ethnische Einheit fokussiert, die Grenze zwischen einer ethnischen und Staatsnation ist aber auch im Georgischen fließend, da im Zusammenhang mit der ethnischen Lesart der *Nation* auch der Staat thematisiert wird. Aus der Analyse herausgenommen wurden jedoch fast nur Fälle, in denen das Wort *Nation* als ein Teil des Eigennamens verwendet wird. So habe ich das Wort *daily* nicht in die Kookkurenzliste aufgenommen, obwohl es als ein Teil der Bezeichnung einer der häufig zitierten Zeitungen einer der frequentesten Kookkurenzpartner von *Nation* darstellt (183 Belege). Ebenso bestand keinen Bedarf, den Kontext der *Vereinten Nationen* als einen Kontext des Nationsbegriffs zu behandeln. Nicht in die Analyse aufgenommen wurden auch einige frequente Kookkurenzpartner für *Nation*, obwohl sie im Zusammenhang mit einer ethnischen Einheit und einem Staat verwendet werden. So habe ich die Wörter wie *heilig*, *Römisch* und *Reich* oder *Kaiser* nicht behandelt, da sie sehr wenig mit dem modernen Nationsbegriff zu tun haben.

Zur Interpretation der Ergebnisse habe ich das von Haß (2005) vorgeschlagene Frageverfahren benutzt. Die Fragen wurden jedoch ausschließlich deduktiv, ausgehend von den Ergebnissen der Kookkurenzanalyse, formuliert. Nur musste ich berücksichtigen, dass die deutschen und georgischen Fragen zu Vergleichszwecken durch die gleichen Fragen eingeleitet werden sollten. So werden die typischen Attribute, anhand deren das Wort *Nation* charakterisiert wird, den folgenden Fragen zugeordnet: „Wie ist eine Nation? Wie soll/kann eine Nation sein?“ Dabei gilt die letzte Frage eher für die georgischen Attribute als für die deutschen. In den georgischen Texten wird viel häufiger als in den deutschen thematisiert, wie eine „gute“ *Nation* sein soll: dass sie den einheitlichen Interessen dienen

und zusammenhalten soll, dass sie freiheitsliebend, geistig geeint und solidarisch sein soll. Da die gleichen Attribute auch zur allgemeinen Charakterisierung einer Nation verwendet werden und somit die Grenzen zwischen Soll- und vorhandenen Eigenschaften in den Texten fließend sind, habe ich sie nicht getrennt behandelt.

Zur Übersicht über den lexikalischen Zusammenhang des deutschen und georgischen Nationsbegriffs und zum Aufzeigen von kulturspezifischen Nuancen, wird eine Fragepalette verwendet, die sich leicht von der im Lexiko unterscheiden:

- Auf welche Nationen wird am häufigsten Bezug genommen?
- Wie ist eine Nation? Wie soll/kann eine Nation sein?
- In welcher Beziehung stehen zwei Nationen zueinander?
- Was macht man zum Vorteil einer Nation?
- Was macht man zum Nachteil einer Nation?
- Was tut die Nation (zusammen als eine Gesamtheit)?
- Was (wen) hat eine Nation? Wer/was gehört zu einer Nation?
- Was wird im Zusammenhang mit dem Wort Nation gewöhnlich thematisiert?
- Mit welchen Wörtern wird die Beziehung einer Person zu ihrer eigenen Nation ausgedrückt?

Die Ergebnisse der Untersuchung befinden sich im Anhang unter Tabelle 4. Der Anhang enthält außerdem die Angaben zu den Themen, in dessen Zusammenhang das Wort *Nation* nach COSMAS II verwendet wird. Für die Verwendung der georgischen Entsprechung für *Nation* war es leider nicht möglich, die gleiche Auskunft zu ermitteln. Einen gewissen Eindruck jedoch machen die Wörter, die in der Tabelle 4 als Antworten auf die Frage *-Was wird im Zusammenhang mit dem Wort Nation gewöhnlich thematisiert?* - dargestellt werden.

Zum Schluss möchte ich einiges zur Auswertung der Ergebnisse sagen. Eine umfangreiche Interpretation habe ich jedoch nicht vor. Das Ziel war ja, die Ergebnisse durch die treffende Darstellung möglichst für sich sprechen zu lassen. Ich möchte nur auf einige Unterschiede zwischen der deutschen und georgischen Verwendung des Nationsbegriffs aufmerksam machen, die durch die Kookkurenzanalyse aufgezeigt werden konnten. So kann der Tabelle 3. leicht entnommen werden, dass in georgischen Texten das Wort für Nation stärker zur Selbstthematization verwendet wird als in den deutschen Texten. Die frequenten Attribute (und die entsprechenden Belege) zur Nation sprechen dafür, dass sich die Georgier gern als eine kleine, aber freie, kulturbewusste, freiheitsliebende, gastfreundliche, tolerante, alte, eigenständige Nation bezeichnen, die für die Bewahrung ihrer Werte, Traditionen, eigenständigen Kultur und Sprache kämpft und sich ggf. opfern soll. Als ein Ideal wird eine Nation angesehen, die sich für die eigenen Interessen einigt und zusammenhält, metaphorisch: sich wie eine Faust ballt. Die anderen Attribute wie *politisiert* oder *irreführt* entstammen auch zum großen Teil dem Selbstthematizationdiskurs, jedoch aus selbstkritischen Perspektiven. In deutschen Texten ist die Selbstthematization mit dem Wort *Nation* eher seltener der Fall, was auch

den Themenangaben zu entnehmen ist: so thematisieren laut COSMAS II 6.494 politische Texte mit dem Wort *Nation* das Ausland und nur 2.712 Texte Inlandfragen. Zu den Attributen, die nur oder häufig unmittelbar auf die deutsche Nation Bezug nehmen, gehören nur *wiedervereinigt* oder *verspätet*. In deutschen Texten wird außerdem im Unterschied zu den georgischen Texten nicht ausschließlich positiv, sondern auch negativ konnotiert. So wird durch den Begriff *Melkkuh* in mehr als 130 Belegen die Nation (diesmal eher synonym für Staat als eine ethnische Einheit) leicht ironisch als eine Institution thematisiert, die einige von ihren Angehörigen ausnutzt (11):

- (6) "Wir wollen kein Geld vom Staat, aber wir wollen auch nicht ständig als **Melkkuh der Nation** missbraucht werden - und jetzt will man der Kuh auch noch die Beine amputieren."  
**Hamburger Morgenpost, 07.07.2010, S. 02.**

Kleine Unterschiede zeigen sich auch bei den thematisch verwandten Begriffen zum Wort *Nation* in deutschen und georgischen Texten. Zwar wird sowohl in deutschen als auch in georgischen Texten *Nation* im Zusammenhang mit Begriffen wie *Staat*, *Religion*, *Fußball* (*Sport*) und *Geschichte* verwendet, doch werden in den georgischen Texten die Werte und die religiösen Institutionen stärker mit dem Nationsbegriff in Verbindung gebracht als im Deutschen (*Kirche*, *Würde*, *Ideale* gehören zu den frequenten Kookkurenzpartnern des georgischen Wortes für *Nation*).<sup>10</sup>In deutschen Korpora wird hingegen die Nation häufiger mit dem Nationalismus in Verbindung gebracht als im Georgischen. Die georgische Entsprechung für *Nationalismus* kommt im Gekko-Korpus im Zusammenhang mit dem Nationsbegriff nur 6-mal vor, 5-mal jedoch in dem gleichen Text der georgischen Zeitung *24 Saati*<sup>11</sup>, wo der europäischen Auffassung des Nationsbegriffs besprochen wird.

An dieser Stelle möchte ich die Analyse unserer kurzen Untersuchung und den Vergleich der Kookkurenz des Nationsbegriffs in deutschen und georgischen Texten abschließen. Für weitere Unterschiede und Ähnlichkeiten soll die Tabelle 4 selbst sprechen. Insgesamt hat es die Kookkurenzanalyse teilweise möglich gemacht, Aspekte herauszufinden, die den Nationsbegriff in beiden Sprachräumen auszeichnet, und mit welchen Konzepten dieser Begriff sowohl syntagmatisch als auch paradigmatisch (vgl. thematisch verwandete Kookkurenzpartner) verbunden ist. In diesem Sinn kann die Distributionsanalyse als eine gute Grundlage für die diskursive, kontrastive lexikographische begriffliche Analyse dienen. Dabei empfiehlt sich für die diskursbezogene Analyse eine viel sorgfältigere zielorientierte Textauswahl und Beleguntersuchung als es bei der vorliegenden exemplarischen Untersuchung der Fall war. Eine diskursive Untersuchung erfordert außerdem eine komplexere Annotation von Texten

---

<sup>10</sup>Außerdem tauchen im Georgischen anders als im Deutschen vermehrt die Begriffe auf, die dem Konflikt- oder Krisendiskurs entstammen (etwa: *Territoriale Integrität*, *Überleben*), Allerdings ist dies nicht durch die besondere Verwendungsweise des Nationsbegriffs bedingt, sondern durch die Tatsachen aus der neueren Geschichte Georgiens: ethnische Konflikte und Krise nach der sowjetischen Wende.

<sup>11</sup>Auf den Text wird mit Hilfe von Gekko-Korpus Bezug genommen. Leider war das genaue Datum im Korpus nicht angegeben, so dass eine vollständige Quellenangabe nicht möglich war.

als es für eine bloße Distributionsanalyse nötig ist. Die Distributionsanalyse kann aber schnell zur Bildung von Hypothesen der Analyse beitragen. Ohne die Beleguntersuchung war jedoch auch die vorliegende Interpretation der Distributionsanalyse nicht möglich. So konnte z.B. der Kookkurenzliste nicht direkt entnommen werden, ob das Adjektiv *stolz* zur Charakterisierung einer Nation oder einer Person, die stolz auf die eigene Nation ist, verwendet wurde. Die Belegüberprüfung hat gezeigt, dass in deutschen Texten die erste Verwendungsart überwiegt, während in den georgischen beide Verwendungsarten fast mit gleicher Frequenz präsent sind.

Als eine lexikographische Darstellung ermöglicht die vorliegende Interpretationsweise der Distributionsanalyse einen schnellen Überblick über den lexikalischen Kontext eines Wortes, was einem Übersetzer oder jemandem, der Texte in einer fremden Sprache verfasst, eine nicht weniger große Hilfe leisten kann als etwa die Angaben über die „sinnverwandten“ Wörter. Nicht zuletzt trägt die Distributionsanalyse zu einem tieferen Verständnis der Wortverwendung bei.

## 6. Fazit

Zum Schluss können wir auf die eingangs gestellten Frage, insbesondere auf die Frage „Was sagt die Distribution eines Wortes über dessen Bedeutung aus?“ schon eine sichere Antwort geben: Die Distribution eines Wortes macht einen Teil des sprach- und kulturspezifischen Bedeutungswissens ersichtlich, indem sie uns einen Überblick über den gewöhnlichen lexikalischen Kontext ermöglicht. Dem lexikalischen Kontext können Informationen über die syntaktische Leerstellen und dessen Füllungen, über die thematischen Zusammenhänge, Einstellungen der Sprecher zu einem bestimmten Begriff und sogar einige Kriterien der Wortverwendung (s.o.) entnommen werden. Dabei ist die Distribution eines Wortes nicht so aufschlussreich wie der lexikalische Kontext selbst. Die Ergebnisse der Distributionsanalyse sind schwieriger zu deuten, weil die Beziehung zwischen einem Stichwort und dessen Kookkurenzpartnern auf verschiedene Weise interpretiert werden kann: die Ergebnisse der Distributionsanalyse sind somit erst anhand einer guten Sprachkenntnis und Textbeleguntersuchung möglich. Zur Interpretation der Distributionsanalyse trägt die Strukturierung durch Fragen oder, wie Heringer (1999) in seiner Monographie anbietet, durch semantische Plots bei. Dabei erweist sich als eine Grundlage für eine objektive semantische Untersuchung und eine lexikographische Darstellung der Wortbedeutung die Strukturierung durch Fragen produktiver, weil sich durch dieses Verfahren schnell die Informationen finden lassen, die für einen bestimmten Zweck wichtig sind. In beiden Fällen ermöglicht die Distributionsanalyse einen Überblick über die Wortverwendung, ohne eine komplexe, selbst schwer zu interpretierende Metasprache anzuwenden.

Die Informationen über den näheren lexikalischen Kontext, die die maschinelle Distributionsanalyse liefert, sind jedoch nicht vollständig, wie auch immer wir unsere

Methoden verfeinern. Die Reliabilität und die Interpretierbarkeit der Distributionsdaten wird, wie aus den Abschnitten 4.2 bis 4.4 ersichtlich, dadurch beeinträchtigt, dass die Markierung von Ambiguität, Koreferenzfällen und negierten potentiellen Kookkurenzpartnern eines Stichworts in größeren Textkorpora nicht umsetzbar ist. Beeinträchtigt wird die Reliabilität auch durch die Trennung der Teile einer festen Wortverbindung. Dies kann aber durch eine Annotation der phraseologischen Einheiten vermieden werden.

Fraglich bleibt, wie groß der Umfang des näheren lexikalischen Kontextes sein sollte, in dem die Distribution eines Wortes gesucht wird. Im Abschnitt 4.1 habe ich gezeigt, dass durch die Beschränkung auf ein Prädikationsschema, eine Propositionsäußerung oder einen Satz in vielen Fällen viele relevante Daten verlorengehen. Eine solche Verkürzung kann außerdem die vollständige Reliabilität der Daten nicht garantieren. Es ist nicht auszuschließen, dass die Ergebnisse der Kookkurenzanalyse semantisch irrelevante oder wenig relevante Daten enthalten, die nach der Analyse gefiltert werden müssen. Anhand einer vorläufigen Beispielanalyse kam ich die These vertreten, dass der Umfang einer Wortdistribution generell satzübergreifend, vorzüglich durch einen Absatz festgelegt werden kann. Jedoch bedarf eine genaue Festlegung der Distributionsdomäne weiterer Untersuchungen.

Trotz der Probleme stellt die Distributionsanalyse eine gute Grundlage für objektive linguistisch-semantische Untersuchungen dar. Im Abschnitt 5 konnte durch den Vergleich zwischen der Distribution deutscher und georgischer Nationsbegriffe aufgezeigt werden, dass durch die Distributionsanalyse die sprach- und kulturspezifischen Aspekte beider Begriffe leicht und schnell ersichtlich werden konnten. Durch die Strukturierung anhand von Fragen konnte gezeigt werden, wie weit die Kookkurenzdaten über die rein syntaktischen Informationen hinausgehen und wie sich die sprachlich und kulturell spezifischen Wortverwendungsaspekte übersichtlich darstellen lassen. In diesem Sinne kann die Kookkurenzanalyse auch zur Untersuchung des Bedeutungswandels oder beim Vergleich von synonymen Ausdrücken gebraucht werden. Ebenfalls produktiv sein kann die Kookkurenzanalyse als Grundlage für die Analyse einzelner größerer Texte, Textsorten, Wahlreden und vieles mehr. Bei einer den einzelnen Untersuchungszwecken angepassten methodischen Verfeinerung kann die distributive Semantik in der Zukunft nur an Bedeutung gewinnen. Dafür dürfen die Möglichkeiten der Kookkurenzanalyse weder überbewertet noch unterbewertet werden. Die Daten, die diese Analyse zugänglich macht, enthalten nicht alles, was gebrauchts- und verstehensrelevant ist, und was sie enthalten, ist nicht alles semantisch relevant. Trotzdem bietet die Distributionsanalyse einen guten Überblick über die Nuancen der Verwendung und die lexikalischen Zusammenhänge eines Wortes, was kaum ein anderes Verfahren leisten kann.

## Literaturverzeichnis

- Baayen, R. Harald (2001): *Word frequency distributions*. Dordrecht, Boston: Kluwer Academic (Text, speech, and language technology, 18).
- Engelberg, Stefan; Lemnitzer, Lothar (2001): *Lexikographie und Wörterbuchbenutzung*. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg-Einführungen, 14).
- Fraas, Claudia (1996): *Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen. Die Konzepte "Identität" und "Deutsche" im Diskurs zur deutschen Einheit*. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 3).
- Haß, Ulrike (2005): „Semantische Umgebungen und Mitspieler“. In: Ulrike Hass (Hg.): *Grundfragen der elektronischen Lexikographie*. Elexiko, das Online-Informationssystem zum deutschen Wortschatz. Berlin, New York: Walter de Gruyter (Schriften des Instituts für deutsche Sprache, 12), S. 227–235.
- Heringer, Hans Jürgen (1999): *Das höchste der Gefühle. Empirische Studien zur distributiven Semantik*. Tübingen: Stauffenburg-Verl (Stauffenburg Linguistik, 15).
- Konerding, Klaus-Peter (1993): *Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie*. Zugl.: Heidelberg, Univ., Diss., 1992. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik, 142).
- Kunze, Claudia; Lemnitzer, Lothar (2007): *Computerlexikographie. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Lewandowski, Theodor (1990): *Linguistisches Wörterbuch*. 5. Aufl. Bd. 3. Heidelberg: Quelle & Meyer (Uni-Taschenbücher, 1518).
- Mitchell, T. F. (1975): *Principles of Firthian linguistics*. London: Longman (Longman linguistics library).
- Weiß, Christian (2005): *Die thematische Erschließung von Sprachkorpora*. In: *Online publizierte Arbeiten zur Linguistik*, S. 1–14, zuletzt geprüft am 01.03.2013.
- Wittgenstein, Ludwig (1999): *Philosophische Untersuchungen*. In: Ludwig Wittgenstein Werkausgabe, 1 Frankfurt am Main: Suhrkamp (=PU).

## Quellenverzeichnis: Softwares, Korpora und Online-Dokumentationen:

- Anthony, Laurence (2011): AntConc: Faculty of Science and Engineering, Waseda University, Japan. Online verfügbar unter: [http://www.antlab.sci.waseda.ac.jp/antconc\\_index.html](http://www.antlab.sci.waseda.ac.jp/antconc_index.html), zuletzt geprüft am 11.03.2013.
- Elexiko. Online-Wörterbuch zur deutschen Gegenwartssprache: Institut für Deutsche Sprache. Online verfügbar unter <http://www.owid.de/wb/Elexiko/start.html>, zuletzt geprüft am 11.03.2013.
- Meurer, Paul (Projektleiter) (2013): GEKKO – das Korpus der modernen georgischen Sprache. Online verfügbar unter <http://iness.uib.no/gekko/overview?session-id=234188343724159&corpus=georgian-disamb>. 15.03.2013
- Heringer, Hans Jürgen: Überblick zur Software "Semantischer Inspektor". Müller, Klaus. Universität Augsburg. Online verfügbar unter <http://www.philhist.uni-augsburg.de/faecher/germanis/daf/neu/heringer/ins01.php>. Zuletzt geprüft am 11.03.2013
- Quasthoff, Uwe; Richter, Matthias; Biemer, Christian (2011): *Corpus Portal for Search in Monolingual Corpora*. Leipzig: Leipzig University, Computer Science Department.

Online verfügbar unter <http://corpora.informatik.uni-leipzig.de/index.php>, zuletzt geprüft am 11.03.2013.

Quasthoff Uwe; Heyer, Gerhard: Leipzig Corpora Collection User Manual=(LCCUM).Leipzig: Natural Language Processing Department. Online verfügbar unter <http://corpora.informatik.uni-leipzig.de/download/LCCDoc.pdf>, zuletzt geprüft am 11.03.2013.

Anschrift des Verfassers

*David Giorgobiani*  
***Staatliche Ivane-Javakhishvili Universität Tbilissi***  
*Doktorand der Abteilung für Deutsche Philologie*  
*der Fakultät für Geisteswissenschaften*  
***Chavchavadze ave 36, Georgien, Tbilissi 0179***  
*DAAD Stipendiat*  
*am Germanistischen Seminar I*  
*(germanistische Sprachwissenschaft)*  
*der Heinrich Heine Universität Düsseldorf*  
*Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf*

*E-Mail: [d.giorgobiani@gmail.com](mailto:d.giorgobiani@gmail.com)*



# **Kulturelle Prägung des universitären Wissenschaftsdiskurses Deutsche und georgische universitäre wissenschaftliche Textsorten im Vergleich**

*Magda Gugunischvili, Tbilissi*

Die wissenschaftliche Kommunikation, wie die Kommunikation im Allgemeinen, ist ein verbales Handeln. Sie entsteht im wissenschaftlichen Bereich unter bestimmten Rahmenbedingungen, verfolgt ein bestimmtes Ziel und ist auf einen oder mehreren Partner bezogen (vgl. Heinemann 2000). Die wissenschaftliche Kommunikation vollzieht sich mit Hilfe von wissenschaftlichen Texten, die auf Grund von gemeinsamen pragmatisch-syntaktischen Merkmalen auf engste miteinander verbunden sind und sich in einem Diskurs vereinigen, der als wissenschaftlicher Diskurs bezeichnet werden kann (vgl. Heinemann 2002: 25). Jeder Text ist demnach ein Bestandteil des Diskurses und enthält immer seine Funktion und seine eigentliche Bedeutung erst von dem Hintergrund dieses Diskurses als eines Ganzen. Zum einen bilden wissenschaftliche Texte den Wissenschaftsdiskurs, zum anderen aber bestimmt der Wissenschaftsdiskurs die Handlungsrahmen, in denen wissenschaftliche Texte verfasst werden sollen. Die Einzeltexte werden vom Diskurs ‚(mit-)determiniert‘ (ebd.).

Im vorliegenden Beitrag wird versucht, beim vergleichenden Vorgehen das empirische Material – (Paralell-) Corpora von deutschen und georgischen schriftlichen Texten der wissenschaftlichen Textsorten textgrammatisch und kulturspezifisch zu analysieren, mit dem Ziel in deutschen und georgischen universitären Wissenschaftsdiskursen sprachlich-kulturell bedingte Unterschiede und Gemeinsamkeiten festzustellen.

Beim Vergleich werden konkrete deutsche und georgische wissenschaftliche Texte und zwar Referate, Haus- und Magisterarbeiten (2006-2013) von deutschen und georgischen Magisterstudierenden aus dem Bereich Germanistik als empirische Materialien zur Analyse herangezogen.

Das Korpus, dessen Forschungsergebnisse im vorliegenden Beitrag dargestellt werden, umfasst:

- 10 Hand-Outs (2005-2007, Universität des Saarlandes, Fachrichtung Germanistik 4. 1 – Deutsch als Fremdsprache)
- 10 Hausarbeiten (2005-2007, Universität des Saarlandes, Fachrichtung Germanistik 4. 1 – Deutsch als Fremdsprache)
- 20 Magisterarbeiten (2009-2012 Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Philosophische Fakultät, Fach: Germanistische Sprachwissenschaft)
- 10 Referate (2005-2007 Staatliche Djavakhishvili Universität Tbilissi, Abteilung für Deutsche Philologie)
- 3 Magisterarbeiten (2007-2013 Staatliche Djavakhishvili Universität Tbilissi, Abteilung für Deutsche Philologie), die auf Deutsch verfasst sind.

## **1. Zwei Konzepte über den Wissenschaftsdiskurs**

In der Sprachwissenschaft gibt es zwei Konzepte über den Wissenschaftsdiskurs, die seine kulturelle Geprägtheit unterschiedlich betrachten. Das sind: das Universalienkonzept und das Relativitätskonzept.

Die Universalitätshypothese, deren bekanntester Vertreter Henry G. Widdowson (1979 nach Gläser 1992: 83) ist, besagt, dass ein Wissenschaftssystem unabhängig von Einzelkulturen existiert. Die typischen Formen der wissenschaftlichen Kommunikation und Fach- bzw. Wissenschaftssprachen, die beim Verfassen wissenschaftlicher Texte verwendet werden, besitzen einen universalen Charakter, weil die Fachwissenschaftler, die solche Texte produzieren, „die gleichen interkulturellen und methodischen Handlungen ausführen, das gleiche Begriffssysteme verwenden und das gleiche Instrumentarium der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung erwerben“ (ebd.).

Widdowsons Universalitätshypothese besagt, dass Methoden, Begriffe und Inhaltsstrukturen einer Wissenschaft ein übersprachliches System bilden, das von den Einzelsprachen unabhängig ist und erst über den Prozess der Vertextung einzelsprachlich realisiert wird. (vgl. Gnutzmann 1992: 268).

Den Gegensatz zur Universalitätshypothese stellt das Relativitätskonzept, „die Auffassung von der Kulturgebundenheit des wissenschaftlichen Diskurses“ dar (Gnutzmann 1992: 268). Die wichtigsten Vertreter dieses Konzeptes, die die Frage der kulturellen Besonderheiten der Einzelsprachen aufwerfen, sind der Hermeneutiker Hans Georg Gadamer und der Kulturanthropolog Johan Galtung. Gadamer vertritt die Meinung, „dass es kulturspezifische Denk- und Formulierungsgewohnheiten gibt“ (Gadamer 1965, nach Gläser 1992: 87).

Johan Galtung führt diese Meinung weiter und behauptet, „dass es prototypische nationale „interkulturelle Stile“ gibt, die Denk- und Formulierungsstil eines Natur- oder Geisteswissenschaftlers in einem bestimmtem Kulturkreis beeinflussen und daher nicht universell sind.“ (1985: 154 ff)

Ogleich nach dem Relativitätskonzept eingeräumt wird, dass die allgemeinen prototypischen Merkmale von in einem Wissenschaftsdiskurs vereinigten wissenschaftlichen Textsorten im allgemeinen universal sind, weisen die Texte derselben Textsorte jedoch in verschiedenen Kulturen große Unterschiede in ihrem Textmuster auf, nach dem sie verfasst sind. Auch nach Ulla Fix wirken die Textmuster „als Handlungsanweisungen, die sowohl prototypisches Wissen über eine Textsorte vermitteln, als auch Handlungsfreiräume für jede Kulturgemeinschaft freilassen“. (Fix 2008: 85). Daher wird die Realisierung von wissenschaftlichen Textsorten in konkreten Texten immer von der Kultur beeinflusst, in deren Rahmen diese Texte entstanden sind.

## **2. Kulturelle Prägung von wissenschaftlichen universitären Textsorten**

Ulla Fix (2008: 85 ff.) spricht über „Kulturspezifik von Textsorten.“ Nach ihrer Auffassung verfügen die Mitglieder einer Kultur- und Kommunikationsgemeinschaft routinemäßig über Textsorten. Sowohl schriftliche als auch mündliche Texte gehören mit ihrer gesellschaftlichen Funktion zu den Selbstverständlichkeiten der Kultur. Andere

Kulturgemeinschaften können andere Textsorten, andere Selbstverständlichkeiten besitzen. Das bringt die Notwendigkeit mit sich, die Selbstverständlichkeit der anderen kennenzulernen. Damit ist gemeint, dass die einzelsprachliche Spezifik zugleich auch stets kulturelle Spezifik darstellt, und Textsorten wie andere Routinen unseres Handelns auf kulturellen Übereinkünften beruhen. Textsorten haben also grundsätzlich einen kulturellen Status (vgl.: Fix 2008: 111). Deshalb sondert Fix neben den sieben Kriterien<sup>1</sup> auch noch ein achties Kriterium der Textualität aus, nämlich die Kulturalität, d.h. das Kriterium der kulturellen Geprägtheit. (Fix 2001: 1)

In jeder Kultur erwerben Kulturangehörige das nötige Kulturwissen als Routinewissen im Sozialisationsprozess. Aber wenn man nur über eigenes Kulturwissen von Textsorten verfügt, besteht die Gefahr „des Mißverstehens fremder und des Mißglückens eigener kommunikativer Akte, einschließlich der Produktion und Rezeption von Texten einer Textsorte.“ (Fix 2001: 2)

Daher ist es besonders wichtig, Textsorten in verschiedenen Kulturen zu analysieren und interkulturell zu vergleichen. Kulturelle Prägung ist sowohl in der sprachlichen Ausführung als auch in den Strukturen von Texten merkbar. Daher spielen die Kulturkonzepte und Traditionen bei der Textproduktion eine große Rolle.

Zahlreiche Untersuchungen haben gezeigt, dass im wissenschaftlichen universitären Bereich interkulturelle Unterschiede reichlich vorhanden sind. Auch solche wissenschaftlichen universitären Textsorten, die in verschiedenen Kulturen unter ähnlichem Namen vereinigt sind und fast gleiche Funktionen ausführen, sind unterschiedlich produziert und weisen bestimmte Merkmale auf, die nur für eine Kultur charakteristisch sind.

Nach Eßer (1997: 176) existieren für ein und dieselbe Textsorte unterschiedliche Textmuster in verschiedenen Kulturen, d. h. dass ein und dieselbe Textsorte unterschiedlich in verschiedenen Kulturen produziert wird, sowohl inhaltlich als auch gedanklich und stilistisch.

*Es gibt bestimmte Stilnormen für wissenschaftliche Texte, die allgemein bekannt sind. Beispielsweise zeichnet sich Wissenschaftsstil durch Abstraktion, Objektivität, Quellentreue, Rationalität, Genauigkeit, Vollständigkeit und Präzision der Aussage, Unpersönlichkeit, Klarheit, Folgerichtigkeit, Sachlichkeit, logische Argumentation, Streben nach Knappheit (Informationsökonomie) aus.*

Der wissenschaftliche Stil ist sachlich, emotionsfrei, metaphernfrei, d.h. nüchtern, frei von sprachlichem Schmuck und kreativ-bildhaften Formulierungen. Als Basisform des wissenschaftlichen Stils kann der stabile und standardisierte Stil gelten.

Aber trotz obengenannter Stilnormen wird jeder Text individuell produziert und enthält neben den prototypischen Merkmalen auch Freiräume des individuellen Handelns.

---

<sup>1</sup> Sieben Kriterien der Textualität: Kohäsion, Kohärenz, Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität, Intertextualität (Beaugrande/Dressler 1981: 5).

### 3. Der Vergleich von deutschen und georgischen wissenschaftlichen universitären Textsorten

Esgibt offensichtliche Unterschiede, aber auch bestimmte Gemeinsamkeiten zwischen den deutschen und georgischen wissenschaftlichen Diskursen. Wissenschaftliche universitäre Texte „als akademische Ausdrucksform“ (Eßer 1997: 11) weisen im deutschen und georgischen universitären Bereich unterschiedliche Charakteristika auf. Das Textwissen, das sowohl der Textproduktion als auch der Textrezeption zugrunde liegt, z.B. das Wissen über Textfunktion, Aufbau, Form, Stil usw., ist ebenfalls unterschiedlich. Ungeachtet dessen erfüllen diese Textsorten sowohl im Kontext der deutschen als auch der georgischen akademischen Gepflogenheiten meistens dieselben Funktionen. Die Hauptfunktion von wissenschaftlichen universitären Textsorten im deutschen und im georgischen universitären Kulturkreis ist die Informationsfunktion.

Hier wird versucht, allgemeine Unterschiede zwischen deutschen und georgischen wissenschaftlichen universitären Textsorten - Referat, Hand-Out, Hausarbeit, Magisterarbeit - kurz darzustellen.

#### 3.1. Textsorte ‚Referat‘

Für mündliche wissenschaftliche universitäre Texte dient als prototypisches Muster das mündliche studentische Referat, dessen entsprechende konkrete Textsorten/Realisationen im Deutschen und im Georgischen unterschiedlich sind.

Im deutschen universitären Bereich bedeutet mündliches **Referat** ‚frei sprechen‘, d.h. der Referent hat die Aufgabe, wissenschaftliche Inhalte öffentlich mündlich präsentieren zu können, ohne sie vorher komplett schriftlich fixiert zu haben.

„Ein Referat erfüllt die Funktion, über den Inhalt eines oder mehrerer Texte zu berichten, es ist Information und Kurzfassung, es produziert nicht, sondern reproduziert den Aussagegehalt von Texten.“ (Franck 2004:179)

Entsprechend lernen die Studenten, nach Stichpunkten frei zu sprechen, Gedanken mündlich zu formulieren und logisch zu argumentieren. Das Thema eines Referats ist durch einen Seminarinhalt bestimmt. Zum ausgewählten Thema muss der Referent verschiedene Quellen bearbeiten, zusammenfassen und dann den Zuhörern vermitteln. Der Referent versucht bei der Präsentation eine Kommunikationssituation zu schaffen, in der bei den Zuhörern Interesse geweckt und sie in eine Interaktion einbezogen werden.

Für den Präsentationsprozess kann manchmal auch Spontaneität charakteristisch sein, deshalb sind Normabweichungen möglich. Die Sätze sind eher kurz und einfach, damit wird der Verstehensprozess für die Zuhörer leichter.

Dabei spielen Blickkontakt und Körpersprache auch eine wichtige Rolle. An ihnen kann der Referent ablesen, was die Zuhörer gut verstehen, oder was er wiederholen und noch einmal erklären soll.

Das Referat im georgischen universitären Bereich kommt mit seinem Charakter und seinem Aufbau einem mündlichen Vortrag näher als einem (deutschen) mündlichen Referat. Das Thema des georgischen Referats wird ebenfalls aus den Seminarthemen ausgewählt, seine Funktion besteht auch darin, verschiedene wissenschaftliche Quellen zu bearbeiten, zusammenzufassen und den Zuhörern zu vermitteln. Das alles macht man jedoch schriftlich, d.h. es wird ein möglichst vollkommener Text schriftlich produziert und bearbeitet. Erst nachher präsentiert man das vor den Zuhörern, wobei man den Text in der Regel vom Blatt oder in der letzten Zeit vom Monitor (Bildschirm eines PCs) vorliest. So ist das freie Sprechen für ein georgisches Referat nicht besonders charakteristisch. Die Absicht, die Zuhörer in den Kommunikationsprozess einzubeziehen, gibt es fast nicht. Meistens gibt es auch keine Diskussion. Manchmal sind die Sätze der wissenschaftlichen Schriftsprache in Referaten zu lang und so kompliziert, so dass es schwer zu verstehen ist und die Aufmerksamkeit der Zuhörer gestört wird.

Ein wichtiger Bestandteil des deutschen Referats ist das Hand-Out oder Thesenpapier. Hand-Outs werden vom Referenten produziert und vor der Präsentation des Referats zwischen den Zuhörern verteilt. Hand-Outs erfüllen die Funktion, die Zuhörer über den Inhalt und Aufbau des Referats möglichst kurz, knapp und strukturiert zu informieren. Außerdem enthalten sie immer Zitate und Definitionen mit genauen Quellenangaben und zum Schluss ein Literaturverzeichnis. Diese Informationen helfen den interessierten Studierenden, selbst Materialien zu finden und zu bearbeiten. Oft wird ein Hand-Out so aufgebaut, dass es Raum für individuelle Notizen der Zuhörer lässt. Hand-Outs sind mit ihren Thesen und Beispielen auch eine gute Basis für die Diskussion.

Im georgischen universitären Bereich fehlten Hand-Outs in der Regel bis zur letzten Zeit, dennoch gibt es heutzutage Versuche sie zu produzieren. Ein georgisches Hand-Out hat aber öfters immer noch keine klar strukturierte und vollständige Form wie das deutsche.

Bei einem deutschen Referat sind die theoretischen Thesen durch Beispiele unterstützt und exemplifiziert. Solche Beispiele sind in der Regel vom Referenten gefunden und bearbeitet. Dem Thema des Referats entsprechend gibt es auch oft Gruppenarbeiten. Der Referent bereitet solche Aufgaben selbst vor, um zu prüfen, wie der Inhalt des Referats verstanden wird. Praktische Beispiele können auch zum Gegenstand der Diskussion werden.

### **3.2. Textsorte ‚Hausarbeit‘**

Nach der Präsentation eines Referats schreibt man im deutschen universitären Bereich eine Hausarbeit. Die Hausarbeit ist eine umfangreichere wissenschaftliche Arbeit, besteht ungefähr aus 15-25 Seiten. Ihr Ziel ist, den Studierenden nach und nach beizubringen, was wissenschaftliches Arbeiten bedeutet, wie man eine wissenschaftliche Arbeit, beispielsweise eine Magisterarbeit, schreibt, und welche Fertigkeiten dafür notwendig sind.

Im georgischen universitären Bereich besitzt eine **Hausarbeit** kein Äquivalent zu deutscher Hausarbeit. In Georgien stellt die Hausarbeit eher einen Aufsatz dar. Unter „Hausarbeit“ wurden früher auch einfache schriftliche Übungen verstanden, die für zu Hause aufgegeben wurden. Aber wenn wir die Tatsache berücksichtigen, dass der/ die DozentIn die von Studierenden präsentierten Referate nach Hause mitnimmt, um sie zu korrigieren und den Studenten erst nachher die Einschätzung zukommen zu lassen, können wir sagen, dass auch das georgische Referat eine Mischform zwischen dem deutschen mündlichen Vortrag und der deutschen schriftlichen Hausarbeit ist. Heutzutage gibt es an unserer Fachrichtung (für *Deutsche Philologie* an der TSU) schon erfolgreiche Versuche, Hausarbeiten nach einem deutschen Muster zu verfassen.

### 3.3. Textsorte ‚Magisterarbeit‘

Eine der wichtigsten wissenschaftlichen universitären Textsorten ist die **Magisterarbeit**. Wer eine Magisterarbeit schreibt, verfolgt mehrere Ziele: Er/sie will vor allem das Studium abschließen. Außerdem will er/sie damit zeigen, dass er/sie wissenschaftliche Themen oder problematische Fragen nach wissenschaftlichen Methoden selbständig bearbeiten und Ergebnisse sachgerecht darstellen kann.

Eine Magisterarbeit beruht sich auf den sieben Phasen der Textproduktion, die Marta Boeglin (Boeglin 2007:130) ausgesondert hat (generell entsprechend den sieben Etappen des wissenschaftlichen Arbeitens für eine wissenschaftliche Arbeit von Bünting (Bünting 2005:19-23)):

1. Gedanken sammeln, z.B. mit einem Assoziogramm oder einem Brainstorming
2. Gedankensortieren
3. Gliederung erstellen
4. Erstentwurf schreiben
5. Inhaltliche Überarbeitung des Erstentwurfs
6. Sprachlich-stilistische Textüberarbeitung
7. Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung korrigieren

Der Stil einer deutschen Magisterarbeit/ Masterarbeit ist objektiv, standardisiert, stabil und sachbezogen (vgl. Fleischer/Michel 1975: 260). Lange Zeit herrschte in der deutschen Wissenschaftssprache ein „Ich-Tabu“. Der Autor eines wissenschaftlichen Textes durfte nicht als *ich* hervortreten, sondern musste sich hinter dem wir und den Man- oder Passivsätzen verstecken (vgl. Esselborn-Krumbiegel 2008: 182).

In neueren Magisterarbeiten finden wir zunehmend das „ich“ des Autors:

- *Methodisch werde ich in Form einer kontrastiven Analyse verfahren und zunächst die rechtssprachliche und gemeinsprachliche Bedeutung jener Begriffe abstrahiert voneinander betrachten. Zur Darstellung der rechtssprachlichen Bedeutung bediene ich mich der Erläuterungen aus Rechtswörterbüchern, Gesetzes- und Kommentartexten.*
- *Bei der Definition des Korpus habe ich ausschließlich Quellentexte aus Deutschland gewählt und das Korpus zudem auf die Jahrgänge 1950 – 2009 eingegrenzt.*
- *Anschließend werde ich auf die Anfänge der Jugendsprache eingehen.*

Aber in wissenschaftlichen Texten ist oft nicht „der Akteur einer Handlung“ (ebd.) sondern das Ergebnis wichtig, deshalb sind Passivkonstruktionen und Infinitiv- und Partizipialgruppen unverzichtbar:

- In den folgenden Kapiteln **sollen** die bestehenden Ansätze zur Jugendsprache **aufgezeigt** und miteinander **verglichen** und anbei zentrale Begriffe sowie aktuellere Untersuchungen zum Themenkomplex **vorgestellt werden**.
  - Hier **soll zuerst aufgezeigt werden**, dass besagte Merkmale in den vorliegenden Arbeiten ebenso uneinheitlich definiert vorliegen wie die zentralen Begriffe zum Themengebiet. Als nächstes **wird** mit dem kreativen Sprachspiel ein typisches Merkmal der Jugendsprache **herausgegriffen** und kritisch **hinterfragt**.
  - Dabei **soll** zunächst die spezifische Fachsprachlichkeit der Rechtssprache **dargelegt werden**. Basierend auf den daraus gewonnenen Erkenntnissen, **soll festgestellt werden**, wie die Rechtssprache den Bedingungen ihres institutionellen Gebrauchs angepasst ist.
  - Als zu untersuchende Begriffe **wurden** bewusst solche **gewählt**, die im gemeinsprachlichen Gebrauch recht unbedarft **verwendet werden**, in ihrer Bedeutung zum Teil von subjektiven Aspekten geprägt sind und ein relativ umfangreiches Bedeutungsspektrum und einen z.T. recht unspezifischen Gebrauch aufweisen.
  - ‚Eine Hausarbeit **zu schreiben** bedeutet, in einem begrenzten Zeitraum eine wissenschaftliche Fragestellung **zu bearbeiten**.‘
  - Häufig ist es sinnvoll, sich einen theoretischen Überblick über das Thema **zu schaffen**.‘
  - Im zweiten Teil der Arbeit **wird** der Versuch **unternommen**, anhand der Begriffe Vorsatz, Beleidigung und Sache, Interferenzen zwischen Rechtssprache und Gemeinsprache **aufzuzeigen** und dabei gezielt die Störungspotentiale **darzulegen**.
  - Diese Magisterarbeit hat sich zum Ziel gesetzt, die zentralen Aspekte zum Thema „Jugendsprache“ **näher zu beleuchten** und mitunter **kritisch zu hinterfragen**.
  - Es **werden** also weitere Kriterien **benötigt, um** Performative isoliert **zu definieren**. Die Analyse des gebräuchlichen Wortschatzes macht deutlich, dass nur einige wenige Verben geeignet **zu sein scheinen**, in einem solchen performativen syntaktischen Rahmen **eingesetzt zu werden, um** eigenständige Handlungen **vollziehen zu können**.
- Personalpronomen „wir“ bzw. Possesivpronomen „unser“ umfassen den Autor/-in und den Leser/-in, wo es nicht um die Stellungnahme des Schreibenden, sondern primär um Wissensvermittlung geht:
- Im Bereich der Ätiologie **haben wir** bereits gesehen, dass sich degenerative Erkrankungen anders auf das Erscheinungsbild der Aphasie auswirken als plötzlich auftretende Ursachen.
  - **Unser** Wissen über die Welt wird im Langzeitgedächtnis in Form von Konzepten gespeichert.
  - Ein paar der Symptome, die den Redefluss bei Aphasie-Patienten ins Stocken bringen können und den normalen Sprechablauf behindern, **haben wir** bereits kennen gelernt.
  - Nach dieser These **erkennen wir** ein Wort beim Lesen dadurch, dass **wir** Buchstabe für Buchstabe bis zum Wortende erkennen und die Buchstabenkette anschließend mit Lexikoneinträgen vergleichen.
  - Wenn **wir** einen Phraseologismus kennen, dann kennen **wir** ihn in einer genauen Kombination von Wörtern.
- Statt Synonymen werden Wiederholungen verwendet:
- Henne zufolge existiert eine systematische **Jugendsprache** nicht. Aus diesem Grund muss der Begriff „**Jugendsprache**“ bei einer Verwendung in einer linguistischen Untersuchung stets in Anführungsstriche gesetzt werden. Erklärt wird dies damit, dass

„**Jugendsprache**“ in der Vergangenheit häufig vortheoretisch, unscharf verwendet und bloß als lexikalisch-phraseologisches Phänomen verstanden wurde.

- Auch wenn an dieser Stelle aus thematischen Gründen Saussures **Zeichenbegriff** nicht in allen Einzelheiten dargestellt werden kann, sei jedoch festgehalten, dass im „Cours“ dem **sprachlichen Zeichen** verschiedene Grundeigenschaften zugeschrieben werden, welche die Grundannahmen von Saussures Sprachtheorie weiter stützen und deswegen erwähnt werden sollten. Zunächst einmal definiert Saussure das **sprachliche Zeichen** wie folgt.

- Worauf es in diesem Kontext jedoch ankommt ist, **dass das sprachliche Zeichen** nach Saussures Auffassung, zum einen arbiträr ist, „so können wir dafür auch einfach sagen: **das sprachliche Zeichen** ist beliebig, zum anderen aber durch die Konventionen einer Sprachgemeinschaft festgelegt wird. Das einzelne Individuum einer Sprachgemeinschaft hat keinerlei bewussten, intentionalen Einfluss auf **das sprachliche Zeichen** und kann es nicht verändern. Dadurch bewegt sich **das sprachliche Zeichen** im ständigen Spannungsfeld seiner prinzipiellen Veränderlichkeit und seiner Unveränderlichkeit. Theoretisch könnte **ein sprachliches Zeichen** bei jeder seiner Verwendung verändert werden, praktisch ist dies in einer Sprachgemeinschaft jedoch nicht möglich.

- Den 6 **grammatischen Tempora** des deutschen Tempussystems entsprechen nicht in linearer Zuordnung 6 Bedeutungen **dieser Tempora**. **Die grammatischen Tempora** lassen sich nicht auf bestimmte objektiv- reale Zeiten beziehen.

Zur Textverflechtung stehen Adverbialbestimmungen am Satzanfang:

- ‚Hieraus ergeben sich. . .‘
- ‚Hierbei geht es darum, ...‘
- ‚Dann beginnt. . .‘
- ‚Hier kann auch. . . gegeben werden.‘
- ‚Daraus ergibt sich. . .‘
- ‚Deshalb wird zunächst erläutert.

Die Lexik ist maximal neutral. Adverbien haben überhaupt keine ästhetische Prägung, sie charakterisieren den Gegenstand sachlich und neutral:

- ‚klar umrissene Frage‘
- ‚wichtige Aussage‘
- ‚kurze Begründung‘
- ‚präzise Fragestellung‘
- ‚eigentliche Untersuchung‘
- ‚sprachliches Material‘
- ‚sinnvolle Unterteilung‘
- ‚wissenschaftliche Fragestellung‘

Kohäsion, die auf der intrastrukturellen Ebene des Textes die Kohärenz bedingt, wird durch Demonstrativpronomen, Pronominaladverbien, Konjunktionen und durch andere Redemittel geschaffen:

- **Andererseits** evoziert Hennes Untersuchung einige Kritikpunkte. Vor allem **weil** diese Untersuchung nur Sprechweisen von Schülern untersuchte, kann es **tatsächlich** nicht auf alle unterschiedlichen Varianten und Gruppen der Jugendsprache schließen. **Dazu** ließ er Die Gruppenbildungen innerhalb einer Klasse **ebenfalls** außer Acht und analysierte einen generell zu kleinen Datenkorpus. **Außerdem** beschäftigte sich Henne nur mit bestimmten Klassen und ignorierte **damit** die eigene definierte Altersspanne der Jugend. Die Untersuchungen waren **zudem** an bestimmte Orte gebunden, **sodass** er **folglich** auch kein Augenmerk auf regionale Unterschiede legte. **Folglich** haben viele Autoren diese



Untersuchung als eine „Sammlung sprachlicher Formen, deren Gebrauchsfunktionen ausgeblendet bleiben“ beschrieben.

- **Hierbei geht es darum, wie bestimmte Sprechstile in bestimmten Situationen und von gewissen Jugendlichen gebraucht werden. Solche Sprechstile werden nicht von einzelnen Personen erfunden, sondern sind ein gemeinsames Produkt innerhalb der Gruppenkommunikation. In diesem Zusammenhang beschreiben Schlobinski, Kohl und Ludewigt die Jugendsprache als Gruppen- und Mediensprache. Anderenorts bezeichnen die Autoren die Jugendsprache gar explizit als „Mythos“. Der Sprachstil der Jugendlichen entsteht somit innerhalb ihrer Gruppe, während sie miteinander kommunizieren, sodass man die Anzahl der existierenden Stile mit der der Jugendgruppen gleichsetzen kann. Demzufolge wird mit der Jugendsprache kein konkreter homogener Begriff assoziiert, sondern eine ganze Bandbreite von Sprachstilen, die sich in ihrer Form unterscheiden können**

Für Verständlichkeit und Klarheit dienen meistens kurze Aussagesätze. Die Zeitform des Verbs ist vorwiegend Präsens.

Im Unterschied zu deutschen Magisterarbeiten kommt erste Person (ich/wir) in georgischen auf deutsch verfassten Magisterarbeiten viel häufiger vor:

- *Dazu benötige ich im ersten Anlauf eine gründliche Auslegung und Rekonstruktion der Sprachspielkonzeption und ihres bedeutungstheoretischen Zusammenhangs. Ferner werde ich versuchen, die Ansätze der Anwendung des Sprachspielverfahrens zu erörtern. Zum Schluss werde ich das Sprachspielverfahren auf einen Text anwenden.*

- *Um den Überblick über den aktuellen Forschungsstand dieses interdisziplinären Forschungsfeldes zu erlangen, den aktuellen Wissens- und Erkenntnisstand des Themengebietes zu erfassen, haben wir beschlossen, die in diesem Bereich vorhandenen Forschungsarbeiten zu erörtern.*

- *Im Rahmen der eigenen Arbeit habe ich versucht auch die Forschungsliteratur in der georgischen Sprache zu finden, weil das Ziel meiner Magisterarbeit kontrastive Analyse der verbalen und nonverbalen Substrate von georgischen und deutschen Werbetexten war.*

- *Unser Zugang zum Forschungsmaterial ist multidisziplinär.*

Die Pronomen „wir“/„unser“ dienen hier nicht zur allgemeinen Wissensvermittlung, wie in deutschen Magisterarbeiten, sondern stellen sie die Stellungnahme des Schreibenden dar. Das Possesivpronomen „mein“ kommt in deutschen Magisterarbeiten fast nicht vor.

Passivkonstruktionen und Infinitivgruppen sind in georgischen Magisterarbeiten auch vorhanden:

- *Der Zweck der Forschungsarbeit besteht darin, aufgrund der Analyse des nonverbalen und verbalen Substrats die Text-Bild-Relation, ihre Bedeutung und Funktion bei der Texterschließung zu bestimmen, anhand der Analyse von deutschen und georgischen Werbeanzeigen für verschiedene Zielgruppen aus unterschiedlichen Magazinen gestalterische und inhaltliche Faktoren aufzuzeigen und zu interpretieren.*

- *Es wird versucht, aufzuzeigen, inwieweit sie geregelt sind, was für eine Rolle den Regeln in den Sprachspielen zukommen.*

Bei der Zielsetzung wird in deutschen Magisterarbeiten das Modalverb ‚sollen‘ häufig verwendet, was im Georgischen nicht der Fall ist.

In georgischen Texten werden manchmal auch die Emotionen des Autors wiedergegeben:

- *Im Rahmen der eigenen Arbeit habe ich versucht auch die Forschungsliteratur in der georgischen Sprache zu finden, was aber mir, leider, nicht gelungen ist.*

Kohäsion wird auch in georgischen Magisterarbeiten durch Demonstrativpronomen, Pronominaladverbien, Konjunktionen und andere Redemittel geschaffen, aber die sind nicht so vielfältig wie in deutschen Arbeiten:

- *Die semantische Analyse der Sprache durch die fiktiven Sprachspiele ist ein ganz neues Verfahren, die Sprachspielsemantik steht kaum noch in ihrem Anfangsstadium und es ist untersuchungswert, **ob** sie zu den nützlichen Ergebnissen in der Praxis führen kann; **außerdem** ist die linguistische Relevanz der Sprachphilosophie Wittgensteins in Georgien noch nicht erforscht worden und **deshalb** wird eine Auseinandersetzung mit seiner sprachphilosophischen Einsichten in jedem Fall sehr erkenntnisreich sein.*

- *Der Grund, **dass** die Berücksichtigung des Bildes in Textlinguistik und die Hinwendung zur multimodalen Kommunikation heute als eine neue Erscheinung gilt, ist es, **dass** die Sprache und das Bild sehr unterschiedliche semiotische, kognitive und semantische Eigenschaften besitzen. **Deshalb** muss bei der Analyse auch auf die Sprache-Bild-Zusammenhänge eingegangen, **denn** Sprache und Bild ergänzen sich gegenseitig und sind aufeinander abgestimmt.*

Alle Magisterarbeiten, sowohl im Deutschen als auch im Georgischen, haben den gleichen Aufbau:

- Titelblatt
- Inhaltsverzeichnis
- Vorwort (fakultativ)
- Einleitung
- Hauptteil (der aus vielen Teil-Texten besteht)
- Zusammenfassung
- Literaturverzeichnis

Die prototypischen Muster, nach denen Magisterarbeiten produziert werden, sind im Deutschen und im Georgischen fast adäquat. Unterschiede gibt es jedoch zwischen den Texten der konkreten Magisterarbeiten. Deutsche Magisterarbeiten entsprechen dem prototypischen Muster mehr als georgische Magisterarbeiten, deren Struktur den Problemen/Teilthemen entsprechend bis zur letzten Zeit nicht so differenziert war. Das kann man vielleicht dadurch erklären, dass das Magisterstudium in Georgien keine lange Tradition hat und die Textsorte Magisterarbeit immer noch im Entwicklungsprozess ist, der grundsätzlich erfolgreich verläuft, was die Arbeiten der letzten Jahre bezeugen.

### **Zusammenfassung**

Aus unserer Untersuchung ergibt es sich, dass schriftliche und mündliche Texte derselben Textsorte aus den deutschen und georgischen universitären Bereichen gravierende Unterschiede in ihrem Textmuster aufweisen, dass sie neben den prototypischen interkulturellen Merkmalen auch solche Merkmale besitzen, die kulturspezifisch sind. Daher ist die konkrete Ausbuchstabierung des wissenschaftlichen Diskurses im universitären Bereich nicht universell sondern teilweise kulturbedingt, obwohl es die Tendenzen zur Annäherung des georgischen wissenschaftlichen Diskurses an den deutschen und bzw. des kulturellen Wandels besonders in der letzten Zeit zu beobachten ist.

## Literatur

- Beaugrande, Robert-Alain/Dressler, Wolfgang Ulrich (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
- Boeglin, Martina (2007): Wissenschaftlich arbeiten Schritt für Schritt. Gelassen und effektiv Studieren. München.
- Bungarten, Theo (1981): Wissenschaft, Sprache und Gesellschaft. In: Bungarten, T. (Hg.): Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription. München S. 14-53
- Bünting, Karl-Dieter (2004): Schreiben im Studium mit Erfolg. Ein Leitfaden. Berlin
- Esselborn-Krumbieger, Helga (2008): Von der Idee zum Text. Eine Anleitung zum wissenschaftlichen Schreiben. Paderborn.
- Esser, Ruth (1998): Etwas ist mir geheim geblieben am deutschen Referat. München
- Fix, Ulla/ Poethe, Hannelore/ Yos, Gabriele (2001): Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Bd.1. Frankfurt a. M.
- Fix, Ulla (2008): Texte und Textsorte – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene. Berlin.
- Fleischer, Wolfgang/Michel, Georg (1975): Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig.
- Frank, Norbert (2004): Handbuch des wissenschaftlichen Arbeitens. Frankfurt a. M.
- Gadamer, Hans-Georg (1965): Wahrheit und Methode. Grundlage einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen.
- Galtung Johan (1985): Ein vergleichender Essay über sachsonische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft. In: Wierlacher, Alois (Hg.): Das Fremde und das Eigene: Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik. München. S.151-196
- Gläser, Rosemarie (1992): Methodische Konzepte für das Tertium comparationis in der Fachsprachenforschung – dargestellt an anglistischen und nordistischen Arbeiten. In: Baumann, Klaus-Dieter/Kalverkämper, Hartwig (Hrsg.): Kontrastive Fachsprachenforschung. Tübingen. S. 78-92.
- Gnutzmann, Claus (1992): Kontrastive Fachtextlinguistik als Projektaufgabe: Theoretische Fragen und praktische Antworten. In: Baumann, Klaus-Dieter/Kalverkämper, Hartwig (Hrsg.): Kontrastive Fachsprachenforschung. (266-275).
- Heinemann, Margot/Heinemann, Wolfgang (2002): Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion-Text-Diskurs. Tübingen.
- Heinemann, Wolfgang (2000): Textsorten. Zur Diskussion um Basisklassen des Kommunizierens. Rückschau und Ausblick. In: Adamzik, Kirsten (Hrsg.): Textsorten. Reflexionen und Analysen. Tübingen. 9-29
- Widdowson, G. Henry (1979): Explorations in Applied Linguistics. Oxford.

Anschrift der Verfasserin

*Magda Gugunishvili*  
*Staatliche Ivane Djavakhishvili Universität Tbilissi*  
*Doktorandin der Abteilung für Deutsche Philologie*  
*der Fakultät für Geisteswissenschaften*  
*Chavchavadze ave 36, Georgien, Tbilissi 0179*  
*E-Mail: [magda.gugunishvili@yahoo.de](mailto:magda.gugunishvili@yahoo.de)*

## **Entwicklung einer deutsch-georgischen parallelen Baumbank**

*Oleg Kapanadze, Nunu Kapanadze, Tbilissi*

We describe issues of a German-Georgian parallel Treebank development as a part of an initiative for building a multilingual parallel Treebank for lesser-resourced Georgian, Russian, Ukrainian, and German, one of the “major” languages in the NLT world (Hence, the multilingual Treebank’s name–GRUG). This research has been carried out in the Framework of the CLARIN-D project in 2012 year at the University of Saarland. The outcomes of the endeavor, including the metadata and documentation for all the language pairs involved in the project, are available at the URL <http://fedora.clarin-d.uni-saarland.de/grug/>.

The examples of the aligned German and Georgian sentences are also deposited at the Web-page of the INESS project, an open system for accessing, searching and visualizing treebanks: <http://clarino.uib.no/iness> > Treebank Selection > Georgian (2) > kat-gego-con (aligned).

### **Einleitung**

Parallele Korpora sind sprachliche Ressourcen, die Texte und ihre Übersetzungen enthalten, wo Texte, Paragraphen, Sätze, Wörter miteinander verbunden sind. In den letzten Jahrzehnten wurden sie vom großen Nutzen nicht nur für die NLP-Anwendung (NLP-Natural Language Processing), wie maschinelle Übersetzung und multilinguale Lexikographie, sondern sie gelten auch als sehr nützlich für die empirische Sprachforschung in der kontrastiven Linguistik und Übersetzungslehre.

Die natürlich vorkommenden Texte sind in vielen Sprachen mit linguistischer Information annotiert. Eine Baumbank ist ein Textkorpus, in dem jeder Satz mit syntaktischer Struktur annotiert worden ist. Baumbanken werden oft auf Korpora erstellt, die bereits mit Part-of-speech-Tags annotiert worden sind. Die Annotierung kann von den Konstituenten bis zur Dependenz oder den textgramatischen Strukturen unterschiedlich variieren. Zudem werden Baumbanken manchmal mit semantischer oder anderer linguistischer Information erweitert, sie sind Grundstrukturen der Sätze, die grobe syntaktische und semantische Informationen präsentieren.

Baumbanken entwickelten sich zu nützlichen Ressourcen als Quelle für die linguistische Forschung. Sie können Anwendung finden in Bereichen wie Übersetzungslehre, Korpuslinguistik zur Untersuchung von syntaktischen Phänomenen, Computerlinguistik als Evaluierungskorpora für unterschiedliche NLT Systeme (NLT-Natural Language Technology) oder für das Parser-Training sowie -Testen.

In diesem Beitrag beschreiben wir unsere Arbeit an einem Forschungsprojekt im Rahmen der Kooperation zwischen der Universität des Saarlandes und der Staatlichen Ivane-Javakhishvili-Universität. Es handelt sich um die Errichtung einer parallelen Baumbank für ein typologisch unterschiedliche Sprachenpaar, nämlich Deutsch und Georgisch, in der die

involvierten Sätze in beiden Sprachen syntaktisch analysiert und Sätze und Wörter aligniert sind.

## **2. Untersuchungsdateien**

Für die ressourcenarmen Sprachen, einschließlich Georgisch, sind Paralleltexte selten, aber sie liegen doch vor. Das für diese Untersuchung angewandte parallele Korpus besteht aus deutschen Sätzen und ihren Übersetzungen ins Georgische, und es ist für das GREG-Projekt (German-Russian-English-Georgian Valency Lexicon for Natural Language Processing) zusammengestellt worden (Kapanadze et al., 2002, Kapanadze, 2010). Das GREG-Lexikon enthält seinerseits Valenzangaben mit manual alignierten georgischen, russischen, englischen und deutschen Verben (ca. 1250), dem Satzbeispiele beigelegt sind, die als Übersetzungsequivalente betrachtet werden. Jedes Subkorpus, das in der Untersuchung Anwendung findet, enthält ca. 2600 Satzpaare, die den verschiedenen syntaktischen subkategorialen Rahmen entsprechen und als deutsch-georgische Äquivalente angesehen werden.

## **3. Entwicklung monolingualer Baubanken**

### **3.1. Morphologische Analyse**

Georgisch gehört zu den agglutinierenden Sprachen und verfügt sowohl über Suffigierung als auch über Präfigierung. Für die georgische Textanalyse ist als Finite-state Morphological Transducer (FST) *die XEROX FST tools* (Kapanadze 2010a,b), (Kapanadze 2009) benutzt worden. Der georgische FST Transducer benutzt eine Reihe der Formalismen, unterstützt vom XEROX toolkit (Beesley and Karttunen, 2003). Die Spezifikationssprache des Lexikons *lexc* wurde zur Modellierung des Lexikons und zur Einschränkung (constraining) der Morphosyntaktik verwendet. Es besteht aus 7 Modulen für die Analyse von Nomen, Adjektiven, Pronomina, Adverbien, Verben und kleineren Wortarten (den sog. Synsemantika) (minor categories). Zurzeit sind zwei Versionen des georgischen FST Transducer verfügbar, und zwar für MS Windows und LINUX UBUNTU.

### **3.2. Syntaktisches Parsing**

Die syntaktische Annotierung verwendet Wortarten, morphologische Merkmale und Abhängigkeitsfunktionen. Es wird angenommen, dass jeder Satz einen Kopf enthält und alle anderen Tokens, außer den Satzzeichen, direkte oder indirekte Abhängigkeiten des Kopfes sind. Monolinguale Dateien sind als XML-Dateien repräsentiert.

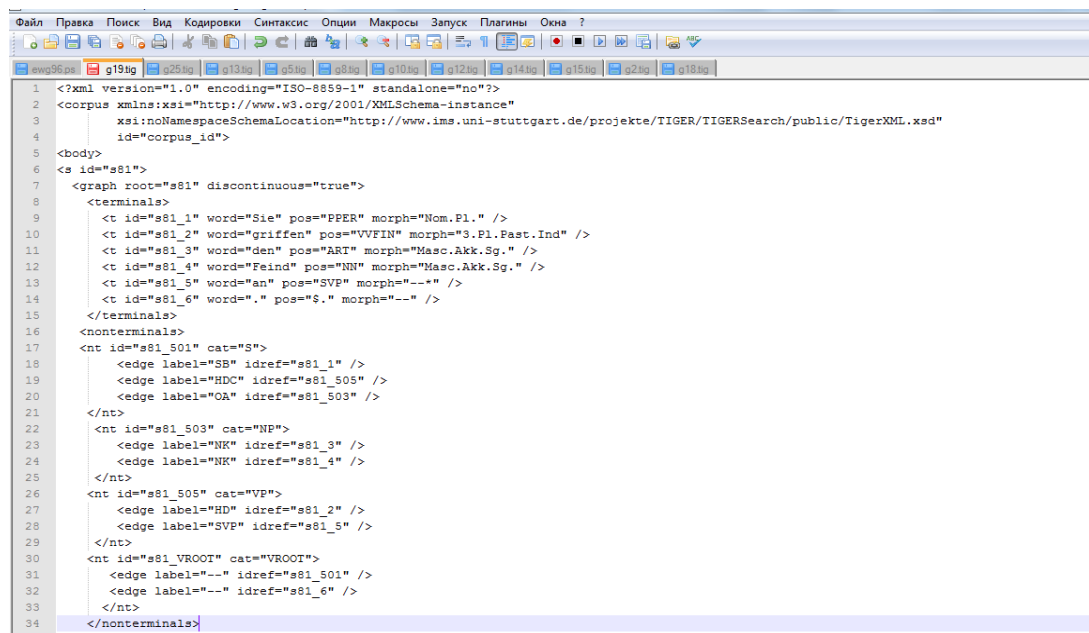
Durch die Anwendung von einem morphologisch annotierten bilingualen Korpus und den GREGLexikondateien wurden die deutschen und georgischen Sätze manuell annotiert. Zu diesem Ziel wird das *Synpathy* verwendet, ein Tool zur syntaktischen Annotation, das

vom Max-Plank-Institut für Psycholinguistik, Nijmegen, Niederlande, entwickelt worden ist

([www.mpi.nl/corpus/manuals/manual-synpathy.pdf](http://www.mpi.nl/corpus/manuals/manual-synpathy.pdf)). Es gründet sich auf einen für das TIGER-Forschungsprojekt kreierten SyntaxViewer (Institut für Maschinelle Sprachverarbeitung, Universität Stuttgart). Die detaillierten Informationen über das Tool sind auf der Homepage von Max Planck Institut for Psycholinguistics unter <http://www.mpi.nl/tools/synpathy.html> zu finden.

Das TIGER xml-Format besteht aus einem „Header“ und einem „Body“. Der „Header“ enthält Meta-Informationen wie z.B. die Korpusbezeichnung, das Datum, den Autor sowie Erklärungen für verwendete Tags usw. Der „Body“-Teil enthält: (1) Terminals, vertreten durch einzelne Wörter, ihr Part-of-Speech-Tagging und Attribute mit entsprechenden Werten; (2) Non-terminals, die die entsprechenden Knoten und Kanten enthalten, welche die Wörrtereinordnung in einem Satz kodieren. Terminals sowie Non-terminals sind kontextabhängig, benutzerdefiniert und können bei Bedarf erweitert werden.

Ein Beispiel für linguistisch annotierte Sätze, die mit dem Synpathy im TIGER xml-Format (.tig) für ihre Visualisierung vorbereitet sind, lässt sich anhand des folgenden Screenshots bildhaft veranschaulichen:



```
1 <?xml version="1.0" encoding="ISO-8859-1" standalone="no"?>
2 <corpus xmlns:xsi="http://www.w3.org/2001/XMLSchema-instance"
3     xsi:noNamespaceSchemaLocation="http://www.ims.uni-stuttgart.de/projekte/TIGER/TIGERSearch/public/TigerXML.xsd"
4     id="corpus_id">
5 <body>
6 <s id="s81">
7 <graph root="s81" discontinuous="true">
8 <terminals>
9 <t id="s81_1" word="Sie" pos="PPER" morph="Nom.Pl." />
10 <t id="s81_2" word="griffen" pos="VVFIN" morph="3.Pl.Past.Ind" />
11 <t id="s81_3" word="den" pos="ART" morph="Masc.Akk.Sg." />
12 <t id="s81_4" word="Feind" pos="NN" morph="Masc.Akk.Sg." />
13 <t id="s81_5" word="an" pos="SVP" morph="--" />
14 <t id="s81_6" word="." pos="$. " morph="--" />
15 </terminals>
16 <nonterminals>
17 <nt id="s81_501" cat="S">
18 <edge label="SB" idref="s81_1" />
19 <edge label="HDC" idref="s81_505" />
20 <edge label="OA" idref="s81_503" />
21 </nt>
22 <nt id="s81_503" cat="NP">
23 <edge label="NK" idref="s81_3" />
24 <edge label="NK" idref="s81_4" />
25 </nt>
26 <nt id="s81_505" cat="VP">
27 <edge label="HD" idref="s81_2" />
28 <edge label="SVP" idref="s81_5" />
29 </nt>
30 <nt id="s81_VROOT" cat="VROOT">
31 <edge label="--" idref="s81_501" />
32 <edge label="--" idref="s81_6" />
33 </nt>
34 </nonterminals>
```

**Abb. 1. Ein im TIGERxml-Format codierter Satz**

Die Annotation selbst besteht demnach aus zwei Schritten:

- 1) Jedem Wort werden kontextspezifische Informationen zugewiesen, die im umfangreichen Tagset vorhanden sind;
- 2) Die syntaktische Struktur wird in Form eines baumähnlichen Graphen mit Knoten und Kanten codiert, die zu den Wörtern gebildet werden (König and Lezius, 2003).

Die deutsche Baumbankannotation folgt dem TIGER Annotationschema (Skut et al., 1997, Brants et al., 2002). Für Synphaty wurde der für die NEGRA-Treebank entwickelte Tagset verwendet (Stuttgart-Tübinger Tagset, STTS), der elf syntaktische Hauptkategorien umfasst:

Nouns N	Adverbs ADV
Verbs V	Conjunctions KO
Articles ART	Adpositions AP
Adjectives ADJ	Interjections IT
Pronouns P	Particles PTK
Cardinal Numbers CARD	

Diesen Hauptkategorien sind die Subkategorien untergeordnet. Die Subkategorien für die Verben werden in der folgenden Tabelle veranschaulicht:

Part of Speech	Typ des Verbes	Finiteness	Beispiele
V	A Auxiliär	FIN finit INF infinit IMP imperativ PP Partizip Perfekt	VAFIN habe VAINF haben VAIMP sei VAPP gehabt
	M Modal	FIN finit INF infinit PP Partizip Perfekt	VMFIN kann VMINF können VMPP gekonnt
	F Full	FIN finit INF infinit IZU Infinitiv mit zu IMP Imperativ PP Partizip Perfekt	VFFIN gibt ... ab VFINF abgeben VFIZU abzugeben VFIMP gib ... ab VFPP abgegeben

**Tab. 1. Subkategorien für Verben**

Das POS (Part of Speech)-Tagging (Terminals) auf der Satzebene illustriert der folgende Beispielsatz:

Jetzt solle erneut eine Erklärung abgegeben werden .  
 ADV VMFIN ADJD ART NN VVPP VAINF \$.

Den getaggten Terminals werden die entsprechenden Attribute mit bestimmten Werten zugewiesen. Die folgende Tabelle zeigt diese Attribute, des Weiteren die Werte, die sie annehmen können, sowie POS-Tags, bei denen sie vorkommen können:

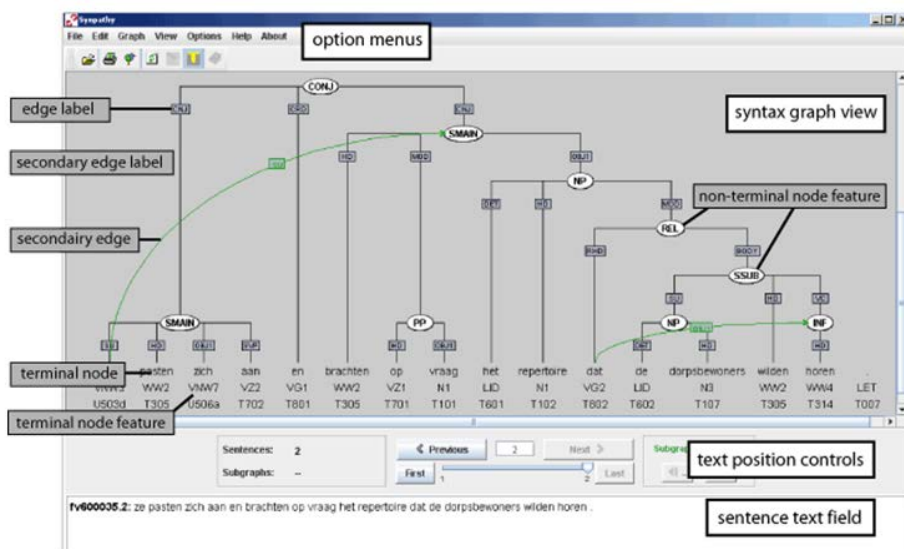
Genus	Masc, Fem, Neut	ADJA, ART, APPRART, NE, NN, PDS, PDAT, PIAT, PIS (teilweise), PPER, PPOSAT, PPOSS, PRELS, PRELAT, PWAT, PWS
Kasus	Nom, Gen, Dat, Acc.	ADJA, ART, APPRART, NE, NN, PDAT, PDS, PIAT, PIS, PPER, PPOSAT, PPOSS, PRELS, PRELAT, PRF, PWAT, PWS
Numerus	Sg, Pl	ADJ, ART, APPRART, NE, NN, PDAT, PDS,

		PIAT, PIS, PPER, PPOSAT, PPOSS, PRELS, PRELAT, PRF, PWAT, PWS, VFIN, VIMP
Grad	Pos, Comp, Sup	ADJA, ADJD
Person	1, 2, 3	VVFIN, VAFIN, VMFIN, PPER, PRF
Tempus	Pres, Past	VVFIN, VAFIN, VMFIN
Modus	Ind, Subj	VVFIN, VAFIN, VMFIN
Nichtfinitheit	Inf, Psp, Imp, Infzu	VVINF, VAINF, VMINF, VVPP, VAPP, VMPP, VVIMP, VAIMP, VVIZU

**Tab. 2. Liste von POS-Tags mit möglichen Attributen und ihren Werten**

Für die Annotierung der in germanischen Sprachen fehlenden grammatischen Kategorien wurden lateinische Bezeichnungen verwendet. Ein anschauliches Beispiel für derartige Sprachdivergenzen bilden die Deklinationssysteme: Das Deklinationssystem für Substantive im Georgischen besteht aus sieben Kasus, im Deutschen nur aus vier. Für die Annotierung solcher Fälle wurden die Kategorien „casus instrumentalis“, „casus ablativus“ und „casus vocativus“ verwendet.

Die Visualisierung von annotierten Sätzen sowie von Informationen über Baumgraphen in TIGER xml-Format (.tig) lässt sich mit einem Synphaty-Output-Screenshot veranschaulichen:



**Abb. 2. Beispiel für den Synphaty-Output eines holländischen Satzes**

Wie die Abbildung deutlich zeigt, werden die Wörter im Satz mit dem POS-Verfahren getaggt. Die Knoten der Bäume werden aufgrund der Konstituentenkategorien etikettiert. Die Etikettierung von Kanten wird durch ihre Kinder-Funktion in Bezug auf die entsprechenden Eltern-Knoten determiniert.

Der georgische Baumbank wurde entsprechend einer adaptierten Version von den deutschen TIGER Guidelines mit notwendigen Änderungen annotiert, die für die formale Beschreibung der georgischen Grammatik wesentlich sind. Der Output der syntaktischen Annotation ist in einem TIGER xml-Format dargestellt. Aus dem TIGER xml-Format kann die syntaktische Annotation anhand der Tools visualisiert werden, wie TIGER



Search, welches Dependenzgraphen für Sätze im Deutschen und im Georgischen repräsentiert, wie auf dem Bild 3 illustriert.

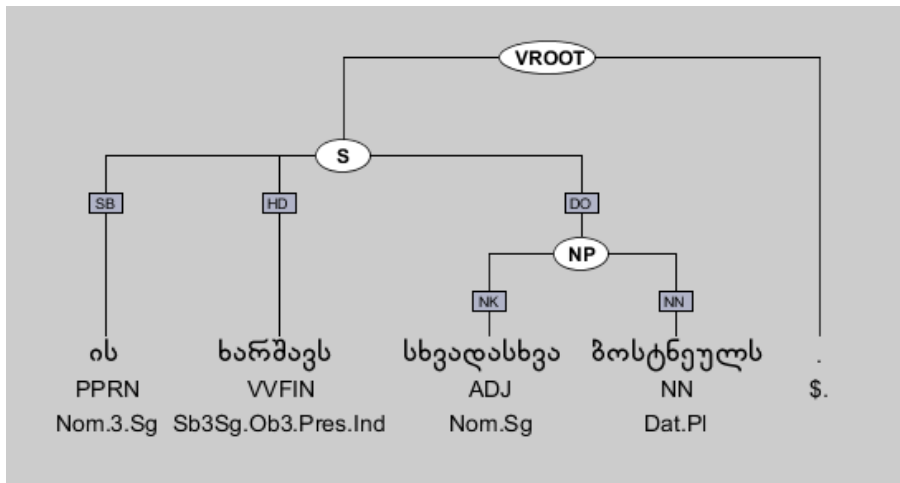


Abb. 3. Beispiel für Syntathy-Output eines georgischen Satzes

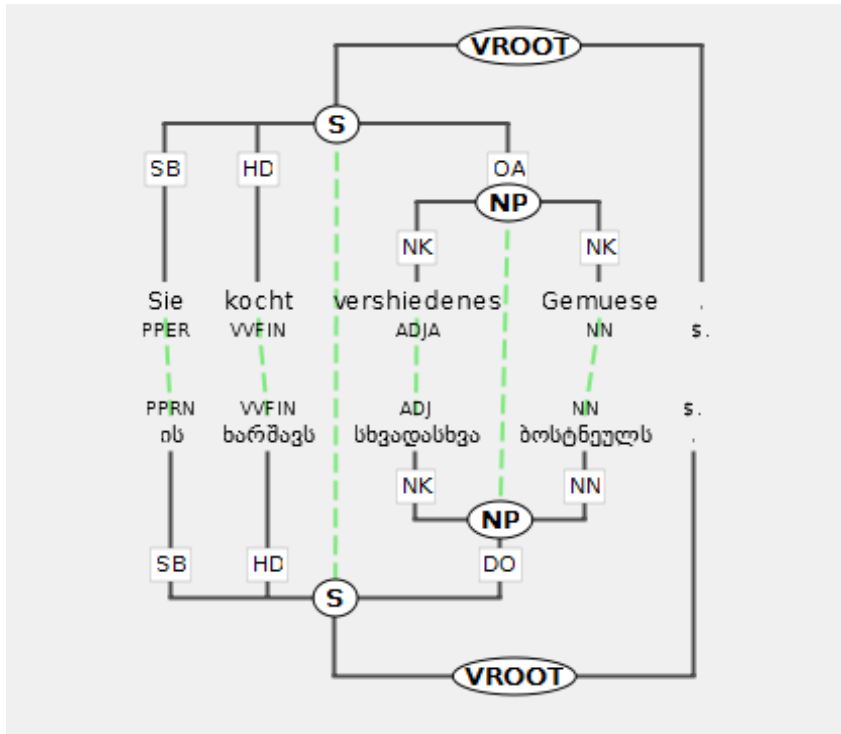
Die monolingualen Baumbanken, konvertiert in TIGER xml, sind mächtige datenbankorientierte Repräsentationen für Graphstrukturen. In einem TIGER xml Graph hat jeder Zweig (= token) und jeder Knoten (= linguistic constituent) einen einheitlichen Identifikator (Samuelsson and Volk, 2007). Wir verwenden diese spezifischen Identifikatoren für die Phrasen- und Wortalignierung durch die Bäume in den entsprechenden Übersetzungseinheiten.

#### 4. Alignierung einer monolingualen deutschen und einer monolingualen georgischen Baumbank in einer parallelen Baumbank

Die deutschen und georgischen äquivalenten Sätze wurden nach ihrer linguistischen Annotierung mit dem Stockholm TreeAligner (Samuelsson and Volk, 2005, Samuelsson and Volk, 2006) manuell aligniert. Der Stockholm TreeAligner gewährleistet die Alignierung der Baumstrukturen neben der Wortalignierung, der, so seine Entwickler, einzigartig ist (Samuelsson and Volk, 2006).

Die Phrasenalignierung kann als ein zusätzlicher Abschnitt der Informationen über die syntaktische Struktur betrachtet werden. Sie zeigt, welcher Teil eines deutschen Satzes mit welchem Teil eines entsprechenden georgischen Satzes äquivalent ist. Dies wird mit Hilfe eines graphischen User Interface des Stockholm TreeAligners erreicht. Wir zeichnen Alignierungslinien von Hand zwischen Satz-, Phrasen- und Wortpaare über parallele syntaktische Bäume.

Abbildung 4 zeigt den Screenshot eines georgischen Satzes aus dem Abb. 3 mit einem äquivalenten deutschen Satz. Wir planen möglichst viele Sätze zu alignieren. Das Ziel ist es, die Übersetzungsäquivalenz aufzuzeigen. Die Phrasen werden nur aligniert, wenn die Tokens, die sie umfassen, die gleiche Bedeutung repräsentieren und sie als Übersetzungseinheiten außerhalb des aktuellen Satzkontextes fungieren. Die grammatischen Formen der Phrasen brauchen im Unterschied zur Bedeutung nicht in einen anderen Kontext zu passen.



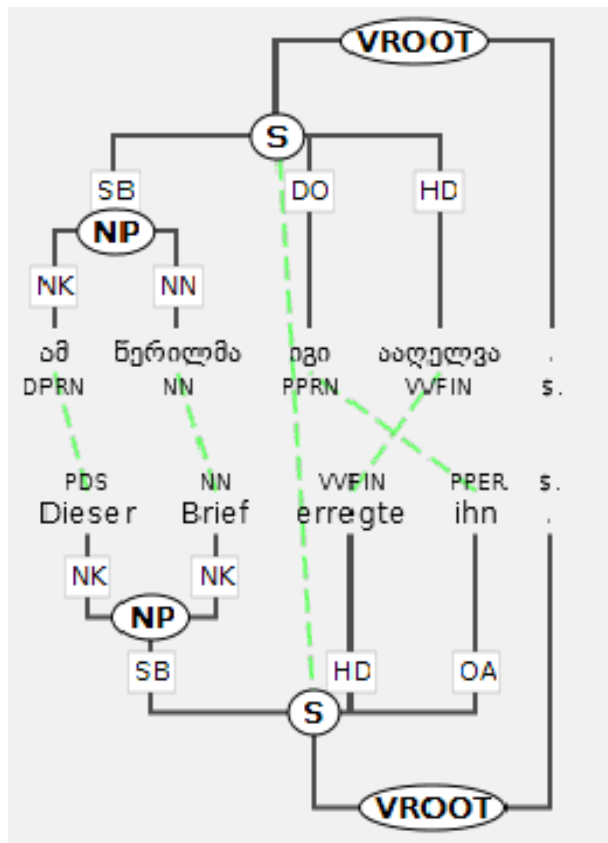
**Abb. 4: Ein Beispiel für die Übersetzungsäquivalenz nach der Wortstellung**

Die Entwickler vom Stockholm TreeAligner unterscheiden zwischen zwei Arten der Alignierung, angezeigt durch verschiedene Farben. Knoten und Worte, die genau die gleiche Bedeutung repräsentieren, sind als exakte Übersetzungskorrespondenzen, angezeigt mit grünen Linien, aligniert.

Wenn Knoten und Wörter nur ungefähr die gleiche Bedeutung darstellen, sind sie durch die roten Linien als „fuzzy“ Übersetzungskorrespondenzen aligniert.

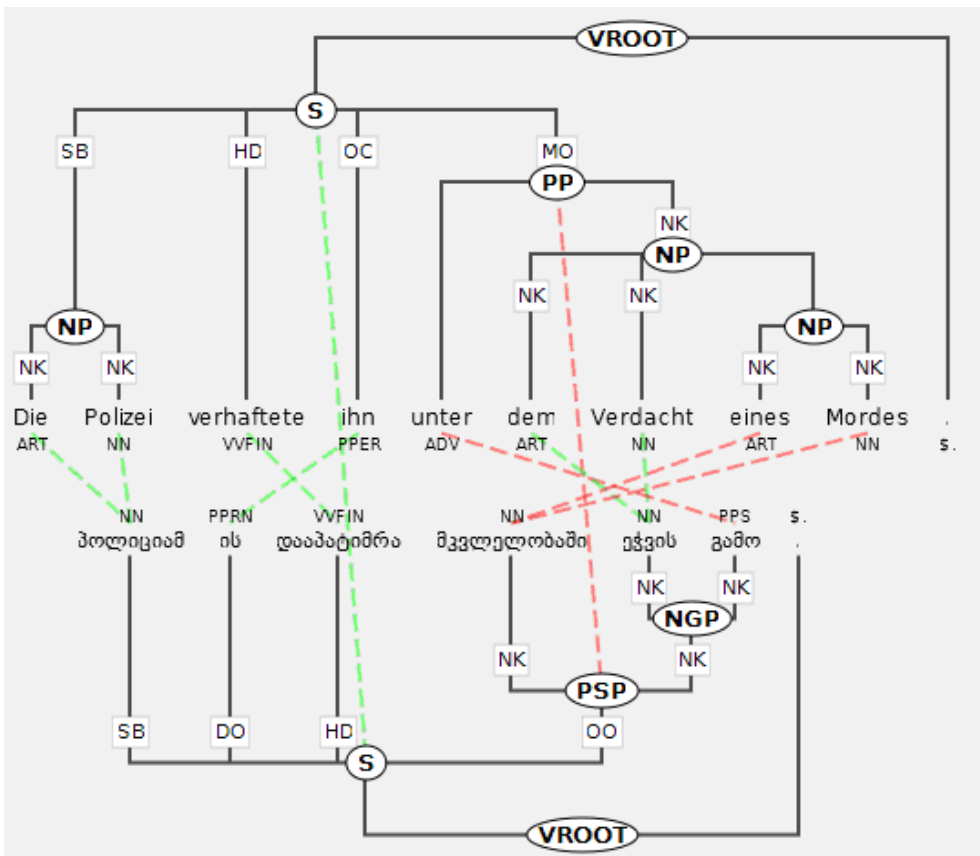
Die visualisierte Ausgabe der Alignment-Ergebnisse erlaubt es, für das untersuchte Sprachenpaar einzelne strukturelle Divergenzen zu skizzieren:

Die preskriptive Grammatik der deutschen Sprache stellt die Anordnung für die Satzglieder wie Subjekt, Objekt, finites Verb sowie prädikativ verwendete Partizipien fest. Im Gegensatz dazu ist die Wortstellung im Georgischen relativ frei und überwiegend durch die funktionale Satzperspektive bedingt, der zwei renommierte Theorien zugrunde liegen: 1) die Sprechakttheorie, die beweist, dass unsere Äußerungen bestimmte willentlich determinierte Handlungen nachvollziehen (Austin, 2005; Searle, 2005); 2) die Thema-Rhema-Theorie, die sich auf die Ansicht gründet, dass die lineare Abfolge der Satzelemente der Richtung unseres Denkens untergeordnet ist, sich vom „Bekanntem“ (Thema) zum „Unbekanntem“ (Rhema) bewegt und durch Faktoren wie die Kommunikationssituation, den sprachlichen Kontext sowie die Sender-Empfänger-Beziehungen gesteuert wird und darüber hinaus für die Gewährleistung erfolgreicher Kommunikation unerlässlich ist (Lutz, 1981).



**Abb. 5. Divergenzen auf der Ebene der Wortstellung**

Das Genus wird im Deutschen unter anderem mit Artikeln bezeichnet. Der Artikel als grammatische Kategorie existiert im Georgischen nicht. Seine identifizierenden, individualisierenden sowie generalisierenden Funktionen werden sowohl von anderen lexikalischen (Pronomen) als auch grammatischen Mitteln (formbildenden Morphemen) übernommen.

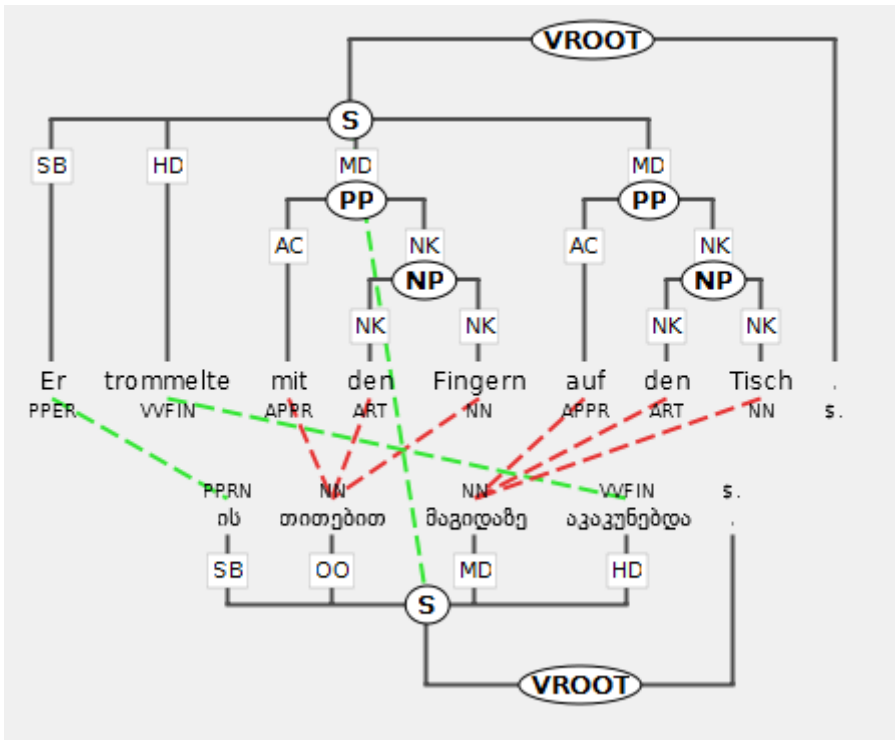


**Abb. 5. Divergenzen auf der Ebene der syntaktischen Struktur.**

Wie bereits oben dargestellt, enthält das georgische Deklinationssystem für Substantive sieben Kasus: Nominativ, Ergativ, Dativ, Genitiv, Instrumental, Ablativ und Vokativ. Deswegen werden deutsche Präpositionalobjekte im Dativ oder Akkusativ, die zur Bezeichnung von Richtungen und Instrumenten dienen, durch äquivalente direkte oder indirekte Objekte sowie durch Postpositionalobjekte im Dativ, Genitiv, Instrumental oder Ablativ wiedergegeben:

z.B.: Dt.: „mit den Fingern“, Geo.: Instrumental „თითებით“;

z.B.: Dt.: „auf den Tisch“, Geo.: Akkusativ+Postposition „მაგიდაზე“.



**Abb. 6: Divergenzen auf der Ebene des synthetischen Sprachbaus**

Für den deutschen einfachen Satz sind drei Eigenschaften typisch:

- 1) die Zweigliedrigkeit (zwei Hauptglieder: das Subjekt und das Prädikat);
- 2) der verbale Charakter (das Prädikat, auch das nominale, das immer ein Verb einschließt);
- 3) die feste Stellung des Prädikats je nach der Art des Satzes (Aussagesatz, Fragesatz, Aufforderungssatz).

Keine dieser Eigenschaften ist für die georgische Sprache verbindlich. Deswegen kann das Prädikat im Georgischen durch non-verbale Mittel ausgedrückt werden oder eine andere Struktur aufweisen. Als sprachlich gut formuliert gelten im Georgischen etwa die folgenden Sätze:

z.B.: Geo. „ცხელა.“ – Dt. \*„heiß+ist“ statt „Es ist heiß.“

z.B.: Geo. „ესმაციდაა.“ – Dt. \*„Dies Tisch+ist“ statt „Das ist ein Tisch.“

In der Abb. 7 wird das Prädikat im Georgischen durch ein Vollverb ausgedrückt, im deutschen Satz dagegen durch Hilfsverb + Adjektiv.

z.B.: Geo. „ავადყოფობს“ – Dt. \*„krank ist“;

Abb. 8 veranschaulicht, dass manche georgische Verben im Deutschen durch Nomen-Verb-Verbindungen wiedergegeben werden:

z.B.: Geo. „ერთიანდება“ – Dt. „Verbindungen eingehen“;

aber auch umgekehrt:

z.B.: Geo. „აგიტაციასწევს“ – Dt. „agitieren“.

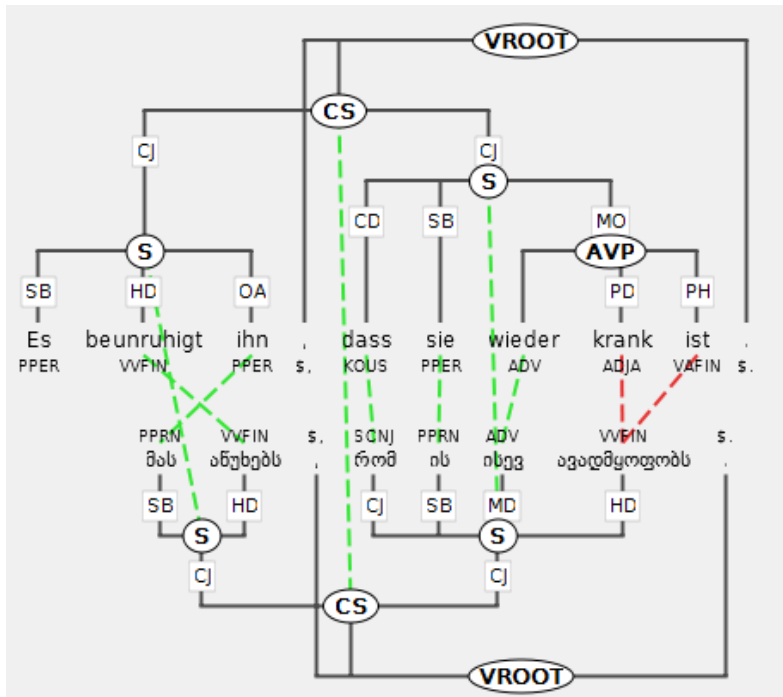


Abb. 7. Divergenzen auf der Ebene der Prädikation

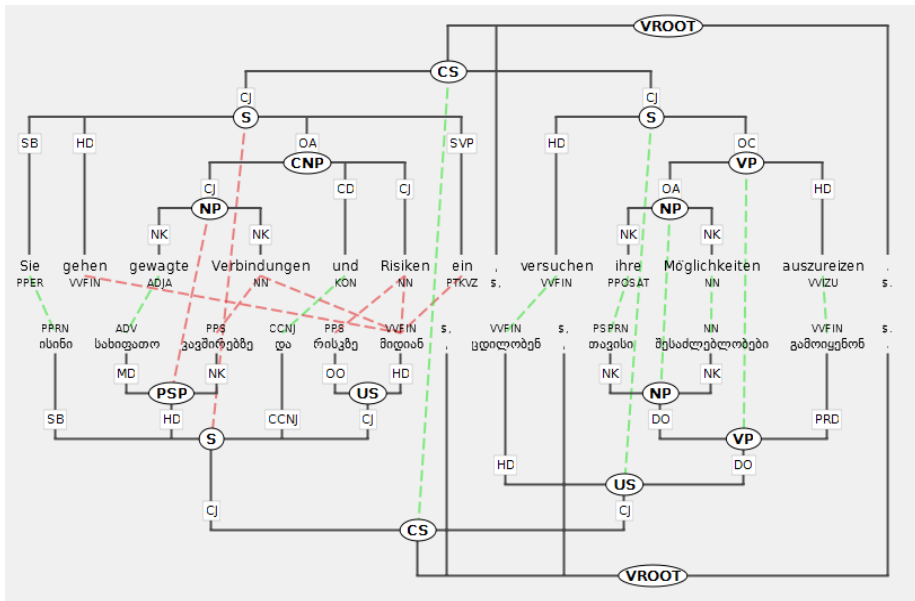


Abb. 8. Divergenzen auf der Ebene der Prädikation

Das Possessivpronomen drückt im Deutschen eine Zugehörigkeit, Zuordnung oder Verbundenheit aus. Es steht vor dem Substantiv und antwortet auf die Frage „Wessen?“ Jedem Personalpronomen entspricht ein Possessivpronomen, das in Kasus, Numerus und Genus mit dem Substantiv kongruiert, vor dem es steht. Außerdem wird es dekliniert. Im Georgischen wird das Possessivpronomen auch dekliniert, aber weder die Personal- noch die Possessivpronomina weisen Genusunterschiede in der 3. Person Singular auf. Dabei

gibt es zwei autonome Wörter mit gleicher Semantik. Das Possessivpronomen „მისი“ (3. P. Sg. ohne Genusanzeige) ist die Entsprechung des Personalpronomens „ის“ (3. P. Sg. ohne Genusanzeige), das andere Possessivpronomen mit gleicher Semantik - „თავისი“ - stammt von dem Reflexivpronomen „თავი“ (თავისშერცხვენა–თავიშეიღვინა /sich blamieren; თავისშეწირვა – თავიშესწირა /sich opfern):

Geo.: „მისი“, „თავისი“– Dt. „sein“, „ihr“, „sein“.

Aber das Personalpronomen „მისი“ ist ambig und in bestimmten Fällen, wie im Satz 9, verweist es nicht nur auf eine Zugehörigkeit zum Subjekt, sondern referiert auch auf eine Zugehörigkeit zur 3. Person des Objekts. Um sich auf eine Zugehörigkeit zum Subjekt eindeutig zu beziehen, ist es notwendig, die possessive Form des Pronomens „თავისი“ zu verwenden.

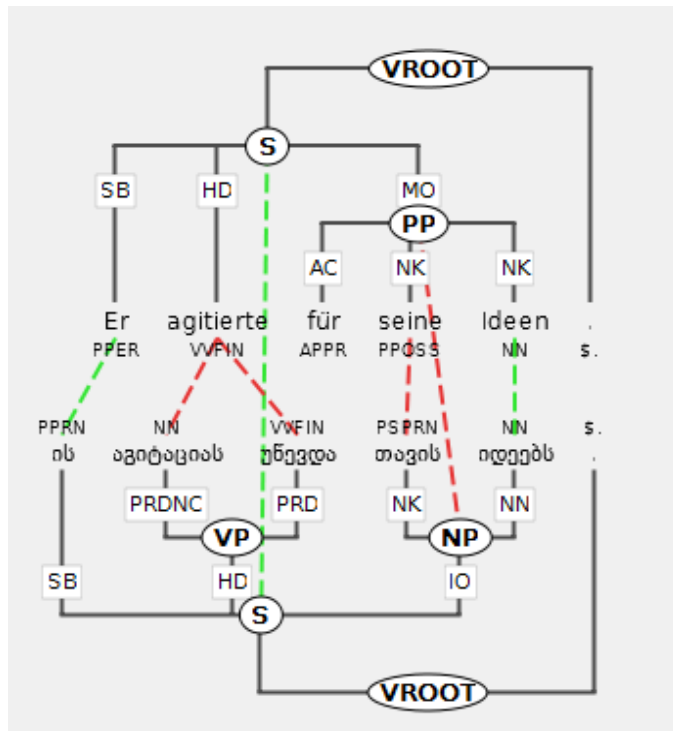


Abb. 9. Divergenzen auf der Ebene der Possessivitätsrepräsentation

Die Verneinung (Negation) kann im deutschen Satz durch vielfältige lexikalische Mittel ausgedrückt werden:

1. durch die verneinende Partikel „nicht“;
2. durch die Pronomen „kein/keine/kein“, „keiner/keine/keins“, „niemand“, „nichts“;
3. durch die Adverbien „nirgend“, „niemals“, „nie“, „nimmer“, „nirgendwo“;
4. durch die Konjunktion „weder...noch“;
5. durch die verneinenden Präfixe: „un-“, „miss-“, „a-“, „il-“ u.a.;
6. durch die Satzäquivalente „nein“, „doch“.

Im Georgischen sind die meisten Äquivalente vorhanden, aber auch eine doppelte Verneinung ist zur Verstärkung der Negation nicht ausgeschlossen:

z.B.: Geo. „არავინარ“ – Dt. „niemand/keiner/nicht“.

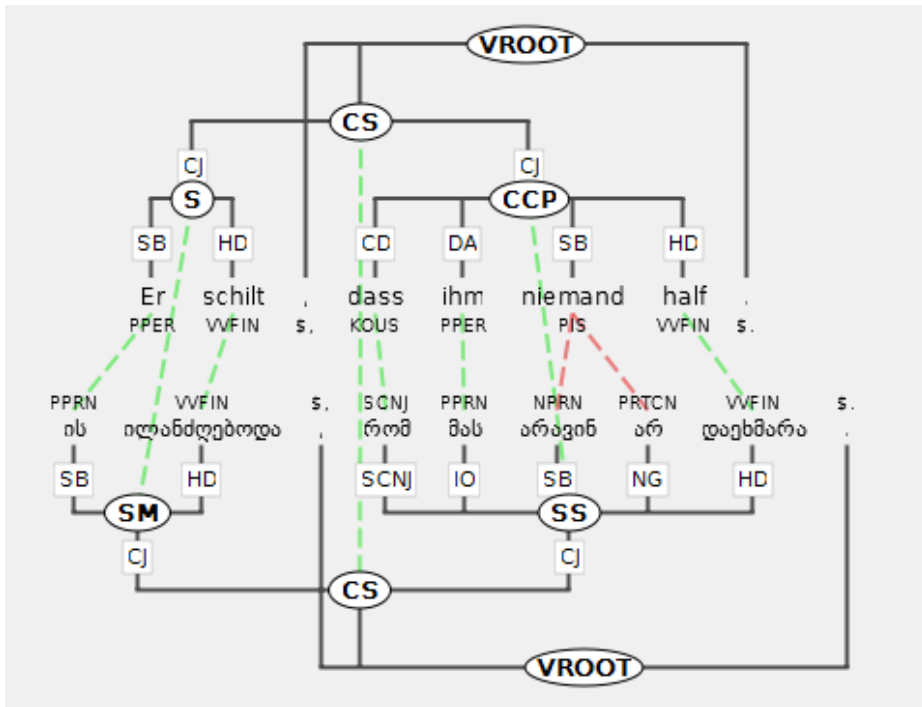


Abb. 10. Divergenzen auf der Ebene der Negation

In manchen Fällen sind die konventionell geprägten Formulierungen in beiden Sprachen so unterschiedlich, dass sie anhand der äquivalenten lexikalischen Mittel nicht übersetzt werden können und zur Bedeutungsdarstellung in die Target-Sprache umformuliert werden müssen. Ein ähnliches Beispiel demonstriert Abb. 11:

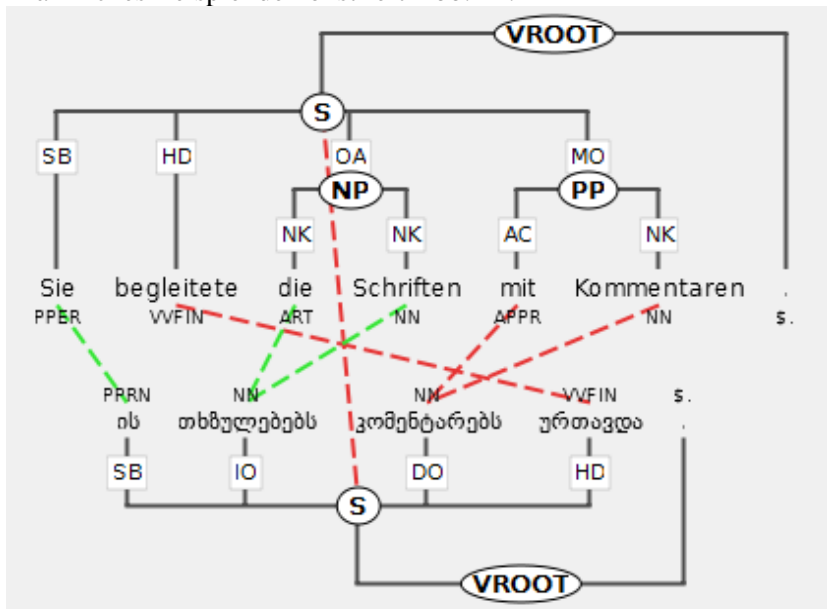


Abb. 11. Divergenzen auf der Ebene des Konventionalitätsausdruckes



Ungeachtet dieser Divergenzen auf morphologischer, syntaktischer und semantischer Ebene können diese Tools für die Erstellung von Baumbanken auch für das Sprachenpaar Deutsch-Georgisch verwendet werden.

## 5. Schlussfolgerungen

Auf der Anfangsetappe des vorgestellten Experiments verschafften wir uns einen Überblick über die Erfahrung in der Errichtung der parallelen Baumbanken für Sprachen mit unterschiedlichen Strukturen (Megyesi and Dahlqvist, 2007), (Megyesi et al., 2006), (Grimes et al., 2011), (Rios et al., 2009).

Wie es in einem parallelen Baumbankprojekt für die Sprachen Quechua und Spanisch berichtet wird, wurde dank der stark agglutinierenden Struktur der Quechua Sprache beschlossen, die Quechua Baumbank lieber in Morphemen als Wörtern zu annotieren. Dies erlaubte den Verfassern, die morpho-syntaktische Information genau mit ihrer Quelle zu verbinden. Dabei erfasste die Errichtung der Phrasenstrukturbäume für Quechua-Sätze die Besonderheiten dieser Sprache nicht. Aus diesem Grund wurde Rollen- und Referenzgrammatikbenutzt. Anhand der Anwendung von Knoten, Winkeln und sekundären Winkeln in dem Stockholmer Annotierungstool vermochten sie die wichtigsten Aspekte der Rollen- und Referenzsyntax für Quechua vorzustellen (Rios et al. 2009).

Obwohl die georgische Sprache zu den agglutinierenden Sprachen mit Suffigierung und Affigierung gehört, besteht keine Notwendigkeit, die georgische Baumbank in Morphemen zu alignieren. Aber für die syntaktische Annotierung in der georgischen Sprache ist auch eine exakte Beschreibung der spezifischen Struktur eines einfachen Satzes unentbehrlich. Der georgische einfache Satz ist eine Anhäufung von Wörtern, der sich auf die Koordination und Rektion des kopulativen Verbs und der Nomenreihe stützt (Chikobava, 1928). Arten der syntaktischen Beziehungen im georgischen einfachen Satz unterscheiden sich wesentlich von denen in den indogermanischen oder anderen Sprachen. In der englischen Sprache gibt es eine kleine Menge von Verben, die die Nomen regieren, wobei sie mit ihnen als indirekte Aktanten verbunden sind und verlangen, dass diese Nomen in einer indirekten Kasusform steht (e.g. *John believes him to be innocent*).

Außerdem verursachen die involvierten Aktanten keine Änderungen in der verbalen Form. Ganz im Gegenteil, in dem polyvalenten georgischen Verb sind die Aktanten mit spezifischen Affixen selbst im Verb markiert. Der wesentlichste Unterschied zur Struktur der indoeuropäischen syntaktischen Relationenmodelle besteht darin, dass es im georgischen einfachen Satz wechselseitige Rektions- und Kongruenzrelationen oder ein bilaterales Koordinationsphänomen zwischen dem verbalen Prädikat und den nominalen Aktanten gibt, deren Anzahl in einem einfachen Satz drei erreichen kann. Dies antizipiert die Kontrolle der nominalen Kasusformen durch die Verben, während die Verben ihrerseits von den Nomen unter Berücksichtigung der grammatischen Person regiert werden. Daher sind in Anlehnung an Chikobava (Chikobava, 1928) in der syntaktischen Beschreibung des Georgischen die Begriffe der *höheren und niedrigeren Koordination* anstatt von *Subjekt* und *Objekt* vorzuziehen. Darüber hinaus hat ein indirektes Objekt in den Verbformen eines bestimmten semantischen Typs den Vorzug als höhere Koordinate über das Subjekt (die niedrigere Koordinate) hinsichtlich seiner Markierung in der Verbform. Dennoch kann im Gegensatz zur Quechua-Sprache die Syntax der georgischen Sprache ziemlich gut mithilfe der Abhängigkeitsbezüge repräsentiert werden und es ist nicht

notwendig, eine unterschiedliche Herangehensweise zur Erfassung der strukturellen Besonderheiten der georgischen Sprache zu nutzen.

Die Entwicklung solcher linguistischen Ressourcen ist von großer Bedeutung für Lehre, Forschung und praktische Anwendungen im beruflichen Alltag:

– In der Lehre können sie als Demonstrationsmaterialien verwendet werden, weil moderne effiziente Veranschaulichungs- und Visualisierungsmethoden dort nicht mehr wegzudenken sind.

– Für Forschungsprojekte können sie als Basis für weitere Anwendungen genutzt werden.

– Für die Übersetzung haben Baubanken im Vergleich zum statistisch hergestellten Translation Memory den wesentlichen Vorteil, dass sie in eine linguistische Intelligenz eingebettet sind. Das verspricht einen qualitativen Output mit automatischer Übersetzung unter Einsatz von einschlägigen linguistischen Ressourcen. Zugleich wird dadurch ein wesentlicher Beitrag zur Konsistenz sowie Standardisierung und Auflösung von Ambiguitäten der zu übersetzenden Texte geleistet.

## Literatur

Austin J. L. (2005). *How to do things with words.* – 2. rev. ed. – Cambridge, Mass. : Harvard Univ. Press.

Beesley K. R. and L. Karttunen. (2003). *Finite State Morphology.* CSLI Publications.

ჩიქობავა, ა. (1928). მარტივი წინადადების პრობლემა ქართულში, თბილისი. [Chikobava A. (1928). *The Problem of the Simple Sentence in Georgian.* Tbilisi].

Grimes S., Li, X., Bies A., Kulick S. Ma, X. and S. Strassel. (2011). *Creating Arabic-English Parallel Word-Aligned Treebank Corpora at LDC.* Proceedings of the Second Workshop on Annotation and Exploitation of Parallel Corpora. The 8<sup>th</sup> International Conference on Recent Advances in Natural Language Processing (RANLP 2011). Hissar, Bulgaria. 2011.

Kapanadze O., Kapanadze N., Wanner L., and St. Klatt. (2002). *Towards A Semantically Motivated Organization of A Valency Lexicon for Natural Language Processing: A GREG Proposal.* Proceedings of the EURALEX conference, Copenhagen.

Kapanadze O. (2010a). *Verbal Valency in Multilingual Lexica.* In: Workshop Abstracts of the 7<sup>th</sup> Language Resources and Evaluation Conference-LREC2010. Valletta, Malta.

Kapanadze O. (2010b). *Describing Georgian Morphology with a Finite-State System.* In: A. Yli-Jura et al. (Eds.): *Finite-State Methods and Natural Language Processing 2009*, Lecture Notes in Artificial Intelligence, Volume 6062, pp.114-122, Springer-Verlag, Berlin Heidelberg .

Kapanadze O. (2009). *Finite State Morphology for the Low-Density Georgian Language.* In: *FSMNLP 2009 Pre-proceedings of the Eighth International Workshop on Finite-State Methods and Natural Language Processing.* Pretoria, South Africa.

Lutz L. (1981). *Zum Thema "Thema : Einführung in die Thema-Rhema-Theorie.* Hamburg: Hamburger Buchagentur.

Megyesi B. and B. Dahlqvist. (2007). *A Turkish-Swedish Parallel Corpus and Tools for its Creation.* In; *Proceedings of Nordiska Datalingvistdagarna (NoDaL- iDa 2007).*

- Megyesi B., Hein A.S. and E. C. Johanson. (2006). Building a Swedish-Turkish Parallel Corpus. In Proceedings of the Fifth International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2006).
- Rios A., Göhring A. and M. Volk. (2009). Quechua-Spanish Parallel Treebank. In: 7th Conference on Treebanks and Linguistic Theories, Groningen, 2009.
- Samuelsson Y. and M. Volk. (2005). Presentation and Representation of Parallel Treebanks. In: Proceedings of the Treebank-Workshop at Nodalida, Joensuu, Finland.
- Samuelsson Y. and M. Volk. (2006). Phrase Alignment in Parallel Treebanks. In: Proceedings of 5th Workshop on Treebanks and Linguistic Theories, Prague, Czech Republic.
- Samuelsson Y. and M. Volk. (2007). Alignment Tools for Parallel Treebanks. In: GLDV Frühjahrstagung, Tübingen, Germany, 2007.
- Searle J. R. (2005). Speech acts : an essay in the philosophy of language. – 27. pr. – Cambridge [u.a.] : Cambridge Univ. Press.
- Smith, G. (2003). *ABrief Introduction to the TIGER Treebank, Version 1*. Potsdam: Universität.
- Synphyat: Syntax Editor – Manual – Nijmegen: Max Planck Institute for Psycholinguistics, 2006.

Anschrift der Verfasserin

*Nunu Kapanadze*  
*Staatliche Ivane Javakhishvili Universität Tbilissi*  
*Assoz. Prof. der Abteilung für Deutsche Philologie*  
*der Fakultät für Geisteswissenschaften*  
*Chavchavadze ave 36, Georgien, Tbilissi 0179*  
*E-Mail: [nankapa@gmail.com](mailto:nankapa@gmail.com)*

Anschrift des Verfassers

*Oleg Kapanadze*  
*Staatliche Ivane Javakhishvili Universität Tbilissi*  
*außerplanmäßiger Professor der Abteilung für Deutsche Philologie*  
*der Fakultät für Geisteswissenschaften*  
*Chavchavadze ave 36, Georgien, Tbilissi 0179*  
*E-Mail: [nankapa@gmail.com](mailto:nankapa@gmail.com)*

**„Und wenn jetzt meine Sätze zu schön werden, dann mach ich sie wieder kaputt“: Konzeptionelle Mündlichkeit in Erica Pedrettis Erzählungen und im Hörspiel „Badekur“**

*Helga Kotthoff, Freiburg*

## **1. Einleitung**

Die vielsprachige Autorin Erica Pedretti bedient sich eines Schreibstils, für den Alltagsgespräche und deren künstlerische Bearbeitung eine zentrale Voraussetzung sind. Ihrem Stil ist oft eine auffällige Nähe zur gesprochenen Sprache und zur gelebten Mehrsprachigkeit eigen. Dem möchte ich in diesem Beitrag hauptsächlich nachgehen. Pedretti stilisiert Wechsel von Sprachcodes in Anlehnung an Praktiken, die wir in mündlichen Erzählungen Mehrsprachiger beobachten. Ihre Erzählungs- und Dialog-Passagen sind an einigen Stellen von Reparaturen und Interjektionen durchzogen und die Syntax bleibt häufig elliptisch; auch dies ist prototypisch im Mündlichen zu Hause (Schwitalla 2006). Pedrettis Erzähler-Ich sucht Namen und verweist so auf die Arbeit an der Rekonstruktion der Ereignisse; auch damit werden Unmittelbarkeitseffekte gestaltungsstrategisch evoziert (Norrick 2000, Kotthoff 2005)

Im Aufsatz rekonstruiere ich an der konzeptionellen Mündlichkeit orientierte Stilelemente in einigen von Erica Pedrettis Texten. Auch auf das Hörspiel „Badekur“ werde ich eingehen, da dort mit dem für Gespräche konstitutiven Sprecherwechsel, konversationellen Phraseologismen des Alltags und der Dialogstruktur besondere Effekte erzielt werden. Ich strebe keine Interpretation einzelner Werke der Autorin an, sondern hoffe eher, dass meine Beschreibungen literaturwissenschaftliche Studien ergänzen können.

Verschiedene Literaturwissenschaftler(innen) beschreiben Pedrettis Stil als „fragmentarisch“ und „unmittelbar.“<sup>1</sup> Diese Aussage möchte ich unterfüttern.

Da ich in diesem Beitrag die These vertrete, dass Erica Pedretti stilistisch mit vielen Besonderheiten konzeptioneller Mündlichkeit arbeitet, sei kurz erläutert, was darunter in der Linguistik verstanden wird.

## **2. Konzeptionelle Mündlichkeit**

Wir gehen davon aus, dass sich Mündlichkeit und Schriftlichkeit nicht nur medial unterscheiden, sondern dass ihnen auch prototypische Stile eigen sind. Die voll ausformulierten, verschachtelten Sätze eines Gesetzes mit ihrem hohen Explizitheitsniveau sind z.B. medial und konzeptionell schriftlich. Die E-mails unter guten Bekannten, die Interjektionen, Modalpartikeln und Gliederungssignale enthalten (na, wie geht's Euch denn so?), sind konzeptionell stark an den Mündlichkeitspol angelehnt, dessen stärkere

Durchsetzung mit Vagheitsverfahren beispielsweise an den Hörer appelliert, sich das Gesagte selbst zu vervollständigen .

Dürscheid (2002, S. 50) fasst mit kleinen Abänderungen die Skala von Koch und Österreicher von konzeptionell mündlich bis konzeptionell schriftlich so zusammen:

	<b>Konzeption</b>		
	konzeptionell mündlich		konzeptionell schriftlich
<b>Medial</b>	Grußkarte		
<b>Schriftlich</b>	Gesetzestext		
<b>medial</b>	Gespräch	mit	
<b>mündlich</b>			wissenschaftlicher
	Freunden		Vortrag

(Dürscheid 2000, S. 50, nach Koch / Oesterreicher 1994, S. 588)

Es herrscht heute in der Linguistik und den angrenzenden Wissenschaften Einigkeit darüber, dass man den Mündlichkeitspol mit gemeinsamer Anwesenheit, Nähe und Vertrautheit und mit bestimmten textuellen, syntaktischen, lexikalischen und pragmatischen Merkmalen assoziieren kann und den Schriftlichkeitspol entsprechend mit Distanz und anderen Merkmalen, z.B. größerer Informationsdichte, grammatischer Komplexität und Elaboriertheit.

Die mündliche Kommunikation unterscheidet sich grundsätzlich von der schriftlichen u.a. dadurch, dass sie

- in einem fortlaufenden, unumkehrbaren Prozess abläuft,
- die SprecherInnen Äußerungen „reparieren“ (konkretisieren, erneut formulieren usw.),
- mit Beteiligung des Körpers als kommunikativem Ausdrucksfeld arbeitet,
- prosodische und stimmliche Eigenschaften nutzt (Lautstärke, Tonhöhe, Sprechdruck, dialektale Lautung, Tempo),
- nicht-verbale Aktivitäten wie Lachen, Gähnen, Blick, Mimik, Gestik,
- Parallelhandlungen auch zur Bedeutung beitragen,
- SprecherInnen zwischen Standard- und Nonstandardvarietäten und Sprachen changieren können,
- Versprecher, Abbrüche, Wiederholungen und ähnliche Phänomene eine bedeutungskonstituierende Rolle spielen (dazu ein Überblick bei Schwitalla 2006).

Die Unterschiede wirken sich insgesamt auf die Gestaltung der Rede aus. Wenn in schriftlichen Texten beispielsweise Lautstärke ikonisiert wird, etwa durch Großschreibung von Teilen, die man sich als lauter gesprochen vorstellen soll, tritt ein orates Gestaltungselement in den Schreibstil. Heute finden sich in der geschriebenen Sprache, vor allem in den Textsorten der neuen Medien wie E-mail, Chat und SMS zunehmend solche Merkmale, die früher nur als charakteristisch für die gesprochene Sprache galten (Schlobinski 2006).

Während vor allem Berichte im Rahmen von Institutionen, z.B. vor Gericht oder im Fach Geschichte, Narrationen mit hoher Informationsdichte und Komplexität darstellen (Kotthoff 2011), heben das mündliche und schriftliche Erzählen in anderen Kontexten nur unter anderem auf Sachverhaltsdarstellung ab; zentral sind dramatische Inszenierung, Affektgestaltung und Involvierung der LeserInnen oder der Zuhörenden. Das kann im schriftlichen Bereich über Anleihen am Stil des Mündlichen erreicht werden.

Die Trennlinie zwischen einem sachverhaltsorientierten, konzeptionell schriftlichen und einem gestaltungsorientierten Erzählen (welches konzeptionell sowohl mündlich als auch schriftlich gestaltet sein kann) verläuft nicht zwischen medial mündlichem und schriftlichem Erzählen, sondern quer zur Medialität (Gumbrecht 1980). Die „stream of consciousness“-Literatur hat sich beispielsweise oft eines oraten Stils bedient (Fludernik 1996, Betten 2006); Berichte in Institutionen sind hingegen in der Regel literat formuliert.

Mündliches Erzählen erfolgt im Alltagsgespräch spontan und richtet sich an ko-präsente Adressaten, auf die die Geschichte zugeschnitten wird und die in den meisten Kontexten in die Geschichte eingreifen können und sich so an ihrer Ausformung beteiligen (Schwitalla 2006, Gülich 2008). In schriftlich präsentierten Geschichten ist die Kommunikationssituation zwischen Produktion und Rezeption zerdehnt (Ehlich 1984). Da kein Zeitdruck vorliegt, kann die Wahl stilistischer Verfahren viel intensiver reflektiert werden als im mündlichen Modus. Die Expliziteitsanforderungen sind höher, da kein gemeinsamer Kontext gegeben ist und der Schreiber sich auch nicht darauf verlassen kann, dass der Rezipient schon nachfragen wird, wenn er etwas nicht versteht. Mündliches und schriftliches Erzählen reflektieren die mediale Gegebenheit, aber diese ist auch in ihrem stilistischen Potential nutzbar.

Erica Pedretti arbeitet oft mit dem Stilrepertoire konzeptioneller Mündlichkeit und gestaltet spezifisch orate Strategien in der medialen Schriftlichkeit ihrer Werke, auch in der medialen Mündlichkeit der Hörspiele.

Ich werde im Folgenden einige Bereiche eines konzeptionell mündlichen Stils in einigen Texten von E. Pedretti betrachten.

### **3. Codewechsel – Mehrsprachigkeit in Texten**

Da wäre als erstes die Mehrsprachigkeit im Text zu nennen. Mehrsprachigkeit und Mehrkulturalität sind Ressourcen nicht erst heutiger Literatur, aber derzeit fallen sie besonders ins Gewicht; AutorInnen wie Sibylle Lewitscharoff, Sascha Stanischitsch<sup>2</sup>, Feridun Zaimoglu oder Melinda Nadj Abonji, die alle einen kulturellen Spagat

thematisieren, treffen damit in der globalisierten Welt immer mehr den Nerv der Zeit. Erica Pedrettis Werk bedient sich schon seit Jahrzehnten auch der Ressourcen von Mehrsprachigkeit und Mehrkulturalität, welche zum Teil in eine sehr leidvolle Geschichte (ihre eigene) eingewoben sind. Sie war zunächst tschechische Staatsbürgerin mit deutscher Sprache, migrierte dann nach dem Zweiten Weltkrieg in die Schweiz; Schweizerdeutsch und Standarddeutsch werden jetzt zu wichtigen Varietäten (siehe zur Biografie Penkwitt ).

Deutsch ist eine plurizentrische Sprache (Barbour/Stevenson 1999). Pedrettis Deutsch ist zunächst mährisch, pragerisch und wienerisch und wird dann durchs Alemannische der Deutschschweiz und den Schweizer Standard bereichert. Damit wäre zunächst die innere Mehrsprachigkeit gefasst, mit der sie lebt. Dazu tritt die äußere Mehrsprachigkeit. Mit Mario Wandruszka (1979) sprechen wir von innerer Variation, wenn sich diese im Bereich einer Sprache bewegt, wie es etwa bei Dialekten der Fall ist. Die äußere Mehrsprachigkeit betrifft Sprachen im engeren Sinne. Erica Pedretti war und ist im Tschechischen, Deutschen, Englischen, Romanischen und Französischen zu Hause. Sie lernte tschechisch zwar nicht sofort, es war aber in ihrer Kindheit um sie herum hörbar. Im amerikanischen Englisch mussten die Jahre in New York bestritten werden. In Deutsch, Rätromanisch und Französisch bestreitet sie heute ihre schriftliche und mündliche Kommunikation. Sie hat im Engadin gelebt und lebt heute am Bieler See, an dem die deutsch-französische Sprachgrenze entlang läuft. Code-switching ist hier gang und gebe.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, sei festgehalten, dass natürlich keinerlei Zwangsläufigkeit dahingehend besteht, lebensweltliche Fakten in Literatur aufscheinen zu lassen. Wenn Pedrettis ErzählerInnen und Figuren den Code wechseln, dann werden sie nicht nur schlicht als mehrsprachige erzeugt, sondern der Wechsel lässt sich mit weiterem Sinn aufladen (wie auch im Alltag, wo er oft metaphorisch benutzt wird, Gumperz 1982).

Ich werde im Folgenden ein Beispiel aus der Forschung zur gesprochenen Sprache präsentieren und dem solche aus dem Werk von Pedretti gegenüberstellen, um einerseits die These von der konzeptioneller Mündlichkeit in Pedrettis Werk zu erhärten, andererseits diese auch als künstlerische Strategie auszuweisen.

Im Bezug auf bilinguale Erzähler vor bilinguaem Publikum ist bekannt, dass diese Zitate oft in der Sprache wiedergeben, in der die Rede auch erfolgte:

Beispiel aus Auer/di Luzio (1988: 172), diskutiert auch in Müller

Das Beispiel ist in Zeilenform transkribiert, wie es in der Gesprächsanalyse üblich ist.

46: 11 Ag: ja wie i no klein war, (ao)- sin (da)  
 12 C1: hhhh h h  
 13 h  
 14 Ag: in der Nacht kumma mir zwei  
 15 mir ham klingelt, ding-dong – mo  
 rient=a=casE.  
*jetzt kommt ihr heim.*  
 • stavEtE uorE.

*bleibt draussen.*

17 all: h h h h h h

47: 18 Ag: und dann nach ein paar Stunden, jatE a casE

*kommt rein*

19 caucie n=cule, paff! – ai -

*Tritt in den Hintern – paff! – aua -*

20 m : he he he

Der bilinguale 15jährige Agostino aus Konstanz erzählt seinem weitgehend ebenfalls bilingualen Publikum der deutsch-italienischen Freunde, wie seine Eltern reagierten, als er zu spät nach Hause kam. Er führt die empörten Eltern mit ihren italienischen Aussagen vor. In Zeile 15 und 16 zitiert er Worte der empörten Eltern. In 18 und 19 gibt er auch die Sequenz bestehend aus Befehl zum Hereinkommen und einer drastischen Handlung auf Italienisch wieder. Gelächter begleitet die Erzählung.

Die abschließende Aktion des elterlichen Tritts in den Hintern mit Begleit- und Reaktionsinterjektion wird kurz und bündig auf Italienisch vorgeführt.

Auch in Pedretti's Werk spielen Redewiedergaben eine große Rolle.<sup>3</sup> Im Alltag wie in der Literatur lässt sich fremde Rede mit verschiedenen Verfahren kenntlich machen; sie kann Produzenten zugeordnet werden kann (wie bei Zitaten) oder auch nicht. Dann bleibt offen, wessen Stimme im Text erscheint. Manchmal können soziale Typen identifiziert werden, z.B. Kinder über typisch kindliche Rede.

Im Sinne von Koch und Österreicher (1985) gehört die direkte Redewiedergabe zu einer Sprache der Nähe. Für mündliche Erzählungen gilt generell das gleiche, was in der Kultursemiotik zu Funktionen direkter und indirekter Rede in der Literatur herausgearbeitet wurde. Die Grundformen der Tektonik von Erzählwerken sowie die konkreten Perspektive-Techniken („point of view“) gründen in verschiedenen Formen der Rededarstellung. Der russische Literatursemiotiker Michail Bachtin entdeckte vor allem im Werk von Fjodor Dostojewskij die stilistischen Potentiale einer impliziten Charakterzeichnung über ein stilisiertes Sprechen-Lassen seiner Figuren (1963, 1969).

Auch in „Harmloses bitte“ gestaltet Pedretti direkte Redewiedergaben in einer Fremdsprache.

(Harmloses, bitte 22, S. 44):

„Sie kommt an den Gartenzaun, drückt ihr flaches, blasses Gesicht gegen das Türgitter, sagt dobry den, ja se mas. Jedna, dva, tri, ctyri, pet, ich sage es nach.“

Ein Mädchen spricht der Ich-Erzählerin tschechische Anfängereinheiten vor.

So ähnlich muss er stattgefunden haben, der Fremdspracherwerb, der die Heldin wieder aufs Simple beschränkt hat. Dass diese wieder ganz von vorn anfang, wird hier metaphorisiert. Bei „jedna“ (eins) geht es wieder los, als es in der historischen Situation



nicht mehr opportun ist, Deutsch zu sprechen. Der Volkstumskampf zwischen Deutschstämmigen und Tschechen in ihrer mährischen Heimat blinkt auf. Am Gartenzaun findet Unterricht statt, kein Plausch über das Wohlergehen. Schlichter lässt sich ein Dialog kaum gestalten.

In „Heiliger Sebastian“ (S. 90) hören wir vielleicht die Worte des Deutsch lernenden Amerikaners Frank, die so klingen, wie diejenigen so vieler anderer Schweiztouristen.

Frank hat Anne nach einem Skisturz aus dem Gebüsch gezogen:

- Wo haben wir uns das letzte Mal gesehen?
- In Sihlbrugg, sind per Rad nach Luzern gefahren. Der Vierwaldstättersee: looks exactly like a color-postcard, doesn't it?

Pedretti spart sich oft Zitationseinleitungen. Wir wissen dann nicht, wer redet. Beim obigen Beispiel ist über die Gedankenstriche schon eine Dialogsituation zwischen Anne und Frank hergestellt worden. Und wir kennen natürlich die Floskeln, an denen sich die Autorin Pedretti abarbeitet. Es kommt dabei nicht so darauf an, Sprecher identifizieren zu können; die Identifikation von Sprechertypen genügt. Auch in Alltagsgesprächen spielt Typenzitation eine Rolle. Wenn Anne (oder Frank?) plötzlich Englisch spricht, entsteht auf jeden Fall auch die Stimme eines prototypischen Touristen.

Dialoge und ihre Macharten evozieren Protagonisten und Situationstypen. Mittels der über Zitationen eingeblendeten Stimmen arbeitet eine Erzählerin mit Evokation und mit Repräsentation zugleich. Tedlock (1986/1993: 278/279) erläutert zum Thema Evokation in einem Interview Folgendes:

Was ist Evokation, wenn nicht eine Art selektiver Repräsentation, eine metonymische Seitwärtsbewegung? Und was machen wir, wenn die anderen schon evokativ sprechen? Was, wenn ein Erzähler, statt einen Kriegsgott als pubertär zu beschreiben, seine Pubertät evozierte, indem er ihm eine hohe, brechende Stimme gäbe? Nehmen wir an, der Erzähler beschrieb die Spannung einer Person über den ungewissen Ausgang einer Sache nicht, sondern evozierte sie, indem er ihr Handeln in Zeilen faßte, die die Handlung des Satzes kurz vor dem Einsetzen einer Pause in der Schweben hielten, ehe sie ihr Ende preisgäben? Und was ist, wenn der Erzähler, statt die Worte einer bestimmten Person für wichtig zu erklären, sie mit Tonfall und Lautstärke als steilen akustischen Gipfel zwischen sanften Hügeln markierte? Es wäre sicherlich blanker Hohn, wenn wir unter dem Vorwand, realistische Repräsentation vermeiden zu wollen, jede dieser Evokationen in eine schlichte Beschreibung verwandelten und die Stärken der Evokation uns vorbehielten.

Hier will ich nicht näher auf die breite Intertextualitätsdiskussion in der Literaturwissenschaft eingehen; ein Verweis auf Penkwitts Studie soll genügen (Penkwitt 1998). Penkwitt hat die vielfältigen intertextuellen Bezugnahmen in Pedrettis Roman *Valerie oder das unerzogene Auge* herausgearbeitet. So zeigt sie, dass Pedretti neben der Kunsttheorie des Schweizer Malers Ferdinand Hodler, neben philosophischen und literarischen Texten (u.a. Goethe und Bakunin) und der Bibel auch Alltagstexte, so z.B. Kinderlieder, Abzählverse und zwei Zeitungsartikel zitiert. Pedrettis Umgang mit den eingespielten Prätexten entspricht dabei Lachmanns Modell der „Transformation“ (Lachmann 1990), d.h. einem entwendenden, dialogischen Zugriff auf die vorgängigen Texte (gesehen in der Tradition von Michail Bachtin). Im Falle der Kunsttheorie Ferdinand

Hodlers, so Penkwitt, lasse sich beispielsweise von einer ‚Durchquerung des männlichen Diskurses‘ sprechen.

Fremde Stimmen verwenden manchmal fremde Sprachen. Bei Pedretti begegnen uns beispielsweise auch englische Imperative im deutschen Text. Heldin Anne ist nach New York gegangen und besucht in ihrer Freizeit Long Island:

„Heiliger Sebastian“ (S. 104)

...ein Fischer auf den Felsen, in der Bucht dahinter ein Bootshaus, ein Landsteg, zwei abgetakelte Segelboote, die Köpfe einzelner Schwimmer auf dem Wasser, ein Nackter, der über den Holzsteg läuft, einer, der auf dem schmalen Privatstrand liegt, keep out, segle vorbei, dahinter wieder eine Rasenfläche vor einer leuchtenden Villa, keep off, eine kleine Halbinsel, die diese Bucht von der nächsten trennt, in der vor einem Clubgebäude, keep out, Badende laufen, sich sonnen....

Aus Annes Erinnerung wird hier die Landschaft am Meer beschrieben mit ihren Buchten, Stränden und Schwimmbädern. Die englischen Imperative könnten auf Schildern zu lesen gewesen sein oder ein Einheimischer hat sie ausgesprochen. Das muss nicht geklärt werden und es bedarf auch keiner Eindeutigkeit in der Zuordnung der Imperative an eine Quelle. Es genügt die Evokation von Geboten und Verboten (darum handelt es sich ja) und sie reproduzieren die Unmittelbarkeit in der Wirkung auf die Figur Anne und die Leserin. Anne sieht Buchten, Landstege und Strände, aber Imperative in der Fremdsprache halten sie vom weiteren Kennenlernen dieser Flecken ab.

Wenige Seiten weiter sind wir mit Gregor und Anne in einem französischen Laden (S. 113)

-du très bon thon à l’huile

- während Madame mit flinken Fingern hartgekochte Eier aus den Schalen löst, zwei für jeden, mit einer Gabel,

- voyez, comme ça

- alles tout Thon und Ei ensemble auf meinem Teller zu Mus zerquetscht, worauf Germain aus einem großen Kanister Öl

- du très bon huile D’arachide

- leert, jeden Teller etwa randvoll

Hier mischen sich Deutsch und Französisch nicht nur so, wie wir es von Zweisprachigen kennen (etwa das Muster, dass eine Substantivgruppe in einer Sprache bleibt und die Attribute in einer anderen, „tout Thon und Ei ensemble“), sondern die Erzählerstimme gesellt sich zu den Figurenstimmen. Jede Stimme wird mit Spiegelstrich eingeführt. Es gibt keinen abgesetzten Dialog im Text mehr, sondern nur noch einen Dialog. Erzählerin und Figuren tragen ihre Kommentare, Halbsätze und Imperative aber durchaus auf eine Art zusammen, dass eine kohärente Szene rund um die Zubereitung von Thunfisch mit Ei entsteht.

Pedretti selbst geht im Interview mit Daniel Rothenbühler (2010) auf ihre innere und äußere Vielsprachigkeit ein:

Ich hasste „gutes Deutsch,“ weil wir immer korrigiert wurden. Dialekt durfte man nur auf der Straße sprechen, weder in der Schule noch zu Hause. Immer perfektes Deutsch. Und wenn jetzt meine Sätze zu schön werden, dann mach ich sie wieder kaputt. Was die Mehrsprachigkeit betrifft: Mit meinen Eltern, Tanten und Onkeln habe ich hochdeutsch gesprochen, mit meinem Bruder, Neffen und Nichten spreche ich englisch, mit meinen Schwestern schweizerdeutsch, mit meinem Mann und den Kindern Schweizerdeutsch oder romanisch, das Oberengadiner Puter, mit den meisten Enkeln französisch (S. 75).

In Prag haben ja einmal viele Deutsch gesprochen und mit diesem Deutsch war ich gut vertraut. Die meisten tschechischen Texte wurden nun aber in Ostdeutschland übersetzt. Wenn ich so ein pommersches Deutsch für einen tschechischen Text lese, dann stehen mir die Haare zu Berg. Wir haben also Jitkas Übersetzung gemeinsam durchgeschaut und ich habe möglichst vieles stehen lassen, z.B. die rückbezüglichen Verben wie „ich spiele mich,“ so wie man in der Tschechoslowakei einmal deutsch gesprochen hat.

Pedretti reflektiert hier zum einen die gängige Sprachideologie, nach der Hochdeutsch das perfekte Deutsch ist. Hochdeutsch ist aber ein historisches Kunstprodukt, das neben der Grundlage für eine überregionale Verständigung und die damit verbundene Kodifizierung vor allem im 19. Jahrhundert, aber auch noch heute, für soziale Distinktion einsetzbar war (Barbour/Stevenson 1999). Regionale Varietäten wurden umso mehr zu einer Sprache von Nähe und Vertrautheit; sie sind schwer übersetzbar, aber einer so mit der Vielfalt des Deutschen Vertrauten wie Pedretti stoßen Unstimmigkeiten in der Varietätenübertragung auf.

Betrachten wir andere Phänomene des Mündlichen in Pedrettis Texten.

#### **4. Authentisierung mittels Namensuche**

Norrick (2000) ging der Frage nach, warum in Alltagserzählungen oft so zeitraubend nach Namen für Personen und Orte gesucht wird, die das Gegenüber sowieso nicht kennt. Es entspricht einerseits der Erinnerungsarbeit, die beim Erzählen stattfindet und es macht andererseits für das Gegenüber diese Erinnerungsarbeit deutlich und authentisiert die Geschichte somit. Pedretti arbeitet mit dem Kunstgriff des Einsetzens eines alltäglichen Verhaltens, dessen Wirkung uns geläufig ist. Wenn wir Sprachwissenschaftler(innen) solche Strategien aufdecken, meinen wir nicht, dass diese bewusst angewendet werden. Über das mündliche Erzählen wissen wir, dass kaum eine Erzählerin ihre Mittel und Verfahren beim Erzählen selbst bemerkt. Sprachkönnen ist ja auf Sprachwissen nicht unbedingt angewiesen. In welchem Bewusstseinszustand Autor(inn)en schreiben, bleibt offen. Wenn ich von „Strategie“ spreche, unterstelle ich damit keine in allen Details bewusste Ziel-Mittel-Reflexion. Ein Gefühl für die Wirkung ist wichtiger und genügt in der Regel sogar für die künstlerische Gestaltung.

Ein Ich ist in „Harmloses, bitte“ im Dialog mit jemandem und auch mit der Leserin:

Über Versunkenes, durch Vergessenes vorsichtig tastend, such ich den Weg zum Fluss. Da kommt uns die wie heißt sie nur, sie sitzt doch in der Bank vor mir, kommt uns entgegen, die streicht hier immer herum, komm weiter, dem Ufer entlang, hier kenn ich

mich aus, hier lauf ich auch mit geschlossenen Augen bis zu den ersten Häusern von jetzt weiß ich wirklich nicht mehr wie es heißt.

(Harmloses, bitte)

Im Dialog mit dem jemandem von früher fällt dem Ich zuerst der Name der Streunerin nicht mehr ein und dann auch nicht der des Ortes. Die Autorin ikonisiert damit genau das vorsichtige Tasten durch Versunkenes und Vergessenes; welche das Ich betreibt: manches kommt hoch, manches nicht. Darüber hinaus wird Unmittelbarkeit des Erzählens suggeriert. Mit *Pulver* (1971, 479) können wir verschiedene Strebungen eines erinnernden Ichs ausmachen, das sich erinnern will oder auch nicht. Die Namensuche verweist nicht einfach auf Erinnerungslücken, sondern auch darauf, dass dieses Erinnern in Dialogen stattfindet (im Dialog der Bewusstseinssebenen z.B., aber auch im Dialog mit den Lesern). Für ein Gegenüber, das sehr wohl das Autoren-Ich von heute sein kann (wie *Pulver* meint), wird die Erinnerungsarbeit geleistet.

Pedretti verschränkt die Ebenen verschiedener Erzählzeiten und schiebt mit dem Präsens die Vergangenheit ikonisch in die Gegenwart. Mit dem Präsens wird sie unmittelbar; auch dies ist eine narrative Nähestrategie (Tannen 1989). In vielen Texten finden sich Passagen mit „Du“-Anrede, in denen eine Erzählerin zu einer Figur spricht (*Harmloses bitte*, 1996, 21); noch eine narrative Strategie der Herstellung von Nähe zu dieser Figur (und darüber hinaus zu den Lesenden, *Fludernik* 1994).

## **5. Orate Dialogstrukturen mit elliptische Syntax und Vervollständigung im Dialog**

Immer wieder finden sich in Pedrettis Literatur mehr oder weniger stark gekennzeichnet dialogische Passagen.

Nehmen wir eine Sequenz aus „*Heiliger Sebastian*“ (S. 109)

- und zwischen diesen Wänden nur schmale Durchgänge freigelassen
- enge Gassen, auch diese wieder verstellt durch etwas, das zu viel, das sonst nirgends mehr Platz hat, mit dem man nicht weiß wohin, was machen.
- Von der Decke hängen Bürsten, Besen, Federwische, Wäscheimer, Wischer, Flaumer, Pinsel
- und anderes, Unbekanntes hängt bedrohend, bedrängend, manchmal die Gänge unten respektierend, manchmal nicht. Licht, das durch die Schaufenster einfallen sollte
- Licht? Gibt's nicht, fast nicht, wird ausgesperrt von Wänden von Waren, die in den Fenstern, davor, auch dahinter auf- ausgestellt sind, um die vorbeigehenden Spaziergänger, Flanierer, zu verführen, zum Eintreten, zum Kaufen verführen von Sachen, von Farben vielleicht, die sie gar nicht
- warum nicht?

Die sie vielleicht brauchen, vielleicht nicht brauchen

- warum sollen sie keine Farbe brauchen?

In diesem Dialog wird Erinnerung gemeinsam rekonstruiert. Annes Erinnerungen werden ergänzt oder hinterfragt. Von wem? Vielleicht von der Autorin.

Sie ist fast dauernd im Gespräch (Pulver 1971), grenzt sich ab, lässt sich korrigieren (von wem?), korrigiert (sich) selbst. Ob wir es mit einem inneren oder äußeren Dialog zu tun haben, lässt sich kaum ausmachen, aber die Form des Dialogs arbeitet auf jeden Fall mit vielen Besonderheiten, die für mündliche Interaktionen beschrieben worden sind. Zeltner (1980, 106) spricht von einem Verschwimmen der Grenzen zwischen „conversation“ und „sous-conversation.“

Auer (1996) stellt die nach rechts ausgreifende Syntax als Besonderheit des Mündlichen dar, mit der weitere Nachträge fabriziert werden können, welche in unterschiedlichem Maße in den Satz integriert werden.

Der Satz

*(Licht) wird ausgesperrt*

wird im Text nach rechts mit verschiedenen Adverbialen und Attributen erweitert:

*von Wänden von Waren, die in den Fenstern, davor, auch dahinter auf- ausgestellt sind, um die vorbeigehenden Spaziergänger, Flanierer, zu verführen, zum Eintreten, zum Kaufen verführen von Sachen, von Farben vielleicht, die sie gar nicht*

- *warum nicht?*

*Die sie vielleicht brauchen, vielleicht nicht brauchen*

Eine solcherart orate syntaktische Kontinuität fällt im Mündlichen wenig auf, bekommt aber im Schriftlichen eine besondere Gewichtung als nicht im Voraus geplanter Diskurs. So entsteht eine Ikonizität des spontan Gesprochenen.

Nach rechts ausgreifend (bildlich gesprochen) kann man immer noch etwas anhängen, etwas hinterherschicken, was einem gerade noch in den Sinn kommt. Dieses Potential des Mündlichen holt E.P. ins Schriftliche. Sie führt uns auf diese Weise Annes Erinnerungen als in situ entstehend vor.

Schwitalla (1992) diskutiert, wie Sprecher(innen) in Gesprächen sich gegenseitig die Sätze vervollständigen. Auch dieses Verfahren findet sich im obigen Zitat und es sei hier eine Stelle erneut angeführt:

- Von der Decke hängen Bürsten, Besen, Federwische, Wäscheeimer, Wischer, Flaumer, Pinsel

- und anderes, Unbekanntes hängt bedrohend, bedrängend, manchmal die Gänge unten respektierend, manchmal nicht.

Sich an der Ausformung des Satzes des ersten Sprechers in genau der bereits hergestellten syntaktischen Konstruktion zu beteiligen, ikonisiert einen gemeinsamen Denkprozess, Sprechen als Gemeinschaftsprojekt.

Imperative verlangen einen gemeinten Adressaten und kennzeichnen deshalb stärker gesprochene als geschriebene Sprache. In „Harmoses, bitte“ finden wir durchgängig viele Imperative, wie „Lauf, lauf durch den Garten, hinter den Baum, lauf, schnell ins Badhaus...“ (17) oder „Laß das“ (18) oder „so halt ihn“ (19) oder „stell dir vor“ (21) oder „geh lieber weiter“ (52) oder „ja, läster nur, fluch nur“.

Wer ist hier gemeint? Wahrscheinlich meint die Erzählstimme das frühere Ich ihrer Erinnerung.

Der normative Satz der geschriebenen Sprache hat zumindest Subjekt und Prädikat. Im Mündlichen sind Sätze schwerer festmachbar. Die Gesprächsforschung identifiziert eher Sinneinheiten mit prosodischen Konturen als Bedeutungseinheiten. Auch bei Pedretti stehen Sinneinheiten für sich; beispielsweise reihen sich Nominalphrasen aneinander. Pedretti nutzt im gedruckten Text Zwischenräume, um die Bruchstücke von „sous-conversation“ zu übermitteln:

Beispiel (S. 32)

Flimmern vor den Augen    unklare Schmerzen bald bestimmter immer stärker    alles  
Ungute    Unappetitliche    das Wissen hinter der Hoffnung    die verliert man scheint's  
nie

Gehen wir zu einem anderen Merkmal orater Strukturen. Pedrettis Figuren reparieren ihre Aussagen.

## 6. Reparaturen

Ganz besonders das Reparieren des Gesagten ist ein Zug mündlicher Dialoge (Weber 1998, Gülich/Mondada 2008). Wenn sich einer verspricht, kann ihn z.B. der andere korrigieren; und das ist nicht in jedem Fall unhöflich, sondern signalisiert auch, dass der andere einiges verstanden hat, also aufmerksam zuhört und konstruktiv ist. Der Sprecher kann grundsätzlich mit der Formulierung des zu Sagenden in Schwierigkeiten geraten, z.B. dadurch, dass er den Satz nicht so wie begonnen zu Ende führen kann. Bei allen Störungen der Kommunikation kann es zu Reparaturen kommen. Manchmal korrigiert sich die Sprecherin selbst. Oft ist die Reparatur auch interaktiv, sei es, dass der Hörer sein Nichtverstehen artikuliert, sei es, dass er der Sprecherin hilft. Die Konversationsanalyse hat verschiedene Untertypen unterschieden. Wenn Sprecher(innen) selbst Reparaturen des Gesagten einleiten, handelt es sich um eine selbstinitiierte Selbstreparatur. Wenn der Hörer die Reparatur vornimmt, ist es eine fremdinitiierte Fremdreparatur. Es gibt auch fremdinitiierte Selbstreparaturen, wenn die Hörerin z.B. noch einmal nachfragt und der Sprecher seine Aussage dann modifiziert oder selbstinitiierte Fremdreparaturen. Diese verschiedenen Reparaturen unterliegen einer Präferenzrangfolge, bei der die selbstinitiierte Selbstreparatur bevorzugt wird und die fremdinitiierte Fremdreparatur dispräferiert ist. Sie wirkt bevormundend.

Pedrettis Erzählerstimme repariert ihre Aussagen und gibt ihnen auch durch dieses orate Verfahren den Duktus des Ungeplanten und Vorläufigen, des im Augenblick erst Entstehenden.

„Harmloses bitte“ 8, (S. 24)

Hier schwimmen riesige Fische, wie ich noch keine gesehen habe. Wahrscheinlich sind das gar keine Fische, sondern Seelöwen, Robben, nein, auch Seehunde sind es nicht, was sich da in Schwärmen zwischen den Steinen presst, so dicht, dass es sich gegenseitig hochdrückt, einen Rücken, manchmal, kurz, auch ein ganzes Tier aus dem Wasser hebt.

(S. 25)

... und sehen uns an, was unten liegt: ein bewaldeter Abhang, die erdige Flußstraße, Ufergebüsch, Haseln und Weiden, graugrün die March nein, die March ist das nicht, das ist die Zohse...

Die Leserin wird so zur unmittelbaren Zeugin des als aktuell inszenierten ablaufenden Versuchs der Erinnerung. Die Erzählerin Pedretti nimmt es sehr genau mit der Herstellung einer narrativen Rekonstruktion, an der sie die Lesenden teilnehmen lässt.

## 7. Interjektionen

Auch Interjektionen tauchen in Pedrettis Texten auf.

In den Lexika der Linguistik wird die Interjektion, mal als „Empfindungswort“<sup>4</sup>, als „Ausdruckswort“ oder „Ausrufewort“ (Homberger 2000, 232) übersetzt, meist nicht befriedigend definiert und als formal schwer fassbar ausgewiesen (Trabant 1998, 115f). Der Status der Interjektionen als „Wortart ist ebenso umstritten wie ihre syntaktische Funktion“.<sup>5</sup> Burkhardt versucht Licht in den „Formen-Urwald“ zu bringen, indem er die Interjektionen anhand ihrer Genesemuster ordnet. Gleichzeitig liefert er einen ersten Überblick über die Vielfalt der Interjektionen und deutet ihre unterschiedlichen Ausdrucks- und Funktionsweisen an. Einige dienen der spontanen, emotionalen Reaktion und Bewertung: au! Igitt! Nanu? Oho! Ätsch!

Der funktionalen Zuschreibung, dass Interjektionen Träger von Emotionen sind, stehen weitere kommunikative Funktionen bei Sprechhandlungen – insbesondere “in Gesprächen des Alltags“ (Lewandowski 1985), S. 461). gegenüber; sie beeinflussen bzw. lenken den Verlauf des Gesprächs: „Sprecher signalisieren mit ihnen, dass sie zuhören, zustimmen, ablehnen (z. B. *hm, aha*), dass sie einen Gesprächsbeitrag einleiten (z. B. *also, na*)“<sup>6</sup>. Ehlich (1986) wendet sich der Rolle der Interjektionen bei Sprechhandlungen zu und untersucht einzelne Interjektionen exemplarisch. Er konzentriert sich bei der Betrachtung der Form der „Schallgebilde“ auf akustische Variablen wie Tonhöhe bzw. tonaler Verlauf, Tonlänge und Reduplikationen als akustisches Phänomen, um anhand der Differenzen zwischen möglichen Intonationen einer Interjektion unterschiedliche Funktionen herzuleiten, z.B. drückt die Intonation auf der verlängerten zweiten Silbe „ahA:::“ plötzliche Erkenntnis aus, ein fallend gesprochenes „aha“ eher das Zutreffen negativer Erwartung.

Flüche sind meist „sekundäre Interjektionen“: jemine (Jesus domine), herrje (Herr Jesus) Scheiße! Menschenskind! Donnerwetter! Während man den Ursprung der „primären“ Interjektionen in Naturlauten oder aber in der Nachahmung von Schallphänomenen vermutet, werden die „sekundären“ Interjektionen von bestehenden Wörtern und Zeichen abgeleitet und sind oft phraseologisch. Appellinterjektionen wie „pst, pfui“ und Tierlaute wie „wauwau“ gehören zu den primären, deverbative Interjektionen wie „stöhn, seufz, würg“ zu den sekundären.

In Pedrettis „sous-conversation“ tauchen sekundäre Interjektionen auf

(Harmloses, bitte 27, S. 54)

Vater unser, dein Reich komme, aber DEIN Reich, aber nicht hier, erst im Himmel, wo sie schon singen, auch dort, in Ewigkeit, amen **mein Gott** nein, du sollst den Namen des Herrn nicht ich weiß aber warum hat er uns und das Schwein quietscht gen Himmel, und der Bauer und die Frau beten immerfort gen Himmel, der doch weit ist...

(S. 55)

Da bin ich stehn geblieben, wäre geblieben, wurde aber fortgezogen, **gottseidank**...

Im ersten Beispiel ist völlig unklar, welchem Sprecher die Interjektion zugeordnet ist. Die Unklarheit verhindert den szenischen Unmittelbarkeitseffekt nicht. Im zweiten Beispiel ikonisiert die Erzählerin ihre Gefühlslage der Erleichterung.

## 8. Modalpartikeln

Modalpartikeln finden sich hoch frequent in der gesprochenen Sprache und übernehmen dort verschiedene pragmatische Funktionen (Held 2003). Sie kommunizieren etwas Mit-Gemeintes. Weydt et al. (1981, 11-13) konnten zeigen, dass Muttersprachler zwischen Dialogen mit und ohne Modalpartikeln gut unterscheiden konnten. Letztere wurden auf einer sechsstufigen Skala als hölzern, unfreundlich und kontaktschwach gewertet. Private Gespräche weisen signifikant mehr Modalpartikeln auf als institutionelle Gespräche (Hentschel 1986). In schriftlichen Textsorten findet man sie selten; sie können aber für eine gesprochensprachliche Stilisierung genutzt werden (z.B. Kommentaren in Zeitungen) (Stein 2009).

Nach Thurmair (1991) gibt es sechzehn typische Modalpartikeln: *aber, auch, bloß, denn, doch, eben, eigentlich, etwa, halt, ja, mal, nur, ruhig, schon, vielleicht, wohl*.

Helbig (1990: 32ff.) zählt auch noch *eh, einfach* und *überhaupt* dazu und fasst die morphosyntaktischen Merkmale der Modalpartikeln so zusammen: sie sind unflektierbar, sie können nicht in gleicher Bedeutung eine Antwort auf eine Frage bilden, sie können nicht die erste Stelle im Satz ausfüllen, sie beziehen sich auf den ganzen Satz, sie sind in der Regel unbetont, sie sind in den Satz integriert, sie können nicht als Satzäquivalente auftreten, sie sind syntaktisch fakultativ, sie unterliegen syntaktischen Restriktionsbeschränkungen, sie folgen dem finiten Verb, sie sind nicht negierbar. Modalpartikeln appellieren an gemeinsames Wissen. Ihre Bedeutungen betreffen



gemeinsame Einschätzungen und Erwartungen. Sprecher können mit ihrer Hilfe implizit Einstellungen kommunizieren.

Das Buch „Harmloses, bitte“ ist geradezu von Modalpartikeln durchsetzt. Wir betrachten hier „doch“ und „nur“, die beide besonders häufig in Erscheinung treten.

S. 55

Dein Gott, das ist kein lieber Gott, hat dich **doch** behütet, hält dich im Genick, lässt nie los; ja läster **nur**, fluch, wehr dich. (...)

Bis jetzt hat er mich **doch** nie ganz verlassen

S. 57

wart **nur** flieg **nur**

„Doch“ appelliert an das gemeinsame Wissen, das die adressierende und die adressierte Figur miteinander teilen. Durch den Einsatz der Modalpartikel „doch“ ist der Sprechakt nicht mehr informativ, sondern klagt Erinnerung ein.

Die Modalpartikel „nur“ transformiert eine Aufforderung in eine Erlaubnis. Das erinnernde Ich berät wohl das frühere Ich. Starker Einsatz von Modalpartikeln durchzieht den Text mit einer Schicht von Mit-Gemeintem.

## 9. Zum stilistischen Repertoire unterschiedlicher Figurenrede

In „Die Zertrümmerung von dem Kind Karl und anderen Personen“ lernt die Ich-Erzählerin nach einem Umzug der Familie aus dem Engadin in die frankophone Schweiz am Bieler See Frau Gerster kennen, der in dem Buch lange Erzählungseinheiten zugeordnet werden, an denen sich die Ich-Figur abarbeitet. Da dieses Ich sich von Frau Gerster zwar sehr viel vermitteln lässt, sich aber doch abgrenzt und befremdet fühlt (siehe z.B. S 237), ist es interessant, den Erzählstil der Frau Gerster genauer zu betrachten.

Der Stil ist durchaus auch als orater Stil ausgewiesen, vor allem durch syntaktische Besonderheiten. Frau Gerster präsentiert aber monologische Einheiten mit weitgehend vollständigen Sätzen. Die Interpunktion ist dabei nicht normorientiert. Zu den Merkmalen orater Syntax bei Frau Gerster gehören nach rechts oder links verschobene Nominalphrasen.

Einige Beispiele für Rechtsherausstellung:

S. 230

Ich habe sie vorher kaum gekannt, diese Russin

S. 234

Das muß man ihm beibringen, das Folgen

Solche Nachträge haben die Funktion der Hervorhebung (Schwitalla 2006: 116)

Die vorangegangenen Äußerungen dienen sozusagen nur der Hinführung auf das Wichtigste.

Bei „Linksversetzungen“ können prinzipiell alle Arten von Satzgliedern vorangestellt werden. Sie situieren bereits den thematischen Rahmen.

Linksherausstellung: S. 231

Und mein Mieter, der Herr Jarjem, der kann ja Deutsch

Solche Referenz-Aussage-Strukturen finden sich fast ausschließlich in gesprochener Sprache. In Referenz-Aussage-Strukturen sind der referierende Ausdruck und die Aussage stärker voneinander getrennt, als es im prototypischen schriftsprachlichen Satz der Fall ist.

Frau Gersters Rede enthält außerdem viele Helvetismen und auch typische süddeutsche Elemente, so z.B. Infinitive von Modalverben in Positionen, in denen nach der Normgrammatik ein Partizip Perfekt stehen müsste:

S. 230

Er hat ja die Tür mit der Schnauze aufstoßen können

Da hat man mit ihm machen können, was er hat wollen

S. 234

Drum habe ich keinen mehr wollen.

Dadurch wird die Rede der Frau Gerster ähnlich der anderer Figuren bei Pedretti im Schweizer Sprachraum lokalisiert. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Pedrettis Figuren nicht voneinander.

Im Unterschied zur Rede der verschiedenen Ich-Instanzen in Pedrettis Texten sind die Erzählungen der Frau Gerster aber wenig modalisiert. Semantische Vagheit ist ein wichtiges Prinzip der Alltagsrede. Beim Sprechen müssen wir uns nur so präzise ausdrücken, dass der Hörer uns ausreichend versteht. Modale Adverbien, Modalpartikeln, Heckenausdrücke (von engl. to hedge, einer Frage ausweichen), Wendungen vom Typ „oder so“ und „was weiß ich“ dienen dem Prinzip des Alltagsgesprächs, das Gesagte ausreichend offen zu halten.

In Frau Gersters Rede begegnet uns hauptsächlich Wortsuche als Modalisierungsverfahren:

S. 230

Das ist, wie soll ich sagen, ein Zutrauen gewesen zum Tier.

S. 234

...dass man sich nicht mehr, ach wie soll ich sagen, dass man sich daran gewöhnt

Abgesehen von dieser Strategie enthält die Rede der Frau Gerster kaum Verfahren zur Indikation von Vagheit. Ihr Redestil ist somit von der Textsemantik her stärker am Schriftlichkeitspol angesiedelt als viele andere Passagen der Ich-Erzählerin.

Und so können wir Rüedi (1977) zustimmen, der die Stimme der Frau Gerster deutlich abhebt von den qualvoll-selbstkritischen Ich-Stimmen des Buches:

„Frau Gerster ist Frau Welt: eine Person, deren Bewusstsein mit ihren Taten identisch ist. An ihr reibt und findet sich aber auch die Autorin, als ihr Gegenteil.“ (Rüedi 1977)

Pulver (1978) hört in dem Buch zwei Frauenstimmen reden, „nebeneinander mehr als miteinander: weit ausholend, kühn zugreifend die eine, zweifelnd, sich vorwiegend und wieder zurückziehend die andere.

Mittels unterschiedlicher Sprechstile schafft es Pedretti, unterschiedliche Personen lebendig werden zu lassen. Die qualvoll-selbstkritische Ich-Stimme weist mehr Vagheitsverfahren des Mündlichen auf als die von Frau Gerster. Quantifizierungen können leider im Rahmen dieses Aufsatzes nicht geleistet werden.

## **10. Phraseologie in „Badekur“**

Pedrettis Hörspiel „Badekur“ zeigt verschiedene Facetten des Lebens während der Kur, das – anders als das alltägliche – seine eigenen Regeln hat, und sein ganz besonderes Ambiente. Vor allem über Spiele mit Phraseologie wird ein kleines Kur-Hotel mit seinen verschiedenen Kurgästen lebendig: Man hört sie bei Tisch reden: über das Baden, über eine Gelähmte, den Park, die Liegehalle, Heilgymnastik, eine Liebelei, das Essen. Sieben Mahlzeiten und Bruchteile der Unterhaltung bei Tisch werden manchmal abgelöst von linearen Dialogen.

Das Hörspiel strotzt vor Phraseologismen wie Begrüßungs- und Verabschiedungsfloskeln, Redewendungen wie „Das gehört nicht hierher“ oder „Frisch fromm fröhlich frei,“ die mehrstimmig überlagert werden.

Phraseologismen sind sprachliche Ausdrücke, die verschiedene kombinatorische Beschränkungen aufweisen: Sie sind feste Wortverbindungen, die aus zwei (z.B. an sich) oder mehreren Wörtern (jmdn. ins Boxhorn jagen) bis hin zu ganzen formelhaften Sätzen bestehen (Da hört sich doch alles auf!) und in dieser Verbindung besondere Bedeutungen tragen oder in besonderen Situationen verwendet werden. Sie erlauben häufig nicht, dass man mit ihnen bestimmte syntaktische Operationen ( Umstellung, Einfügung etc.) durchführt und sie setzen kombinatorische semantische Prinzipien außer Kraft - die Bedeutung eines Phraseologismus lässt sich in der Regel nicht aus der Bedeutung der Wörter, die er enthält, ableiten (Feilke 1996, Burger 2003). Viele der in der Kommunikation auszuführenden Sprachhandlungen sind konventionalisierte, ritualisierte Kommunikationsformen, die das Formulieren kognitiv entlasten, es in Erwartbarkeit konstituieren und das Verstehen erleichtern bzw. es erst ermöglichen. Für das soziale Sprachhandeln ist somit eine besondere Typik kennzeichnend, die in hohem Maße (sub)kulturabhängig sein kann und die die Traditionen des Formulierens einer Gesellschaft oder Gruppe gestaltet. Das Wissen der SprecherInnen über diese Typik lässt sich am besten mit dem Terminus Common sense-Kompetenz erfassen (Feilke 1996). Die Common sense-Kompetenz liefert eine wichtige Grundlage für die menschliche Fähigkeit, gemeinsame Kontexte für Meinen und Verstehen zu erzeugen.

Lässt man allerdings wie Pedretti in „Badekur“ mehrere Floskeln minutenlang von verschiedenen Sprechern variieren, tritt die Formulaizität deutlich hervor. Diese steht wiederum für die Konventionalität des Bäderbetriebs.

Zu Beginn des Hörspielen variieren verschiedene Gäste-Stimmen den Gruß „Guten Morgen,“ bis nur noch der Nachhall von „guten“ übrig bleibt. Auch der Reim „ohne Sorgen“ kommt mehrfach zum Einsatz. Erkundigungen vom Typ „wie geht’s“ machen den

nächsten gemeinschaftlichen Formeleinsatz aus (im Sprecherwechsel gestaltet). Dann hören wir ein Selbstgespräch eines am Fenster stehenden Gastes, der sich gern vom Fenster lossagen würde und sich auch gern gegen die Ordnung des Kurbetriebs auflehnen würde. Verschiedene Stimmen in ihm streiten miteinander. In diesem Kontext gibt es keine Themenvariation im Gleichklang, sondern einen inneren Dialog, in dem deutlich wird, dass schon die kleinste Bewegung diesen Gast anstrengt.

Später hören wir eine Kaskade an gleich lautenden „traurig“-Bewertungen mehrerer Personen, bezogen auf ein Mädchen im Rollstuhl, das sie alle oft sehen. Gemeinsam phantasiert man, wie es wohl sein muss, im Rollstuhl zu sitzen und ergeht sich in Betroffenheitsroutinen. Auch das Rauschen des Flusses wird in Ausrichtung aneinander kommentiert. Die Gäste arbeiten viele thematische Dauerbrenner des Kurbetriebs ab; sie beklagen sich floskelhaft über die Kleinheit des Bades, kommentieren Essen und Zeitungslektüre, stellen sich einander vor. Im Individuum selbst liegen die inneren Stimmen im Widerstreit; in der Gruppe übt man sich hingegen im Gleichklang konventioneller Routinen. So führt „Badekur“ gleichzeitig das Bemühen um soziale Übereinstimmung wie auch die Zerrissenheit des Einzelnen vor (und dies in einer Kontrastierung). Auch hier bleibt das Harmlose wieder einmal nicht harmlos.

### **Schluss**

Erica Pedretti liefert alles andere als geschlossene Lebensgeschichten. Sie nutzt einen an die gesprochene Sprache angelehnten Stil mit unterschiedlicher Ausprägung, um Unmittelbarkeits- und Unfertigkeitseffekte zu erzeugen. Sprachstile werden variiert und charakterisieren immer auch die Figur in einem bestimmten Kontext. So gibt es in den narrativen Passagen Unterschiede in der Kommunikation von (Un)Sicherheitsgraden. In den Dialogen der Hörspiele vernehmen wir Vielstimmigkeit im Einstimmigen (bei der Phrasemwiederholung), aber auch Selbstreflexionen, die dann nicht einer vorgestanzten Sprache bedienen. Pedrettis Figuren (darunter ein ganzes Panorama an Ichs) finden sich in inneren und äußeren Dialogen, die ineinander übergehen. Innere und äußere Mehrstimmigkeit ist geradezu das Hauptprinzip der dialogischen Gestaltung von Pedrettis Textwelten.

## Literatur

- Androutopoulos, Jannis (1998): Deutsche Jugendsprache. Frankfurt: Lang.
- Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick (1999): Variation in German. A critical approach to German sociolinguistics. Cambridge: Cambridge University Press.
- Betten, Anne (2006): Sprachstile literarischer Texte. In: Eva Neuland
- Burger, Harald (2003): Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. 2., überarb. Aufl. (Grundlagen der Germanistik, 36). Berlin: Schmidt.
- Burkhardt, Armin: Interjektionen. Begriff, Geschichte(n), Paraphrasen. In: *Particulae particularum*. Festschrift zum 60. Geburtstag von Harald Weydt. Hg. v. Theo Harden/Elke Hentschel (Hrsg.): Tübingen: ? 1998. S. 43 – 73.
- Dürscheid, Christa (2000): Einführung in die Schriftlinguistik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ehlich, Konrad (1986): Interjektionen. Tübingen: Niemeyer
- Ehlich, Konrad(1984) Zum Textbegriff. In: Rothkegel, Annelie & Sandig, Barbara (Hgg.) Text - Textsorten - Semantik. Hamburg: Buske, 9-25
- Feilke, Helmuth (1996): Common-sense Kompetenz. Frankfurt: Suhrkamp.
- Fludernik, Monika (1994) (ed.): Second person narrative. Special issue. in: *Style* 28.3.
- Fludernik, Monika (1996): Towards a ‚Natural‘ Narratology. Routledge
- Gülich, Elisabeth (2008): Alltägliches erzählen und alltägliches Erzählen. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 36.3, 403-426.
- Gülich, Elisabeth/Mondada, Lorenza (2008): Konversationsanalyse. Eine Einführung am Beispiel des Französischen. Tübingen: Niemeyer.
- Günthner, Susanne (1997): Stilisierungsverfahren in der Redewiedergabe. In: Selting, Margret/Sandig, Barbara (Hgg.): Sprech- und Gesprächsstile. Berlin/New York, S. 94–123.
- Günthner, Susanne (2000): Zwischen direkter und indirekter Rede. Formen der Redewiedergabe in Alltagsgesprächen. In: *ZGL* 28, S. 1–22.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (1980): Erzählen in der Literatur – Erzählen im Alltag. In: Konrad Ehlich (Hg.): *Erzählen im Alltag*. Frankfurt: Suhrkamp, 403-419.
- Gumperz, John J. (1982): *Discourse Strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hentschel, Elke (1986): Funktion und Geschichte deutscher Partikeln. *Ja, doch, halt und eben*. Tübingen.
- Homberger, Dietrich: *Sprachwörterbuch zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Reclam 2000.
- Held, Gudrun (2003)(Hrsg.): *Partikeln und Höflichkeit*. Frankfurt: Lang
- Koch, Peter / Österreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: *Romanistisches Jahrbuch*. 36, S. 15–43.
- Koch, Peter / Österreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut / Ludwig, Otto (Hrsg.): *Schrift und Schriftlichkeit*. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. I. Halbband. Berlin / New York: de Gruyter, S. 587–604.
- Kotthoff, Helga (2005): Artistische Dimensionen der Alltagsrede. Performanzorientierte Mündlichkeit bei Kindern und Erwachsenen. In: *Muttersprache* 115, 320-338.
- Kotthoff, Helga (2008): Potentiale der Redewiedergabe im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Spracherwerb, Jugendsprache und Sprachdidaktik. *Muttersprache* 118, S. 1-26

- Kotthoff, Helga (2011): Besondere Formen des Erzählens in Interaktionen: Vom Klatsch über den Bericht bis zum Witz und spaßigen Phantasien. In: Stefan Habscheidt (Hrsg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Berlin: de Gruyter, 489-513.
- Lachmann, Renate: Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne, Frankfurt am Main 1990
- Lewandowski, Theodor: Linguistisches Wörterbuch. 4., neu bearb. Aufl. Heidelberg/Wiesbaden: Quelle und Meyer 1985 (= UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher 201).
- Müller, Frank (1989): "Mensch fahr doch ab, du mit deine miese Laune" - Alltagssprachliche Erzählungen von Italienern. In: Muttersprache 99, S. 356-371.
- Norrick, Neal (2000): Conversational narrative. Amsterdam.
- Pedretti, Erica (!970): Badekur. Radio DRS (1970). Neuproduktionen: Süddeutscher Rundfunk (1971) und ORF (1972).
- Pedretti, Erica (1996): Harmloses bitte&zwei Romane. Suhrkamp.
- Penkwitt, Meike (1998): „... spinne mir ein Fädchen...“ Eine intertextuelle Lesweise von Erica Pedrettis Roman *Valerie oder Das unerzogene Auge*. (Zulassungsarbeit, Uni Freiburg).
- Penkwitt, Meike (2007): Erinnern zwischen Performanz und Referenz. Die Erinnerungstexte der Autorin Erica Pedretti. In: Erinnern und Geschlecht, Band II. Josef Fritz Verlag, Freiburg, 237-263.
- Penkwitt, Meike (2012) (Hrsg.): Die Erinnerungstexte der Autorin Erica Pedretti. Würzburg.
- Pulver, Elsbeth (1971): Helvetische Kurzprosa. Reformatio/KLG-Textdienst, 477-480.
- Pulver, Elsbeth (1978): Sich selbst abhanden kommen. Schweizer Monatshefte H. 2. KLG-Textdienst 15.
- Rüedi, Peter (1977): Die Alte und die Autorin. Die Weltwoche 12. 10. 1977
- Rothentühler, Daniel (2010): Auszug aus dem Interview mit Eugène Meiltz und Erica Pedretti. In: Martina Kamm et al. (Hrsg.): Diskurse in die Weite. Kosmopolitische Räume in den Literaturen der Schweiz. Zürich, Seismo, 71-78.
- Schwitalla, Johannes (1992): Über einige Weisen des gemeinsamen Sprechens. Ein Beitrag zu einer Theorie der Beteiligungsrollen im Gespräch. Zeitschrift für Sprachwissenschaft 11, 1: 68-99.
- Schwitalla, Johannes (1996): Zum Textsortenfeld narrativer mündlicher Texte. In: Simmler, Franz (Hg.): Textsorten und Textsortentraditionen. Bern etc.: Lang, 41-62.
- Schwitalla, Johannes (2006): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. Berlin: Erich Schmidt. 3. Aufl.
- Schlobinski, Peter (2006) (Hrsg.) Von »hdl« bis »cul8r«. Sprache und Kommunikation in den neuen Medien. Mannheim et al.
- Stein, Stefan (2009): Modalpartikeln im gesprochenen und geschriebenen Deutsch. Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung, Sonderheft 15, 63-87.
- Tannen, Deborah (1989): Talking voices. Oxford: Oxford University Press.
- Tedlock, Dennis (1986/1993): »Fragen zur dialogischen Anthropologie.« In: Berg, Eberhard/Fuchs, Manfred (Hgg.): *Kultur, soziale Praxis, Text*. Frankfurt am Main, S. 269-288.
- Thurmair, Maria (1991): Kombinieren Sie doch nur ruhig auch mal Modalpartikeln! Combinatorial regularities for modal particles. *Multilingua* 10, ½: 19-42.
- Wandruszka, Mario (1979): Die Mehrsprachigkeit des Menschen. München: Piper.

Weber, Thilo (1998): Shared background and repair in German conversation. Dissertation (1998). University of Colorado, Boulder (USA).

Weydt, Harald (1981): Methoden und Fragestellungen der Partikelforschung. In: Harald Weydt (ed.): Partikeln und Deutschunterricht.

Zeltner, Gerda (1980): Das Ich ohne Gewähr. Gegenwartsautoren aus der Schweiz. Suhrkamp.

<sup>1</sup> Sieh dazu den von Meike Penkwitt 2012 hrsg. Band, in dem auch der vorliegende Aufsatz zuerst erschienen ist.

<sup>2</sup> Man findet den Namen meist in einem anderen Verschriftungsverfahren.

<sup>3</sup> Ein Teil der Literatur zu diesem komplexen Themenfeld der Linguistik und der Literaturwissenschaft findet sich in Kotthoff 2005

<sup>4</sup> Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini (1985), S. 103/ Metzler Lexikon Sprache (2005), S. 288.

<sup>5</sup> Lexikon der Sprache (2002), S. 314.

<sup>6</sup> Vgl. Metzler Lexikon Sprache (2005), S. 289.

Anschrift der Verfasserin

*Prof.Dr.Helga Kotthoff*  
*Albert-Ludwigs-Universität Freiburg*  
*Deutsches Seminar - Germanistische Linguistik*  
*Platz der Universität 3, 79085 Freiburg*  
*Belfortstraße 18, 2. OG, Raum 02013*  
*E-Mail: [helga.kotthoff@germanistik.uni-freiburg.de](mailto:helga.kotthoff@germanistik.uni-freiburg.de)*

# **Kontextualisierung der Verwaltungssprache (Am Beispiel einer Verwaltungsvorschrift)**

*Salome Schawgulidse, Kutaissi*

## **1. Kontextualisierungstheorie als Grundlage der Textrezeption**

Sprachliches Handeln ist keine einfache Beschreibung oder Wiedergabe von Sachverhalten und Situationen, sondern ein Prozess der Etablierung, der Manifestierung dieser Sachverhalte in sprachlicher Form. Es erfolgt die Deklaration, die Realisierung der geschilderten Realität und deren kognitive Legitimation. Diese Tatsache verdeutlicht die Kontextualisierungstheorie, die Mitte der 70er Jahre von Jenni Cook-Gumperz und John Gumperz eingeführt wurde und „in einem weiten Interessensfeld von Anthropologie, Ethnologie, Soziologie, Konversationsanalyse und Linguistik große Resonanz gefunden hat“ (Müller / Selting 1988: 173).

Diese Theorie leistete einen wesentlichen Beitrag zur Aufdeckung allgemeiner Strukturen der Kommunikation. Sie ist Umwandlung und Erneuerung des alten Kontextbegriffs, genauer gesagt dessen Ergänzung, was erlaubte, die Beziehung zwischen Text und Kontext dialektisch zu erfassen.

In der linguistischen Forschung wird angenommen, dass sprachliche Äußerungen von ihren Kontexten (sozialen, situativen, sequentiellen) abhängen. Nach dieser Auffassung werden in den sprachlichen Äußerungen außersprachliche Referenzpunkte vorausgesetzt, die bestimmte Informationen beinhalten, welche die semantische Interpretation beeinflussen (Auer 1986: 23). So wird der Kontext als Sammlung materiell gegebener Kategorien verstanden, die unabhängig von der in ihr stattfindenden Interaktion ist. Auf diese Weise betrachtet, existiert der Kontext statisch, ohne dabei den lebendigen Prozess der Interaktion zu berücksichtigen. Der Kontext beeinflusst das sprachliche Verhalten der Interaktionspartner, wodurch dieser Einfluss unidirektional wird. Er bestimmt das individuelle Verhalten des Kommunikanten. Aber die Theorie von John Gumperz basiert auf dem aktiven Interaktionsteilnehmer, der den Kontext nicht einfach wahrnimmt und auf ihn reagiert, sondern sich an ihm orientiert und selbst den Kontext durch seine sprachlichen Äußerungen aufbaut. Diese geben nicht nur Aussagen mit bestimmten Inhalten wieder, sondern setzen die Äußerungen in Kontexte und ermöglichen damit den Interpretationsprozess. Als Aufgabe des Textproduzenten wird darin gesehen, die interpretierbaren Äußerungen aufzubauen, nur auf diese Weise wird das Ergebnis seiner sprachlichen Handlung in einen Kontext eingebettet.

Bei der Textinterpretation, die sich an dieser dynamischen Kontextauffassung orientiert, sollen nicht nur objektive Strukturen und die Rollen der Interaktionsteilnehmer in solchen analysiert werden, sondern es soll auch gezeigt werden, dass sie tatsächlich mit diesen Strukturen und Rollen operieren. (Auer 1986: 23). Weil der Forscher schon von der Voraussetzung frei ist, dass ihm die ganze Kontextstruktur im Voraus bekannt ist, muss er, parallel mit dem aktantenseitigen Kontextualisierungsprozess, den Prozess der Inferenz steuern, die Absicht und Strategien des Textproduzenten entziffern.



Wie kann man den Mechanismus der Kontextualisierung erklären? Als Kontextualisierung werden die Verfahren verstanden, mit deren Hilfe die Interaktionsteilnehmer die Kontexte aufbauen. (Auer 1986: 23). Nach P. Auer ist für die Erfassung dieser Verfahren die Erkenntnis wichtig, dass sie zwei Bestandteile verbinden: empirische Daten (darunter werden die sprachlichen und nichtsprachlichen Mittel verstanden, die der Produzent im Rahmen seiner Kommunikationsstrategie auswählt, um einen Kontext zu schaffen), sowie das Hintergrundwissen, genauer sein bestimmtes Segment. Diese Segmente nennt man Schemata (oder Rahmen), aus denen das Hintergrundwissen konstruiert und organisiert ist. Der Kontextualisierungsprozess ist interessant, weil in ihm bestimmte Kontextualisierungshinweise (oder Kontextualisierungsschlüssel) eingesetzt werden, und sie können ein bestimmtes, für diese konkrete Situation relevantes Schema eröffnen. (Auer 1986: 23).

Im Prozess der Kontextualisierung beziehen sich bestimmte Mittel (Kontextualisierungshinweise) auf die Schemata, in deren Form unser Weltwissen strukturiert und organisiert ist. Unser Wissen über bestimmte Sachverhalte ist thematisch und situativ klassifiziert. Durch die Kontextualisierungshinweise werden sie abgerufen und aktiviert, während des Erkenntnisprozesses erfolgt ebenfalls die Aktivierung eines bestimmten Segments unseres Weltwissens durch das Einsetzen in die Kommunikation.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Paarverbindungen von Hinweisen und Schemata ganz unterschiedlich sein können. Es ist nicht im Voraus festgelegt, welcher Hinweis in einer konkreten Situation mit welchem Schema verbunden wird. Diese Verbindung entsteht virtuell im Kontextualisierungsprozess und muss im Erkenntnisprozess inferiert werden. Obwohl angenommen wird, dass unser Wissen in Schemata strukturiert ist, was Ordnung voraussetzt, wird davon ausgegangen, dass diese Strukturierung von Situationen und Handlungen individuell und dabei nicht absolut ist. Diese gewisse Freiheit ist die Grundlage dafür, dass die Verbindung von Hinweisen und Schemata ein bewusster, zielgerichteter Prozess von Seiten des Produzenten ist. Er verwendet die für ihn bekannten und zugänglichen Mittel, damit der Rezipient der Kommunikationsintention ein sprachliches Produkt entsprechend wahrnehmen kann. Andererseits muss für die erfolgreiche Kommunikation dem Kontextualisierungsprozess ein bewusster Interpretationsprozess folgen, in den sich der Rezipient mit seinem Wissen einmischt. Je mehr gemeinsame Strukturen des Weltwissens (Hintergrundwissens) die Teilnehmer haben, desto erfolgreicher wird der Verständigungsprozess und desto größer und realer ist die Chance, dass der Rezipient genau jene Schemata findet, die der Produzent aktiviert hat. Folglich ist der Kontextualisierungshinweis ein Zeichen, das nicht die Bedeutungen, sondern die Schemata (bestimmte Situationen und Handlungen) aktiviert. Kontextualisierte Schemata werden als relevante Schemata konzipiert. Die Grundlage für die Entscheidung ist das Wissen, die Richtung für das Verständnis zeigt der Produzent selbst, und die Entscheidung trifft der Rezipient. Auf welche Weise das alles geschieht, stellt den Gegenstand der Kontextualisierungsforschung dar. Zwischen den Schemata bestehen mehr oder weniger feste Verbindungen, Übergänge von einem auf das nächste Schema sind möglich. Schemata werden als situativ revidierbare, dynamische Strukturen erfasst. „Auch wenn ein bestimmtes Schema einmal kontextualisiert ist, liegt es nicht automatisch für den Rest der Interaktion fest, sondern kann entweder aufgegeben (und durch ein anderes ersetzt) oder kreativ variiert werden. Schemata sind nicht nur eine kognitive, sondern auch eine interaktive Realität. Dies bedeutet, dass sich alle Teilnehmer auf die Gültigkeit eines

bestimmten Schemas einigen müssen. Wie sie das tun, ist Gegenstand der Kontextualisierungsforschung“ (Auer 1986: 24 f).

Die Kontextualisierungshinweise haben keine eigene, stabile, kontextunabhängige Bedeutung, sie sind flexibel, können verschiedene Funktionen in unterschiedlichen Situationen haben. Sie sind häufig multifunktional. Eine eindeutige Zuordnung von Kontextualisierungshinweisen zu Schemata ist nicht möglich. In der Regel steuert nicht ein einziger Kontextualisierungshinweis den Prozess der Kontextualisierung und kann daher keine Grundlage für die Textinferenz sein, sondern es ist das Zusammenspiel einiger von ihnen. Dabei sind sie konventionell und kulturspezifisch.

Mit den Kontextualisierungshinweisen signalisieren die Produzenten kommunikative Absichten. Für das Gelingen des Inferenzprozesses ist zunächst das Erkennen der relevanten Elemente als Kontextualisierungshinweise erforderlich. Der Interpretationsprozess setzt erwartungsspezifische Schlussfolgerungen voraus. Die Interpretation ist davon abhängig, was wir aus unserer Erfahrung schon kennen.

Von den Rezipienten beginnt ein Interpretationsprozess (kommunikative Inferenz). Durch diesen Schlussfolgerungsprozess wird ermittelt, welcher das angemessene Schema ist, in dem der Produzent seine Aktivitäten vermutlich interpretiert haben möchte – das Schema beeinflusst dann die Interpretation jeder einzelnen Äußerung.

Als Kontextualisierungshinweise werden verschiedene Mittel betrachtet: Tonhöhe, Betonung, Rhythmus, Lautstärke, Sprechtempo, Pausenstruktur sowie sprachliche Mittel: die Wahl syntaktischer, lexikalischer und stilistischer Mittel.

## **2. Methodische Anmerkungen. Die Erfassung der Funktionsverbgefüge**

Am Beispiel der schriftlichen Verwaltungskommunikation kann der ganze Kommunikationskontext wiederhergestellt werden. Somit wird gezeigt, dass der Textproduzent tatsächlich mit den Kategorien der Wirklichkeit operiert, die aktuell in der Verwaltungskommunikation besteht.

Zur Analyse haben wir zwei Texte der Verwaltungssprache ausgewählt. Bestimmte sprachliche Elemente des Textes bilden den Kontext, das Zusammenspiel von ihnen. Wir werden uns auf Funktionsverbgefüge konzentrieren. Es ist interessant, wie dieses sprachliche Phänomen in den Kontextualisierungsprozess eingesetzt wird, wie es zum Kontextaufbau beiträgt. Es muss gezeigt werden, wie die Funktionsverbgefüge als Kontextualisierungshinweise auf den relevanten Kontext verweisen.

Wo die Funktionsverbgefüge angesiedelt werden, hängt davon ab, wie weit die Phraseologie gefasst wird. Wenn unter Phraseologie nur die Einheiten verstanden werden, deren wichtigste Merkmale Polylexikalität, Festigkeit der syntaktischen Form und Idiomatizität sind, dann gehören die Funktionsverbgefüge zu diesem Bereich. Ein bestimmter Teil von Sprachwissenschaftlern hält die „Idiomatizität“ als Hauptmerkmal für die Qualifikation der Phraseologismen. Bei der weiten Bestimmung des Begriffs „Phraseologie“ gehören zu seinem Untersuchungsbereich nicht allein die polylexikalischen Einheiten mit idiomatischer Bedeutung. Unter lexikologischem und phraseologischem Gesichtspunkt stellen nichtidiomatische Wortverbindungen eine interessante sprachliche

Erscheinung dar, deshalb wird das Merkmal „Idiomatizität“ nicht für ein wesentliches Kriterium gehalten. Neben den teil- und vollidiomatischen Erscheinungen wird auch ein nichtidiomatischer Typ von Phraseologismen ausgesondert (Burger 2010: 14-15).

Das Hauptmerkmal der nichtidiomatischen Phraseologismen ist, dass sich ihre Bedeutungen nicht kompositionell ergibt - die einzelnen Komponente haben ihre Lexikonbedeutungen nicht verloren.

Die Erfassung der Funktionsverbgefüge ist komplex. Die eindeutige Definition und die Bestimmung von ihrem Status ist schwer, ebenso die genaue Abgrenzung der Funktionsverbgefüge von anderen sprachlichen Einheiten mit gleicher Struktur. Die Sprachwissenschaftler bieten mehr oder weniger unterschiedliche Definitionen von den Gefügen und unterschiedliche Grenzen der sprachlichen Erscheinung.

Obwohl die Funktionsverbgefüge ein systematisches sprachliches Phänomen darstellen, bildet diese sprachliche Erscheinung eine heterogene Klasse, was selbstverständlich ist, wenn wir einerseits die Komponentenanzahl der Gefüge, andererseits die große Menge der Gefüge berücksichtigen. Daher weisen die Gefüge unterschiedliche grammatische und semantische, stilistisch-pragmatische Eigenschaften auf. Dabei werden diese Eigenschaften in den Texten unterschiedlich akzentuiert, mit unterschiedlichen Intentionen gebraucht. Deshalb eröffnen sich dem Rezipienten verschiedene Seiten der Gefüge und die Möglichkeit ist gegeben, das Phänomen „Funktionsverbgefüge“ (FVG), auch „Schwellform, Streckform“ adäquat zu ergründen (Glück 2004: 208).

Mit den Phraseologismen haben die Funktionsverbgefüge gemeinsame Merkmale: Sie bestehen aus einigen Komponenten, sind keine okkasionellen (einmaligen), sondern verbreitete Kombinationen, sind abrufbar im Gedächtnis. Sie besitzen eine bestimmte Form, die nur wenigen Variationen unterliegt. Aber im Unterschied zum idiomatischen Phrasemen sind sie kompositionell: Die Gesamtbedeutung der Gefüge ist aufgrund ihrer Komponente regulär erfassbar. Im Prozess der Kommunikation werden sie nicht neu gebildet, wie es bei den Sätzen geschieht. Obwohl ihre Entstehung anhand des existierenden lexikalischen Inventars und der Kombinationen der Komponente aufgrund der morphosyntaktischen und semantischen Regeln erfolgt, sind sie das Ergebnis der Reproduktion. Und dies geschieht, wenn ihr System offen und ihre Produktivität im Vergleich zu den Idiomen hoch ist. Die Funktionsverbgefüge unterliegen bestimmten formalen Einschränkungen.

Auf diese Weise kann man bei der weiteren Erfassung des Begriffs die Funktionsverbgefüge zu den nichtidiomatischen Phraseologismen zählen.

Ein anderes Problem stellt die Abgrenzung von Kollokationen und Funktionsverbgefügen dar: die Frage nach der Beziehung von Neben- oder Unterordnung zueinander. Als Kollokationen werden sprachliche Einheiten betrachtet, die keine idiomatischen Bedeutungen haben oder nur schwach idiomatisiert sind. Sie gehören dennoch zu den festen Wortverbindungen und sind wie die einzelnen Lexeme einzuprägen. Oft werden Funktionsverbgefüge zu den Kollokationen gezählt (Burger 2010: 52-54).

Es gibt eine andere Einordnung der Funktionsverbgefüge im Rahmen der Phraseologie, wenn sie von der Gruppe der Kollokationen ausgesondert werden. Polylexikalität und

Nichtidiomatizität sind ihre gemeinsame Merkmale. Dabei liegen sie als Phraseologismen unterhalb der Satzebene, aber es gibt einen Unterschied zwischen ihnen: Die Kollokationen können auch einen anderen Aufbau haben (nicht nur Nomen-Verb-Struktur), so ist nach der formalen Struktur der Bereich weit differenziert. Funktionell gibt es einen prinzipiellen Unterschied zwischen den Funktionsverbgefügen und den Kollokationen mit der Struktur Nomen+Verb: Die Funktionsverbgefüge stellen komplexe Prädikatsausdrücke dar und bilden damit den Valenzträger (unter Beweis stellen, Verwendung finden, in Kontakt treten), die Kollokationen aber nicht. Kollokation meint präferiertes Zusammenvorkommen von Wörtern mit Abstufungen in der Vorhersagbarkeit (Blumen pflücken, den Tisch abräumen). Nomen sind nicht Teil des Prädikats (anders bei Idiomen und Funktionsverbgefügen), sondern fungieren als Aktant. Die Nomen sind nicht den für Idiomen und Funktionsverbgefügen geltenden Restriktionen unterworfen (Wotjak / Heine: 146).

Außer der Tatsache, dass die Kollokationen unterschiedliche Strukturen haben können (und nicht nur Nomen-Verb Struktur) und diese sprachliche Erscheinung nach diesem Kriterium weiter differenziert ist, sind sie mit den Funktionsverbgefüge nicht gleichzusetzen und auch nicht wegen des obengenannten prinzipiellen Unterschiedes zwischen ihnen untergeordnet, aber beide Arten sind Phraseologismen unterhalb der Satzebene.

Die Grenzziehung zwischen der sprachlichen Einheiten ist ein schwieriges Problem in der Linguistik: „Zweifelsohne stößt eine Klassifizierung sprachlicher Einheiten stets an die Grenzen, die mit Wesen einer natürlichen Sprache und deren dynamischen Charakter zusammenhängen. Nicht selten gibt es, bedingt durch bestimmte Randbereichunschärfen, um Entscheidungen, die ebenso gut zugunsten der einen wie auch zugunsten der anderen Möglichkeit hätten getroffen werden können“ (Wotjak / Heine: 144)

Daher genügt es oft nicht mehr, bei den Phraseologismen nur morphologische und syntaktische Eigenschaften zu untersuchen. Die Erforschung der semantischen, pragmatischen, sozialen und kognitiven Aspekte sind ebenso wichtig. (Chundadse / Giorgobiani 2012).

Die Häufung von Nominalisierungen ist ein auffälliges Merkmal der Verwaltungstexte. Nach P. von Polenz ist Nominalisierung des Verbalausdrucks „eine der auffälligsten Auswirkungen der allgemeinen Neigung zum Substantivstils in der heutigen Gebrauchsprosa“ (Polenz 1963: 11). Die Nominalisierungen tragen wichtige Informationen für das Verständnis des Textinhalts und der gesamten Kommunikationssituation, sie bilden den Kontext. Viele Nomen stellen gerade den Teil von festen Wortverbindungen dar, nämlich von Funktionsverbgefügen. Sie kommen meistens in den Texten vor, die die Vorliebe zur Nominalisierung aufweisen, in denen die Schilderung der Tatsache mit dem Nomen vorteilhafter ist. In solchen Texten muss der Sachverhalt anschaulich, überzeugend, argumentiert, sachlich und zuverlässig sein.

Der begriffliche Kern des Vorgangs wird bei den Funktionsverbgefügen durch ein (Präposition+) Abstraktsubstantiv und die formale Satzfunktion durch das Funktionsverb ausgedrückt. Außer einigen Ausnahmen, zwar oft mit semantischen Unterschieden, unterliegen sie der Substituierung mit den Basisverben, von denen die darin enthaltenen Substantive abgeleitet sind (oder mit den Verb+Adjektiv).

Die verbale Komponente ist ein Funktionsverb: Obwohl das gleiche Verballexem in anderem Kontext auch als Vollverb erscheinen kann, hat es als Funktionsverb seinen semantischen Gehalt weitgehend reduziert, hat es vor allem seinen Begriffsgehalt eingebüßt (Helbig 1979: 274). Die verbale Komponente des Funktionsverbgefüges ähnelt dem Hilfsverb oder der Kolpula, weil sie primär dazu dient, Tempus-, Modus- und Genusmerkmale zu tragen (Glück 1993: 202)

### **3. Verwaltungshandeln und Verwaltungssprache**

Verwaltungen sind Organisationen mit dem Auftrag des Verwaltens. Verwaltung bezeichnet „die überwachende, disponierende Tätigkeit im Umgang mit Gütern, Tätigkeiten und Leistungen, die nach vorgefassten Regeln geplant ist und stetig abläuft“ (Fuchs 1978: 838. Zitiert nach: Ruppert: 3).

Die Wissenschaftler nennen zwei unterschiedliche Aktantengruppen, die sich im Rahmen des Verwaltungshandelns begegnen: Die Verwaltungsangestellten als die „Agenten“ der Institution und die Bürger als ihre „Klienten“, auf die die Tätigkeit der Agenten abzielt. „Kennzeichnend für das Verhältnis dieser zwei Gruppen zueinander ist, dass die Klienten der Verwaltung ein spezifisches, individuelles Anliegen verfolgen, während die Agenten als Personen mit Wünschen und Interessen in den Hintergrund treten“ (PUB: 7)

Wie läuft die Interaktion zwischen den beiden Aktanten ab? Während des Verwaltungshandelns erfolgt die Erhebung und Verarbeitung der Information, der Austausch darüber zwischen den Interaktanten. Diese Ziele erreicht die Verwaltung durch den Gebrauch der Sprache. Über die Rolle der Sprache als Instrument im Kommunikationsprozess zwischen Ämtern und Behörden einerseits und der Bevölkerung andererseits schreibt Paul Kirchhof: „Rechtskultur ist Teil der Sprachkultur, deswegen als Instrument des Denkens, als Mittel der Verständigung und Grundlage gemeinsamen Handelns notwendig mit den Sprachgewohnheiten einer Gemeinschaft verbunden“ (Kirchhoff 1987: 6. Zitiert nach: PUB: 7).

Die Verwaltungssprache ist eine Fachsprache, die als Mittel der Kommunikation innerhalb der Verwaltung und zwischen Verwaltung und Bürger wirkt. Sie zeichnet sich durch eine Besonderheit aus, bedingt durch eine Art der Asymmetrie in der Fachkompetenz der Aktanten. „Verwaltungshandeln und Verwaltungssprache stellen die Schnittstelle zwischen der abstrakten Welt der Rechtsnorm und der sozialen Wirklichkeit des Einzelnen dar: Abstrakte juristische Normen werden auf reale soziale Sachverhalte angewendet und in Form von Verwaltungsentscheidungen dem Bürger mitgeteilt, mit dem Ziel, sein Handeln im Sinne des juristischen Wirklichkeitsmodells zu beeinflussen und zu steuern“ (PUB: 7). Die enge Orientierung der Verwaltungssprache an Recht und Gesetz findet ihren Ausdruck in der Verwaltungssprache, in erster Linie in der Ähnlichkeit der sprachlichen Termini.

Die Beziehung zwischen Bürger und Verwaltung wird wesentlich durch den mündlichen und schriftlichen Sprachaustausch bestimmt, aber zur Erfüllung ihrer Aufgaben verwendet die Verwaltung überwiegend schriftliche Texte. Die Verwaltung verwendet verschiedene Textsorten, welche als Vermittler und Wissensspeicher im öffentlichen Leben erscheinen.

Nach B. Sandig gibt es für manche Textsorten immer bestimmte Handlungsmuster, die mit der sprachlichen Äußerung zusammenhängen. „Demnach gibt es ein so genanntes „Textmuster“. Das Muster des Textes wird in Beziehung gesetzt mit dem Begriff „Wissensmuster“. Aufgrund dieser Muster, die typisch für eine bestimmte Textsorte sind, erkennen die Rezipienten sofort, um was für eine Art von Text es sich handelt. Bestimmte sprachliche Handlungen werden mit Mitteln realisiert, die standardisiert für die jeweilige Textsorte erscheinen“ (Sandig 1983: 92f., Zitiert nach: Ruppert: 5).

#### **4. Kriterien für die Interpretation eines Textmusters der Textsorte Verwaltungsvorschrift**

Die Texte, mit deren Hilfe sich Kommunikation vollzieht, sind immer mit den Situationen, mit außersprachlichen Gegebenheiten verbunden. Aus Texten kann man nicht nur heraus lesen, was mit den Wörtern wiedergegeben wird, sondern es werden auch ein situativer Hintergrund und außersprachliche Gegebenheiten verdeutlicht.

Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es, am Beispiel zweier Texte zu zeigen, mit welcher Zielsetzung Funktionsverbgefüge verwendet werden, welche kommunikativen Effekte sie haben. (gemeint sind semantische, kommunikative, stilistische Effekte), welche außersprachlichen Gegebenheiten sie verdeutlichen und auf welche Weise sie sich in den ganzen Kommunikationskontext einmischen.

Verwaltungstexte erleichtern den Umgang der Bevölkerung mit dem staatlichen bürokratischen Apparat. Die Standardisierung der Form des Textes und zum Teil der Thematik ruft die Nivellierung der Textspezifik hervor, aber jeder einzelne Fall hat ein individuelles Thema und eine unterschiedliche Absicht, was diesen Bereich der Verwaltungstexte vielseitig und interessant macht.

Jeder Text stützt sich auf das universelle kompositionelle Prinzip. Komponenten der kompositionellen Struktur sind: Präsignal (Titel / Überschrift), Eingangstext (Textanfang), Mikrotext (Mitteltext / Haupttext), Schlusstext (Textende) (Gwenzadze 2012: 59; Purzeladze 1998: 55).

Die inhaltliche Gesamtheit eines Textes basiert auf dem Thema. Wie es sich entfaltet, hängt von der Anordnung und dem Zusammenspiel der sprachlichen Mittel ab, die den ganzen Textkörper durchdringen. Aber hierbei sind für uns nicht alle sprachlichen Mittel und Zusammenhänge, die zur Entfaltung des Themas beitragen, von Bedeutung, sondern die Leistung einer bestimmten sprachlichen Erscheinung - die Leistung von Funktionsverbgefügen.

Der Text ist auf einem Thema aufgebaut. Das Thema gliedert sich in Teilthemen. Dem Thema gemäß wählt der Textproduzent das passende sprachliche Material aus dem im Sprachsystem vorhandenen lexikalischen, grammatischen und stilistischen Material, die er beim Aufbau des Textes verwenden muss. Die im Text aktualisierten Systemelemente müssen der Textintention und dem Textthema entsprechen.

Die Voraussetzung für das Verständnis eines Verwaltungstextes ist Vorwissen, Textsortenwissen, spezifisches Wissen (teils Fachwissen). Der Textproduzent kennt die

konventionellen Aufbauprinzipien eines Verwaltungstextes, der Text hat Anfang und Ende, Architektur und Komposition.

Besonders in Texten, deren kommunikative Aufgabe das Informieren der Gesellschaft, den Aufruf zu einer bestimmten Handlung oder die Regelung des gesellschaftlichen Lebens voraussetzt, diesem regulären Aufbauprinzip besonders präzise folgt und den Eindruck der Ordnung und Stabilität schafft, stellt das Aufbauprinzip keine Überraschung für den Textrezipienten dar. Er trägt bereits als Leser solcher Texte der Tatsache Rechnung, dass die Aussagen eindeutig klar und streng sachlich sein sollen. Dabei ist zu beachten, dass sich das Thema eines konkreten Textes im Rahmen dieser kompositionellen Segmente entfaltet.

## **5. Interpretation des empirischen Stoffes**

### **a. Text 1**

Das Thema als Kurzfassung des Textinhalts, dessen begrifflicher Kern des Textes, der kondensierte und verallgemeinerte Textinhalt wird in der Regel in der Überschrift realisiert.

Der zu analysierende Text trägt die Überschrift: *Allgemeine Verwaltungsvorschrift über die Anerkennung und Nutzungsgenehmigung von natürlichem Mineralwasser.* (Quelle 1)

Die Verwaltungsvorschrift stellt eine Textsorte dar, die im öffentlichen Verwaltungshandeln verwendet wird. Nach der Klassifizierung von Verwaltungstextsorten kann man sie zur Gruppe der Texte mit wissensregulierender Funktion rechnen. Sie legen die Voraussetzungen und Bedingungen für das Verwaltungshandeln fest und bilden den vorgegebenen „Handlungs- und Wissensrahmen“. Aus diesen Texten lässt sich für die Mitarbeiter der Verwaltung die Legitimität ihres Handelns ableiten. Sie umfassen die für den Verwaltungsaufbau, den Verwaltungsablauf sowie für die Handlungen/Entscheidungen der Verwaltung benötigten Anweisungen. Dazu zählen Gesetze, Verwaltungsvorschriften und Dienstanweisungen. Grönert findet für derartige Texte eine weitere Bezeichnung: Er fasst sie unter dem Titel „Texte mit Informationen über den institutionenspezifischen Handlungsrahmen“ zusammen. (Grönert 2004: 10. Zitiert nach: Malinkewitz 2010: 35)

Als Präsignal enthält sie schon bestimmte Information über den Text. Sie ermöglicht den ersten Zugang zum Text, weckt Interesse am Lesen. Gerade mit dem Titel beginnt der Texterfassungs- und Interpretationsprozess.

Dem Titel unterliegen zwei Haupt- und einige Unterthemen, die auch betitelt sind. Der Titel und der Untertitel sind durch Substantive ausgedrückt.

Wie es für die Verwaltungssprache außerdem typisch ist, beginnt der Text mit dem Hinweis auf die gesetzliche Grundlage, auf der die Verwaltungsvorschrift basiert: *Artikel 84, Abs. 2 des Grundgesetzes.*

Im Hauptteil des Textes entfalten sich zwei Hauptthemen: Anerkennung und Nutzungsgenehmigung von natürlichem Mineralwasser. Diese Teile entsprechen

kontextuell den Aufgaben der Verwaltungssprache und enthalten den Hinweis auf die Autorität: Eine bestimmte Behörde und bestimmte Menschen sind zuständig, etwas anzuerkennen und zu erlauben. Mit der Benennung von diesen zwei Hauptthemen beginnt der Hauptteil, ein Segment, dessen Untertitel „Antrag“ heißt. Hier ist erläutert, welche Instanz die Anerkennung als natürliches Mineralwasser und die Genehmigung seiner Nutzung durchführt und was die Voraussetzung dafür sein soll: Wer der Antragsteller ist und wer zuständig ist, diesem Antrag entsprechend zu handeln.

Das Funktionsverbgefüge

*Die Anerkennung als natürliches Mineralwasser und die Genehmigung seiner Nutzung erfolgen jeweils auf Antrag des Nutzungsberechtigten durch die zuständige Behörde.*

ist thematisch mit dem Titel und daher mit dem thematischen Charakter des Textes verbunden. Es beginnt mit der Benennung der Bedingungen, die für die Anerkennung und Genehmigung erforderlich sind. Mit Hilfe der Funktionsverbgefüge werden die Geschehnisse und Sachverhalte, die gleichmäßig den Text betreffen, gleichberechtigt, nebengeordnet sowie gleichzeitig mit dem Verb „erfolgen“ dargestellt, welches sich auf die beiden Komponenten „Anerkennung“ und „Genehmigung“ bezieht und ein Mittel der Sprachökonomie, der Kompression darstellt. Dabei wird hier die sogenannte periphere Art der Funktionsverbgefüge gebraucht, die sich von den regulären, zentralen Formen dadurch abhebt, dass die Handlung und das Subjekt der Handlung zusammenfallen und die Aufmerksamkeit auf die Geschehnisse konzentriert ist.

In diesem Textsegment wird das Funktionsverbgefüge zur sachlichen und objektiven Darstellung des Sachverhalts verwendet, das auch das periphere Exemplar des sprachlichen Phänomens darstellt und modale semantische Komponenten enthält.

*Die Anerkennung kann nur erteilt werden, wenn bei Antragstellung oder in angemessener Frist nach Antragstellung die in Anlage 1 aufgeführten Angaben gemacht und fachgutachtlich beurteilt sind.*

In dem vorliegenden Mikrotex wird das erste Textsegment in den stilistischen Kontext eingesetzt und beeinflusst den Rezipienten. Das Gefüge ist aussagekräftiger und effektiver für die Wiedergabe der strengen und sachlichen Realität der verwalteten Welt als das einfache Verb „anerkennen“. Außerdem unterscheidet sich oft die Valenz der Funktionsverbgefüge von der Valenz des äquivalenten Verbs. Die syntaktische Leistung des Funktionsverbgefüges besteht in diesem Fall in der Reduzierung der Zahl der obligatorischen Aktanten. Es ist nicht mehr nötig, im Rahmen des Satzes zu konkretisieren, was anerkannt wird. Wichtiger ist es, dass sich die Aufmerksamkeit der Rezipienten auf die konkrete Handlung und deren Bedingungen konzentriert. Aber das wurde schon erläutert und das Funktionsverbgefüge ermöglicht die Vermeidung überflüssiger Wörter. Mit derselben Funktion wird „Angaben gemacht“ verwendet. In diesem Fall ist außerdem folgender Aspekt zu beachten: Außer der Reduzierung der Aktanten leistet das Funktionsverbgefüge noch eine andere Aufgabe: „Angaben machen“ ist kein vollständiges, absolutes Äquivalent für das Verb „angeben“. Das Substantiv „Angaben“ verbindet sich außer mit dem Verb „machen“ mit dem Verb „beurteilen“. Die Verbindung eines Substantivs mit zwei Verben, die unterschiedlichen syntaktischen Status haben, ist ein gelungenes Mittel der Informationsverdichtung.



Im folgenden Segment werden im Rahmen eines Satzes zwei Funktionsverbgefüge zur Wiedergabe ein und desselben Sachverhalts verwendet:

*Die Entnahme von natürlichem Mineralwasser aus Quellen, Galerien, natürlichen oder künstlich erschlossenen Brunnen muss mit den hydrogeologischen Gegebenheiten im Einklang stehen, d.h. ein Zufluss von anderem als natürlichem Mineralwasser darf nicht erfolgen.*

Das erste Funktionsverbgefüge wird zur Beschreibung des harmonischen Zusammenseins von zwei Situationen verwendet, dabei ist das Gefüge teilweise in stilistischer Hinsicht bildhaft gefärbt, was nicht besonders oft bei den Funktionsverben der Fall ist, aber manche Funktionsverbgefüge können auch das leisten. Die vereinzelt Fälle der Verwendung solcher Funktionsverbgefüge in den Verwaltungstexten nimmt den objektiven und sachlichen Charakter nicht weg und verschärft sogar den Effekt der Beeinflussung. Im zweiten Funktionsverbgefüge wird das Verb „erfolgen“ verwendet, womit die Aufmerksamkeit auf die durch die nominale Komponente ausgedrückte Handlung konzentriert wird.

Im Satz

*Für andere, nicht in Anlage 2 aufgeführte Stoffe (Mineralstoffe, Spurenelemente und sonstige Bestandteile) kann der Nachweis ihrer ernährungsphysiologischen Eigenschaften in natürlichem Mineralwasser durch Untersuchungen nach anerkannten Methoden oder durch klinische Beobachtungen erbracht werden.*

geht es um den Nachweis des Sachverhalts aufgrund der anerkannten Methoden und klinischen Beobachtungen. Dieser Sachverhalt fordert zum Erlangen des gehobenen, offiziellen, sachlichen Effekts die Verwendung der entsprechenden sprachlichen Einheiten, die in diesem Fall Funktionsverbgefüge ausüben.

Im folgenden Segment entfaltet sich das zweite Thema – die Erteilung einer Nutzungsgenehmigung und die Wiedergabe ihrer Voraussetzungen – mit sachlichem lexikalisch-grammatischem und objektivem Effekt:

*Eine Nutzungsgenehmigung kann nur erteilt werden, wenn auf Grund einer fachgutachtlichen Beurteilung nachgewiesen ist, dass die in Anlage 2 der Mineral- und Tafelwasser-Verordnung aufgeführten Voraussetzungen für die Nutzung von Quellen mit natürlichem Mineralwasser erfüllt sind.*

Der Schlussteil des Textes als Segment hat eine wichtige Funktion für die Festlegung der unteren Grenze sowohl thematisch, als auch strukturell. Das Ende des Textes muss den im Titel und am Textanfang erweckten Erwartungen gerecht werden. Dieses letzte Textsegment erfüllt in den Verwaltungstexten die effektive Funktion. Im Falle der Textsorte „Verwaltungsvorschrift“ sind es für die logische Beendigung des Textes die sprachlichen Aussagen, die das Inkrafttreten der schon erläuterten Bedingungen, Sachverhalte und Regelungen deklarieren. Mit dieser Funktion werden auch die Funktionsverbgefüge verwendet: Das eine zur Festlegung der neuen Realität und das andere mit der gegensätzlichen Bedeutung, welche die Aufhebung der alten Realität darstellt, und der semantische Kontrast zwischen diesen beiden Funktionsverbgefügen

verstärkt den Effekt der Gültigkeit des vorgestellten Sachverhalts. Die Manifestierung dieser Realität legt treffend die untere Grenze des Textes fest, und das semantisch gelungene kompositionelle Segment verbindet den Text strukturell:

*Diese allgemeine Verwaltungsvorschrift tritt am Tage nach ihrer Veröffentlichung in Kraft. Zum gleichen Zeitpunkt tritt die Allgemeine Verwaltungsvorschrift zur Verordnung über natürliches Mineralwasser, Quellwasser und Tafelwasser vom 26. November 1984 (BAnz. S. 13 173) außer Kraft.*

Das letzte Funktionsverbgefüge fixiert den Textschluss.

Als Schlusssignal erfolgt der Satz „Der Bundesrat hat zugestimmt“, dem Datum, Ort und die Namen der unterschreibenden zuständigen Personen nachgestellt sind. Diese Personen sind der Bundeskanzler und der Bundesminister für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft. Diese zwei sozialen Positionen, die zwei Zuständigkeitsbereiche der zwei Bereiche der Anordnung unserer Textmuster, Textsorte - Verwaltungstext, und genauer - die regulierende Vorschrift für den Bereich der Anerkennung und Nutzungsgenehmigung des natürlichen Mineralwassers.

Der Text enthält eine auffallend große Zahl von Substantiven, die teils auf der rechtlichen Grundlage basierend verwaltungsorientiert, teils fachsprachlich ausgerichtet sind. Die Kontextualisierung der sprachlichen Elemente und des ganzen Textes erfolgt in diesen zwei Richtungen. Die thematische Verknüpfung vollzieht sich mit den Substantiven, die in zwei Bereiche gegliedert werden. Einerseits sind es Substantive aus dem Bereich des Verwaltungshandelns, wie z. B.:

Aufgabe \_ Verordnung \_ Anerkennung \_ Überprüfung \_ Anforderung \_ Antrag \_ Behörde \_ Nutzungsberechtigte \_ angemessene Frist \_ Anerkennungsbehörde

Andererseits kommen im Text auffallend viele Substantive aus der Fachsprache vor, die den Text in den bestimmten Fachbereich einsetzen:

Natürliches Mineralwasser \_ geologische, hydrologische, physikalische, chemische, physikalisch-chemische, mikrobiologische, hygienische und technische Gesichtspunkte \_ Quellort \_ Wasservorkommen \_ Kluft- und Porenhohlräume \_ (grundwasserleitendes) Gestein \_ Fließsystem \_ geologische und hydrologische Gegebenheiten \_ Quellnutzung \_ Quellvorkommen \_ natürliche oder künstlich erschlossene Brunnen \_ Grundwasserhorizonte \_ Entnahmestellen \_ physikalische, physikalisch-chemische, chemische und mikrobiologische Angaben \_ anthropogene Verunreinigungen \_ anthropogene Stoffe \_ Belastungsstoffe in natürlichen Mineralwässern \_ die Entnahme von natürlichem Mineralwasser \_ natürlicher oder künstlich erschlossener Brunnen \_ Zufluss \_ natürliches salzreiches Wasser \_ ernährungsphysiologische Wirkung \_ Mindestkonzentration \_ Mineralstoffe \_ Spurenelemente \_ klinische Beobachtung \_ Untersuchungsergebnisse \_ Quellaustritt \_ Brunnenkopf \_ ursprüngliche Reinheit des natürlichen Mineralwassers \_ Kohlendioxid \_ unverdünnte\_ fachgutachtliche Beurteilung

Es gibt im Text viele Komposita. Manche davon kommen sogar in den Funktionsverbgefügen vor. Solche Zusammensetzungen ermöglichen in der Fach- und Verwaltungssprache einen komprimierten Gedankenausdruck und dienen der

Sprachökonomie, damit sie Inhalte von verschiedenen Begriffsbereichen miteinander verbinden. Weil sie keine gemeinsprachlichen Mittel sind und Begriffe aus bestimmten, geregelten, standardisierten Bereichen darstellen, erfordert dies einen kompetenteren Rezipienten. Die Komposita bringen Gültigkeits- und Verbreitungsbereich des Textes zum Ausdruck.

Diese Substantive sind Stützpunkte, welche die logische, thematische Entfaltung des Textes zustande bringen. Sie bilden das Netz im Textgewebe und der Rezipient bleibt im Rahmen der bürokratischen Realität, die ein bestimmtes Segment des menschlichen Lebens aus einem spezifischen Bereich (der Anerkennung und Nutzungsgenehmigung des natürlichen Mineralwassers) reguliert.

Der Onlinetext als eine neue Form, Mittel der Informationsvermittlung und Kommunikation verfügt über zusätzliche Möglichkeiten der Präzisierung der Sachverhalte und Kategorien, die in den Anlagen gesammelt sind. Das ist ein Mittel, damit der größte Teil des Textes, die wichtigste Information, in den Vordergrund kommt, was die leichte visuelle und kognitive Erfassung des Textes ermöglicht; für die Interessenten und kompetenteren Leser, die breitere Fachkompetenz haben, werden unter vielen Anlagen verschiedenartige Informationen ausführlicher gegeben. Ohne diese präzisierten, ausführlichen, fachbezogenen Informationen ist der Text übersichtlicher. Die Angaben in Zahlen, Prozentzahlen und Mengenangaben, die nur für Fachleute klar sind, erscheinen nur im Falle des zusätzlichen Interesses für den Sachverhalt. In technischer Hinsicht sind sie nach Bedarf ganz leicht abrufbar. Diese Information würde den Textinhalt mit rein fachbezogener Information belasten.

Der Text ist visuell und inhaltlich segmentiert. Die Segmente sind grafisch markiert, nummeriert und betitelt. Das alles entspricht der Entfaltung von Haupt- und Unterthemen. In den einzelnen Segmenten entfaltete Unterthemen entsprechen den Untertiteln. Solche Segmentierungen und Nummerierungen erleichtern die visuelle Übersichtlichkeit und kognitive Erfassung des Gesamttextes.

Kompositionssegmente- Überschrift und Absätze ermöglichen eine semantische, stufenweise Betrachtung des Textes.

Der Text unterliegt der strengen logischen Folge und anschaulichen architektonischen Diskretierung.

Graphisch-graphemische Pointierung ist auch für Verwaltungstexte obligatorisch, damit die offiziellen Dokumente dem Inhalt und der Form nach schriftlich und visuell fassbar und übersichtlich sind. Dafür ist die Diskretierung, die Anordnung der architektonischen und kompositionellen Segmente nötig, was durch graphisch-graphemische Mittel verwirklicht wird.

Die Komposition entspricht der Intention und dem Thema. Der Titel ist für den semantischen und strukturellen Aufbau des Textes funktional belastet.

## B. Text 2

Der Titel der zu analysierenden Textes ist *Protokoll über die Anwendung des Grundsätze der Subsidiarität und der Verhältnismässigkeit*. Er fungiert als Teil des Textes *Amtsblatt der Europäischen Union. Mitteilungen und Bekanntmachungen*. (Quelle 2)

Der Text stellt ein Ergebnisprotokoll dar, das die Wiedergabe der Beschlüsse und möglicher weiterer Ergebnisse zum Ziel hat.

Das Thema des Textes wird in der Überschrift realisiert. Der zu analysierende Text ist eines der Protokolle, die dem Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union und gegebenenfalls dem Vertrag zur Gründung der Europäischen Atomgemeinschaft beizufügen sind. Der ganze Text hat das Inhaltsverzeichnis, das den Überblick über den Charakter und das Themenfeld des Dokuments gibt. Der übersichtliche Aufbau des Makrotexes, die visuelle Diskretierung, sondert den zu analysierenden Text als einen relativ unabhängigen Teil der gesamten Niederschrift.

Schon am Anfang des Textes ist die Grundlage der Entscheidung erläutert. Dabei nimmt das Protokoll Bezug auf einen vorliegenden Text, dem es beigefügt werden soll, dem er gehört. Die Bestimmungen, die in den folgenden neun Artikeln des Protokolls beschrieben sind, sind das Ergebnis des Übereinkommens. Diese Bestimmungen sind dem Vertrag über die Europäische Union und den Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union beigefügt.

Am Anfang werden das Ziel der Handlung, der darauffolgende Schritt der Vertragspartner und das Ergebnis erläutert.

Die Grundlage der Handlung, im Text als Wunsch, eine Tatsache sicherzustellen, bezeichnet, ist durch das Funktionsverbgefüge ausgedrückt:

(...) dass die Entscheidungen in der Union so bürgernah wie möglich getroffen werden (...)

Nach P. Polenz liegt „im Sachkern des obengenannten Gefüges der semantische Mehrwert, weil die Entscheidung als amtlicher Terminus mit juristischen Konsequenzen genannt werden soll“ (Polenz 1963: 13). Die Tatsache des Entscheidens ist sachlich dargestellt und der Geltungsbereich der Handlung ist markiert. Mit dem Nomen ist die Semantik des „Entscheidens“ enger und präziser geworden, was der Ausdrucksweise der Verwaltungssprache die Eindeutigkeit verleiht. Die Intensität der Handlung wird durch die Pluralform der nominalen Komponente dargestellt (was normalerweise nicht der Fall bei den Funktionsverben ist), der Charakter der Handlung durch das Beifügen der Adverbialbestimmung „so bürgernah wie möglich“ .

Durch das Funktionsverbgefüge ist keine Phasenabstufung gezeigt, deshalb unterscheidet sich das Gefüge inhaltlich nicht von dem entsprechenden Vollverb, aber durch die Verdeutlichung des Vorgangsortes und des Geltungsbereichs kann der Text stilistisch markiert erscheinen, der institutioneller Charakter des Vorgangs ist akzentuiert.

Die passivische Form des Verbalausdrucks verleiht der Aussage den unpersönlichen Charakter und ohne die genaue Benennung der handelnden Personen erscheint der Vorgang mehr distanziert, dadurch vertrauenswürdig und überzeugend.

Gleichen semantisch-stilistischen Charakter trägt das Funktionsverbgefüge im folgenden Textabschnitt:

*Sobald das Europäische Parlament seine legislativen Entschlüssengen angenommen und der Rat seine Standpunkte festgelegt hat, leiten sie diese den nationalen Parlamenten zu.*

Das Adjektiv „legislativ“ akzentuiert noch stärker den institutionellen Charakter des Vorgangs.

Das Funktionsverbgefüge „Sorge tragen“ verdeutlicht die uneingeschränkte Zeitdauer der Handlung, was durch die Adverbialbestimmung „stets“ intensiviert wird.

*Jedes Organ trägt stets für die Einhaltung der in Artikel 3b des Vertrags über die Europäische Union niedergelegten Grundsätze der Subsidiarität und der Verhältnismäßigkeit Sorge.*

Das Funktionsverbgefüge in Form von Partizip II mit der Funktion des Attributs ist ein Beweis der Erweiterung der Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache. Durch das Attribut ist der ganze Satzinhalt verdichtet. Das Funktionsverbgefüge „in Betracht ziehen“ stellt ein vollendetes Geschehen mit kausativem Merkmal dar und das Partizip II verstärkt diese Semantik. Durch das Gefüge „Rechnung tragen“ ist das permanente Geschehen verumständlicht und stilistisch markiert dargestellt.

*Die Kommission führt umfangreiche Anhörungen durch, bevor sie einen Gesetzgebungsakt vorschlägt. Dabei ist gegebenenfalls der regionalen und lokalen Bedeutung der in Betracht gezogenen Maßnahmen Rechnung zu tragen. In außergewöhnlich dringenden Fällen führt die Kommission keine Konsultationen durch.*

Im folgenden Textabschnitt ist der Sachverhalt durch die Akzentuierung des Substantivs ausgedrückt, was die Vorliebe der Verwaltungssprache zum Substantivstil verdeutlicht, dabei ist diese Art des Ausdrucks eine Möglichkeit, durch das Attribut den verbalen Vorgang zu präzisieren, außerdem verleiht das Verb „stehen“ dem ganzen Gefüge die durative Semantik.

*Die Entwürfe von Gesetzgebungsakten berücksichtigen dabei, dass die finanzielle Belastung und der Verwaltungsaufwand der Union, der nationalen Regierungen, der regionalen und lokalen Behörden, der Wirtschaftsteilnehmer und der Bürgerinnen und Bürger so gering wie möglich gehalten werden und in einem angemessenen Verhältnis zu dem angestrebten Ziel stehen müssen.*

Im Text wird mehrmals das Gefüge „im Einklang stehen“ verwendet. Der wiederholte Gebrauch des Funktionsverbgefüges verdeutlicht bestimmte Voraussetzungen und die darauffolgenden Handlungen. Gleiche Sachverhalte mit gleichen sprachlichen Mitteln auszudrücken ist ein gelungenes Mittel der deutlichen und gleichwertigen Darstellung der Tatsachen:

*Erreicht die Anzahl begründeter Stellungnahmen, wonach der Entwurf eines Gesetzgebungsakts nicht mit dem Subsidiaritätsprinzip im Einklang steht, mindestens ein Drittel der Gesamtzahl der den nationalen Parlamenten nach Absatz 1 Unterabsatz 2 zugewiesenen Stimmen, so muss der Entwurf überprüft werden.*

*Außerdem gilt im Rahmen des ordentlichen Gesetzgebungsverfahrens Folgendes: Erreicht die Anzahl begründeter Stellungnahmen, wonach der Vorschlag für einen Gesetzgebungsakt nicht mit dem Subsidiaritätsprinzip im Einklang steht, mindestens die einfache Mehrheit der Gesamtzahl der den nationalen Parlamenten nach Absatz 1 Unterabsatz 2 zugewiesenen Stimmen, so muss der Vorschlag überprüft werden.*

*Beschließt die Kommission, an dem Vorschlag festzuhalten, so hat sie in einer begründeten Stellungnahme darzulegen, weshalb der Vorschlag ihres Erachtens mit dem Subsidiaritätsprinzip im Einklang steht.*

*Vor Abschluss der ersten Lesung prüft der Gesetzgeber (das Europäische Parlament und der Rat), ob der Gesetzgebungsvorschlag mit dem Subsidiaritätsprinzip im Einklang steht; hierbei berücksichtigt er insbesondere die angeführten Begründungen, die von einer Mehrheit der nationalen Parlamente unterstützt werden, sowie die begründete Stellungnahme der Kommission.*

*Ist der Gesetzgeber mit der Mehrheit von 55 % der Mitglieder des Rates oder einer Mehrheit der abgegebenen Stimmen im Europäischen Parlament der Ansicht, dass der Vorschlag nicht mit dem Subsidiaritätsprinzip im Einklang steht, wird der Gesetzgebungsvorschlag nicht weiter geprüft.*

„Klagen erheben“ \_ mit dem Funktionsverbgefüge ist der Sachverhalt ausgedrückt, was der Gerichtshof der Europäischen Union regulieren muss, und dabei werden Bedingungen genannt, wann und unter welchen Bedingungen Klagen erhoben werden können. Das Gefüge trägt den punktuellen Charakter. Es ist stilistisch markiert, entspricht dem juristischen Kontext und dieses eindeutige Verständnis des institutionellen Charakters wird durch das Gefüge gewährleistet, was das entsprechende Vollverb nicht auszudrücken vermag. Die nominale Komponente differenziert, spezialisiert den Vorgangsinhalt \_ den Gerichtskontext.

*Der Gerichtshof der Europäischen Union ist für Klagen wegen Verstoßes eines Gesetzgebungsakts gegen das Subsidiaritätsprinzip zuständig, die nach Maßgabe des Artikels 230 des Vertrags über die Arbeitsweise der Europäischen Union von einem Mitgliedstaat erhoben oder entsprechend der jeweiligen innerstaatlichen Rechtsordnung von einem Mitgliedstaat im Namen seines nationalen Parlaments oder einer Kammer dieses Parlaments übermittelt werden.*

*Nach Maßgabe des genannten Artikels können entsprechende Klagen in Bezug auf Gesetzgebungsakte, für deren Erlass die Anhörung des Ausschusses der Regionen nach dem Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union vorgeschrieben ist, auch vom Ausschuss der Regionen erhoben werden.*

## Zusammenfassung

In der bidirektionalen Auffassung des Kontextbegriffs wird angenommen, dass der Kontext das individuelle Verhalten des Kommunikanten nicht einfach bestimmt, sondern dass der Textproduzent die Realität wahr nimmt und ihr Rechnung trägt, auf ihn reagiert, dabei selbst den Kontext durch seine sprachlichen Ausdrücke schafft. Die Berücksichtigung der außersprachlichen Realität und entsprechende sprachliche Handlung bedeutet die Verwendung der sprachlichen Äußerungen dem Kontext entsprechend, was den Interpretationsprozess ermöglicht. Der Rezipient soll im Interpretationsprozess dem Kontextualisierungsprozess folgen und aufgrund seines Weltwissens sprachlich ausgedrückte Realität rekonstruieren. Wenn der Textproduzent die sprachlichen Mittel verwendet, nimmt er an, dass bei dem Textrezipienten genau die Schemata aktiviert werden, die er voraussetzt.

Durch die Analyse der semantisch-grammatischen und kommunikativ-pragmatischen Leistungen jedes einzelnen Funktionsverbgefüges in einem Verwaltungstextmuster ist es möglich, den ganzen Kontext der Verwaltungskommunikation zu rekonstruieren. Dies geschieht, weil Funktionsverbgefüge als relevante sprachliche Einheiten des Textes seinen offiziellen und sachlichen Charakter ausmachen und über den Textinhalt hinaus die offiziellen, aufgrund der Gesetzgebung regulierten Beziehungen verdeutlichen. Durch die Analyse der Eigenschaften der Funktionsverbgefüge wird inferiert, mit welchen Intentionen sie gebraucht werden. Die Funktionsverbgefüge werden als Kontextualisierungsinweise betrachtet, weil sie das Potential haben, in sprachlicher Gestalt die öffentliche Verwaltungskommunikation zu verdeutlichen. Die verschiedenartigen Leistungen der Funktionsverbgefüge können sich auf die Wissensstrukturen des Rezipienten beziehen und bestimmte Schemata eröffnen.

## Literatur

- Auer, Peter (1986): Kontextualisierung. Sonderdruck aus der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Originalbeitrag erschienen in: Studium Linguistik 19 (1986), S. 22 – 47. Im Internet unter:  
[http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/4489/pdf/Auer\\_Kontextualisierung.pdf](http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/4489/pdf/Auer_Kontextualisierung.pdf)  
[Stand: 25.07.2013].
- Burger, Harald (2010): Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Grundlagen der Germanistik 36. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Busse, Dietrich (2007): Diskurslinguistik als Kontextualisierung \_ Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. S. 81-105. In: Warnke, Ingo (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin. New York: Walter de Gruyter.
- Glück, Helmut (1993): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart. Weimar: Verlag J. B. Metzler
- Gwenzadse, Msia (2012): Kommunikationsereignis und Text. Tbilissi: Universal.
- Helbig, Gerhard: *Probleme der Beschreibung von Funktionsverbgefügen im Deutschen*. In: Deutsch als Fremdsprache 16.

- Jaiser, Sarah (2009-2010): Verwaltungssprache – bürgernah oder eine unüberwindbare Kommunikationsbarriere? Diplomarbeit zur Erlangung des Grades einer Diplom-Verwaltungswirtin (FH). Im Internet unter: [http://opus.bsz-bw.de/fh/b/volltexte/2010/170/pdf/Diplomarbeit\\_Sarah\\_Jaiser.pdf](http://opus.bsz-bw.de/fh/b/volltexte/2010/170/pdf/Diplomarbeit_Sarah_Jaiser.pdf) [Stand: 25.07.2013].
- Kezba-Chundadse, Lali: Theorie der epistemischen Kontextualisierung in der deutschen Diskurslinguistik. Zt.für Sprachwissenschaft 2011, Tbilissi, TSU, S. 257-264. Im internet unter: [http://www.press.tsu.ge/GEO/internet/elektronuli%20journals/Enatmecn-sakitkhebi-11\\_T100\\_26-06-12.pdf](http://www.press.tsu.ge/GEO/internet/elektronuli%20journals/Enatmecn-sakitkhebi-11_T100_26-06-12.pdf) [Stand:1.11.2013].
- Kezba-Chundadse, Lali/Giorgobiani, David (2012): Lexikologie der deutschen Sprache. Für georgische Studierende. Tbilissi: Universal.
- Knoblauch, Hubert (1991): Kommunikation im Kontext. John. J. Gumperz und die Interaktionale Soziolinguistik. Enke Verlag Stuttgart Zeitschrift für Soziologie, Jg. 20, Heft 6, Dezember 1991, S. 446-462. Im Internet unter: [http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/3929/ssoar-zfs-1991-6-knoblauch-4.kommunikation\\_im\\_kontext.pdf?sequence=1](http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/3929/ssoar-zfs-1991-6-knoblauch-4.kommunikation_im_kontext.pdf?sequence=1)[Stand: 25.07.2013].
- Malinkewitz, Detlef (2010): Bürger-Verwaltungs-Kommunikation. Eine empirische Analyse der Service Center-Kommunikation kommunaler Verwaltungen. Von der Philosophischen Fakultät der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie genehmigte Dissertation. Im Internet unter: <http://darwin.bth.rwth-aachen.de/opus3/volltexte/2010/3373/pdf/3373.pdf> [Stand: 25.07.2013].
- Ernst Müller, Frank /Selting / Margret (1988): Kontextualisierung von Sprache: Bericht und Kommentar zum Workshop „Interpretive Sociolinguistics III: Contextualization of language“. Konstanz. Postprints der Universität Potsdam Philosophische Reihe ; 5. Im Internet unter: <http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2010/4197/pdf/kontextualisierung.pdf> [Stand: 25.07.2013].
- Polenz, Peter (1963): *Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt.* (Beihefte zur Zeitschrift „Wirkendes Wort“). Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- Purzeladse, Viola (1998): Text als schriftliche Manifestation der sprachlichen Tätigkeit. Bd1. Tbilissi: Samschoblo.
- Ruppert, Kristina: Verwaltungskommunikation - Das Formular. Eine textsortenlinguistische Analyse am Beispiel einer Sterbefallanzeige. Im Internet unter: [http://www.krematorium-meissen.de/downloads/artikel/HA\\_Sterbefallanzeige.pdf](http://www.krematorium-meissen.de/downloads/artikel/HA_Sterbefallanzeige.pdf) [Stand: 25.07.2013].
- Schepelmann, Alexandra 2002-2003: Kontextualisierung. Im Internet unter: <http://www.univie.ac.at/linguistics/publications/diplomarbeit/schepelmann/Daten/kontextualisierung.htm> [Stand: 25.07.2013].
- Schepelmann, Alexandra 2002-2003: Kontext in der Kontextualisierungsforschung. Im Internet unter: [http://www.univie.ac.at/linguistics/publications/diplomarbeit/schepelmann/Daten/kontext\\_in\\_der\\_kontextualisierungsforschung.htm](http://www.univie.ac.at/linguistics/publications/diplomarbeit/schepelmann/Daten/kontext_in_der_kontextualisierungsforschung.htm) [Stand: 25.07.2013].
- Schepelmann, Alexandra 2002-2003: Kontextualisierungshinweise. Im Internet unter: <http://www.univie.ac.at/linguistics/publications/diplomarbeit/schepelmann/Daten/kontextualisierungshinweise.htm> [Stand: 25.07.2013].



Teil1 – PUB – Publikationen an der Universität Bielefeld. Im Internet unter: <http://pub.uni-bielefeld.de/luur/download?func=downloadFile&recordOID=2301878&fileOID=2301884> [Stand: 25.07.2013].

Wotjak, Barbara / Heine, Antje 2005: Zur Abgrenzung und Beschreibung verbnominaler Wortverbindungen (Wortidiome, Funktionsverbgefüge, Kollokationen).

### Quellen

[http://www.verwaltungsvorschriften-im-internet.de/bsvwybund\\_09032001\\_316841230000.htm](http://www.verwaltungsvorschriften-im-internet.de/bsvwybund_09032001_316841230000.htm) [Stand: 25.07.2013]

[http://www.ecb.europa.eu/ecb/legal/pdf/de\\_lisbon\\_treaty.pdf](http://www.ecb.europa.eu/ecb/legal/pdf/de_lisbon_treaty.pdf)[Stand: 11.04.2014]

Anschrift der Verfasserin

*Salome Schawgulidse  
Staatliche Akaki-Zereteli-Universität Kutaisi  
Lehrerin des Sprachenzentrums der  
Fakultät für Geisteswissenschaften  
Tamar-Mepe Str. 59, Georgien, Kutaisi 4600*

*Doktorandin der Abteilung für Deutsche Philologie  
an der Staatlichen Ivane Javakhishvili Universität Tbilissi  
E-Mail: [salomeshavgulidze@yahoo.de](mailto:salomeshavgulidze@yahoo.de)*

**Nachwort der Herausgeberinnen**  
**Deutsche Sprache – schwere Sprache? Von wegen!**  
**In memoriam Professor Dr. Tengis (Samson) Karbelaschwili**

Der Mann, der dieses Diktum von der schweren deutschen Sprache gern im Munde führte, verstarb am 24.2.2009. Ich habe die Verpflichtung und die Freude, an seinem 5. Todestag an ihn zu erinnern – als einen talentierten Germanisten und einen großartigen Freund.

Tengis Karbelaschwili widmete sein berufliches Leben der angeblich so verzwickten deutschen Sprache. Er förderte das Deutsche und die deutsche Kultur in Georgien, wo beides traditionell viel Ansehen und Respekt genießt. Trotz der Mär von der Kniffligkeit der deutschen Sprache, hatte und habe ich bei meinen Besuchen in Georgien den Eindruck, dass das Deutsche hier voller Virtuosität und Leichtigkeit gesprochen und gepflegt wird. Daran hatte Tengis Karbelaschwili zu seiner Zeit maßgeblichen Anteil.

Um die Motivation zum Sprachenlernen bei seinen Studentinnen und Studenten zu befeuern, dachte er sich verschiedene Anreize aus, beispielsweise die Studentenkonzerte, die er selbst organisierte. Die Studierenden waren aufgefordert, aus ihren Arbeiten vorzutragen und ihre Forschungen zur Diskussion zu stellen. Er liebte es, Plattformen zu schaffen, wo Thesen verteidigt und Ansichten erweitert werden konnten. Seine Freude am wissenschaftlichen Streit war wohl auch der Anlass, die Zeitschrift „Germanistische Studien“ ins Leben zu rufen, in der die unterschiedlichen Perspektiven der Germanistik (die Sprach- und die Literaturwissenschaft sowie Deutsch als Fremdsprache) Raum fanden. Auch Doktoranden waren eingeladen, sich mit ihren Themen zu beteiligen. „Einladen“ – das ist eine rundum zutreffende Bezeichnung für Tengis Karbelaschwilis Geisteshaltung. Er war ein Ermunterer. Nichts hatte sofort perfekt zu sein, im Gegenteil: Seine Wertschätzung galt den Anfängen, dem Unfertigen, den frühen Ideen und ersten Plänen. Seine Ermutigung und Geduld habe ich selbst unendlich geschätzt. Beide Eigenschaften sind im heutigen Wissenschaftsbetrieb, wo es vorwiegend um schnelle, zählbare, insbesondere pekuniäre Erfolge (messbar in umfangreichen Summen eingeworbener Drittmittel und voluminösen Zitierindices) geht anstatt ums Denken und Begreifen, selten geworden.

Tengis hätte über diesen Einschub in Sachen akademische Befindlichkeiten vermutlich einen Witz gemacht. Mit einem Augenzwinkern. In der von ihm geliebten und gar nicht so schweren deutschen Sprache.

*PD Dr. Friederike Schmöe, Universität Bamberg; Autorin, Dozentin. Februar 2014.*

\* \* \*

5 Jahre sind seit dem Tod des ersten Herausgebers der Germanistischen Studien vergangen, der Zeitschrift, die wir georgische Germanistinnen und Germanisten von ihm geerbt haben, des Kollegen, der zu seinen Lebzeiten von Studierenden und Professoren wegen seines begeisterten Einsatzes für die deutsche Sprache und seiner persönlichen menschlichen Ausstrahlungskraft hoch geschätzt, noch mehr: geliebt wurde.

Für uns, die MitarbeiterInnen der Fachrichtung *Deutsche Philologie*, ist die Verlust groß – uns fehlt Tengis als hochqualifizierter Germanist, der viel für die Studierende leisten konnte, uns fehlt ein werter Freund, auf den wir uns verlassen konnten.

Ein Bild entsteht vor meinen Augen, als ich ihm das Heft N8 der Germanistischen Studien, gedruckt in einem von ihm gewünschten neuen blauen Umschlag, vor fünf Jahren ins Krankenhaus brachte. Wie er erstrahlte, als er es in die Hand nahm, wie er sich freute, obwohl er sich dessen bewusst war, dass er bald sterben würde – und darüber lästerte er sogar, um seinen Nächsten die Lage nicht zu erschweren.

Das nächste Heft N9 widmeten wir, seine Kolleginnen und ich, schon seinem Andenken, versuchten es in seinem Sinne zu gestalten und gaben es selbst heraus. Auch nachher versuchten wir, PD Dr. Friederike Schmöe und ich als Herausgeberinnen, die Tradition, studentische Arbeiten zu veröffentlichen, auf eine andere Weise fortzusetzen. Wir involvierten die besten Arbeiten der Masterstudierenden und DoktorandInnen aus der TSU und HHU Düsseldorf in den Jubiläumsband N10 wie auch in den vorliegenden Sammelband N11.

Wie viel Zeit und Engagement er jedes Jahr für die Herausgabe der *Germanistischen Studien* aufbrachte, können wir (als Redakteurinnen und Herausgeberinnen) nun noch mehr schätzen bei unseren Versuchen, seine ehrenvolle Beschäftigung fortzusetzen, die er mit einer nur ihm eigenen Leichtigkeit zu schaffen vermochte.

*Prof. Dr.Lali Kezba-Chundadse* Staatliche Ivane Javakhishvili Universität Tbilissi